H. misc. 101 um

<36608632710018

<36608632710018

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 101 um

FESTBUCH

ZUR ERÖFFNUNG DES HISTORISCHEN MUSEUMS.

BASEL
R. REICH
1894.

H
1031 g

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTECA
REGIA
MARIACENSIS

WILHELM WACKERNAGEL

Photogravure u. Druck v. L. Angerer in Berlin.

FESTBUCH

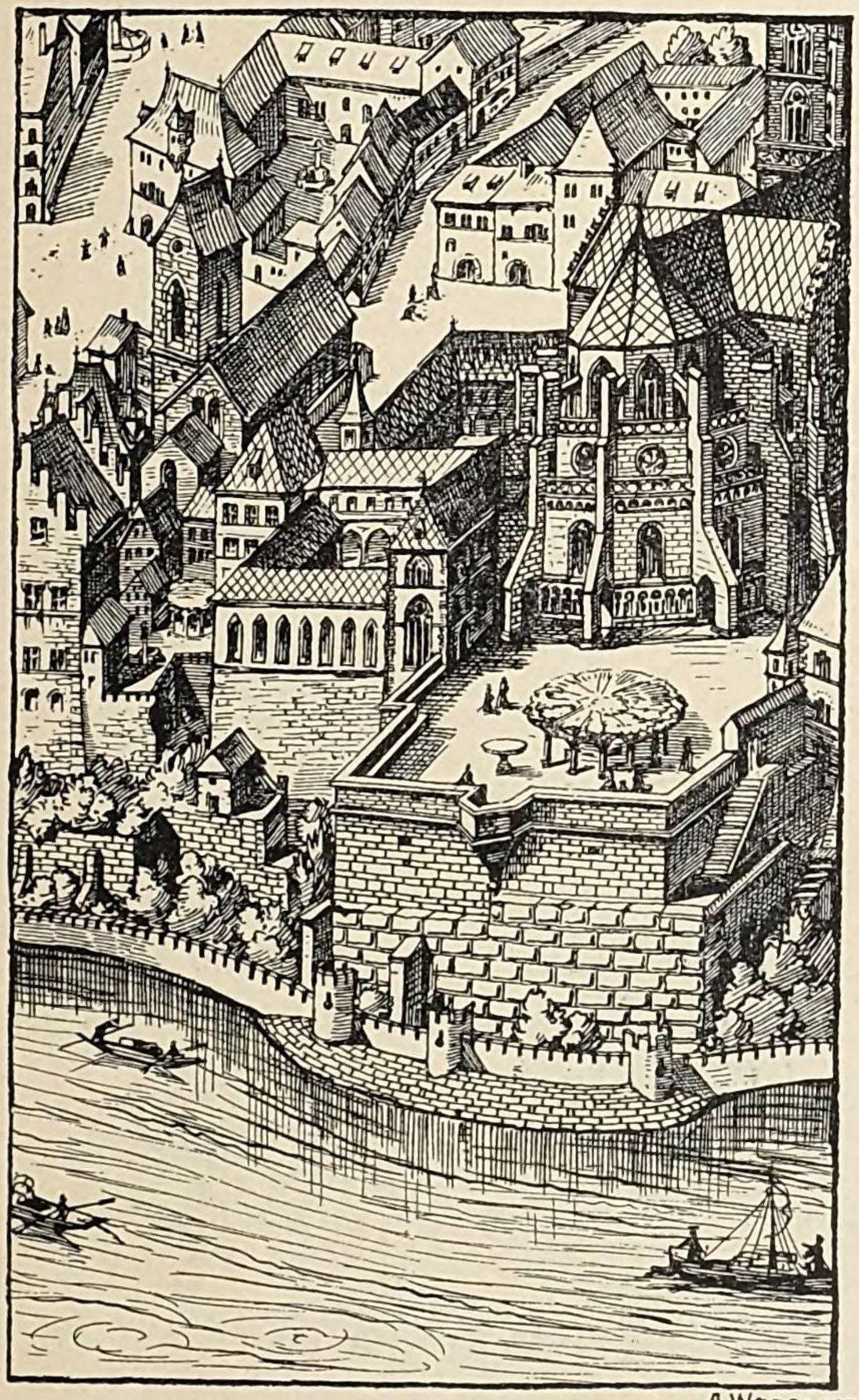
ZUR ERÖFFNUNG DES HISTORISCHEN MUSEUMS.

BASEL
R. REICH
1894.

Emil Birkhäuser, Basel.
Buchdruckerei und Lichtdruckanstalt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



A. Wagen, gez.

Mit grosser Freude und mit aufrichtigem Danke begehen wir die Einweihung der für das Historische Museum hergestellten Barfüsserkirche. Beginnt doch mit dieser Thatsache ein neuer wichtiger Abschnitt in dem Entwickelungsgange unseres Institutes. Weite, herrliche Hallen, ein Bauwerk von einfacher und grossartiger Schönheit, sind für die Aufnahme der antiquarischen und der mittelalterlichen Sammlung, welche bis dahin im Museum und in den alten Kapellen und Sälen hinter dem Münster aufbewahrt waren, in zweckmässiger Weise eingerichtet worden. Die hohen Behörden, sowie die einzelnen Bürger unsrer Stadt haben kein Opfer gescheut, um dieses neue Haus auf das Schönste einzurichten; sie haben dadurch wiederum

ein beredtes Zeugnis abgelegt, dass Basels Bürgerschaft stets mit Herz und Hand bereit ist, wenn es sich darum handelt, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen zu fördern. Daher unsre grosse Freude, daher unser aufrichtiger Dank.

Doch es soll diesem Gefühle nicht nur durch einen schnell enteilenden Festtag Ausdruck verliehen werden, sondern wir möchten auch ein bleibendes, wenn auch bescheidenes Denkmal stiften durch die Herausgabe dieser Festschrift.

Was frommen der Wissenschaft und der Kunst alle Anstrengungen einer Stadt, wenn nicht Männer daselbst vorhanden sind, die diese Anstalten zu verwerten im Stande sind; was nützt auch der beste ausgestreute Samen, wenn nicht mit thätiger Hand und mit vorsichtiger Klugheit der Landmann den Acker bestellt! Möge dieses Gedenkbuch den Beweis liefern, dass auch heute noch Basel solche Arbeiter in Fülle besitzt, welche den Boden der Kunst nicht brach liegen, welche den Pflug der Wissenschaft nicht rosten lassen. Mögen Behörden und Bürgerschaft auch durch dieses Werk, welches von Basler Gelehrten zusammengestellt ist, dessen Inhalt zum grössten Teil Basler Altertümer und Kunstwerke betrifft, die Überzeugung gewinnen, dass nichts Überflüssiges gethan wurde, als die Herstellung und der Umbau der schönsten Klosterkirche Basels, des höchsten Klosterchores am Rheinstrom, beschlossen und mit grossen Opfern durchgeführt wurde.

Und wohl nicht minder deutlich sprechen für die Berechtigung dieses Unternehmens, auch wenn von den Persönlichkeiten abgesehen wird, die Schätze, welche hier vorhanden sind, vor allem das Bauwerk selbst. Gross genug war noch vor wenigen Jahren die Gefahr, dass dasselbe dem Erdboden gleich gemacht werde, und jetzt steht es da in erneuter Pracht, ein überwältigendes Denkmal mittelalterlicher Kunstthätigkeit und bürgerlicher Schaffensfreudigkeit. Wenn unsre Stadt dem Bischof und dem adligen Domkapitel unser herrliches Münster verdankt, so blickt sie mit nicht weniger Stolz

auf die Barfüsserkirche als auf das Gotteshaus, welches die aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangenen, einfachen Brüder des heiligen Franciscus inmitten des städtischen Getriebes errichtet haben, damit hier der Bürger seine Andacht verrichten, damit er hier bei frohen und traurigen Ereignissen die Weihe und den Trost von oben erhalten, damit er hier endlich die letzte Ruhestätte finden konnte. Und ferner wie oft haben nicht die lichten Hallen der Barfüsserkirche dazu gedient, die Bürgerschaft als solche zu vereinigen, wenn es sich darum handelte, in ernster Zeit das Wohl der Stadt zu beraten und für die bürgerliche und geistige Freiheit Basels einzustehen.

Welcher Raum unserer Stadt wäre daher geeigneter, die historischen Altertümer, Zeugen und Andenken vergangenen Lebens und Schaffens, aufzunehmen, als dieses Gebäude, und wo fänden diese letztern eine passendere Unterkunft als gerade hier.

Klein waren die Anfänge des historischen Museums, als im Jahre 1856 Wilhelm Wackernagel mit der ihm eigenen Energie den Grundstein zu der mittelalterlichen Sammlung legte; allein durch das Wohlwollen der Behörden und durch die Freigebigkeit der Bürgerschaft gefördert, war die Entwickelung der neuen Anstalt hinter dem Münster eine sehr gedeihliche. Der Sammeleifer früherer Jahrhunderte kam ihr in reichlichem Masse zu Gute, indem sowohl die mittelalterlichen Gegenstände, welche Museum und Bibliothek aufbewahrten, als auch gar Manches, was private Pietät in den Häusern der Stadt erhalten hatte, allmählich hier aufgestapelt wurden. Der im Jahre 1869 erfolgte Hinschied des Stifters war für die mittelalterliche Sammlung ein grosser Verlust; allein sein Nachfolger Moritz Heyne verstand es, durch dasselbe thatkräftige Vorgehen den Ausbau des ihm anvertrauten Institutes mächtig zu fördern. Raum um Raum wurde förmlich erobert und in kurzer Frist mit neuen Erwerbungen angefüllt. Dabei flossen auch die finanziellen Mittel immer reichlicher, indem eine Anzahl von Korporationen und

Gesellschaften jährliche Beiträge bewilligten und auch ein besonderer Verein zur Unterstützung der mittelalterlichen Sammlung gegründet wurde. Mit freudiger Zuversicht konnte daher im Jahre 1882 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum gefeiert werden.

Leider verliess schon ein Jahr nachher Heyne unsere Vaterstadt, sodass die Weiterführung der Sammlung grossenteils jüngeren Händen anvertraut werden musste, denen allerdings zunächst noch der erfahrene Rat eines der Mitbegründer, des Herrn Sam. Merian-Bischoff, zur Seite stand. Nach Kräften wurde die mittelalterliche Sammlung auch unter der neuen Leitung ausgebaut und vermehrt. Handwerker und Künstler fanden hier Anregung und Vorbilder; wissenschaftliche Arbeiten behandelten einzelne Gegenstände; es erfreute sich die Sammlung eines äusserst zahlreichen Besuches, und auch weit über die Grenzen unseres kleinen städtischen Gemeinwesens hinaus genoss dieselbe eines gutes Rufes und einer gewissen Berühmtheit.

Unter diesen Umständen war es wohl keine Unbescheidenheit, wenn Basel glaubte, in erster Linie ein Anrecht zu besitzen auf ein schweizerisches Landesmuseum, dessen Gründung hauptsächlich durch die hochherzige Schenkung eines Basler Kunstfreundes nahe gerückt wurde. Basel bewarb sich um diese Ehre bei den eidgenössischen Behörden, allein vergeblich. Diese Übergehung wurde bitter empfunden und rief eine tiefe Verstimmung in den weitesten Kreisen unserer Vaterstadt hervor; jedoch man liess den Mut nicht sinken, sondern Behörden und Bürger suchten nun in edelm Wetteifer aus eigenen Mitteln, wenn auch in viel bescheidenerem Umfange, das zu erreichen, was Basel von der Eidgenossenschaft zu erhalten vergeblich gehofft hatte.

Die Thatkraft, womit der Vorsteher unseres Erziehungswesens die Angelegenheit an die Hand nahm, das Entgegenkommen des grossen Rates und die Bereitwilligkeit unserer Baubehörden haben es ermöglicht, dass im Winter 1893 das neue Haus konnte bezogen werden, dass das Historische Museum, welches

die Vergangenheit Basels und eines guten Teiles der übrigen Eidgenossenschaft sowie der oberrheinischen Lande darstellt, am 21. April 1894 eröffnet werden kann. Möge auch dieses erneute Institut dazu dienen, bei recht vielen Besuchern und Benützern desselben die Liebe zum Vaterlande zu befestigen und den Sinn für das Schöne zu wecken; dann werden Alle, welche bei diesem Werke in irgend welcher Weise mitgeholfen haben, erst recht von grosser Freude erfüllt werden, und es wird dies für alle ihre Mühe und Arbeit, welche auch bei diesem Unternehmen nicht gefehlt haben, der schönste und aufrichtigste Dank sein.

Im Namen und Auftrag der Kommission für das Historische Museum:

Alb. Burckhardt-Finsler

Conservator.

Basel, im April 1894.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

FERDINAND DÜMMLER: Einige eleusinische Denkmäler . 1

Hiezu Tafel I.

E. A. STÜCKELBERG: Die Palmsonntagsfeier im Mittelalter 17

Hiezu Tafel II.

HEINRICH ALFRED SCHMID: Mathias Grünewald . . 37

Hiezu Tafel III.

BERNHARD RIGGENBACH: Die Barfüsserkirche als Geburtsstätte der Reformation 97

Mit dem Bilde Pellikans.

DANIEL BURCKHARDT: Studien zur Geschichte der Baslerischen Malerei des spätern Mittelalters 127

Hiezu Tafeln IV, V, VI, VII.

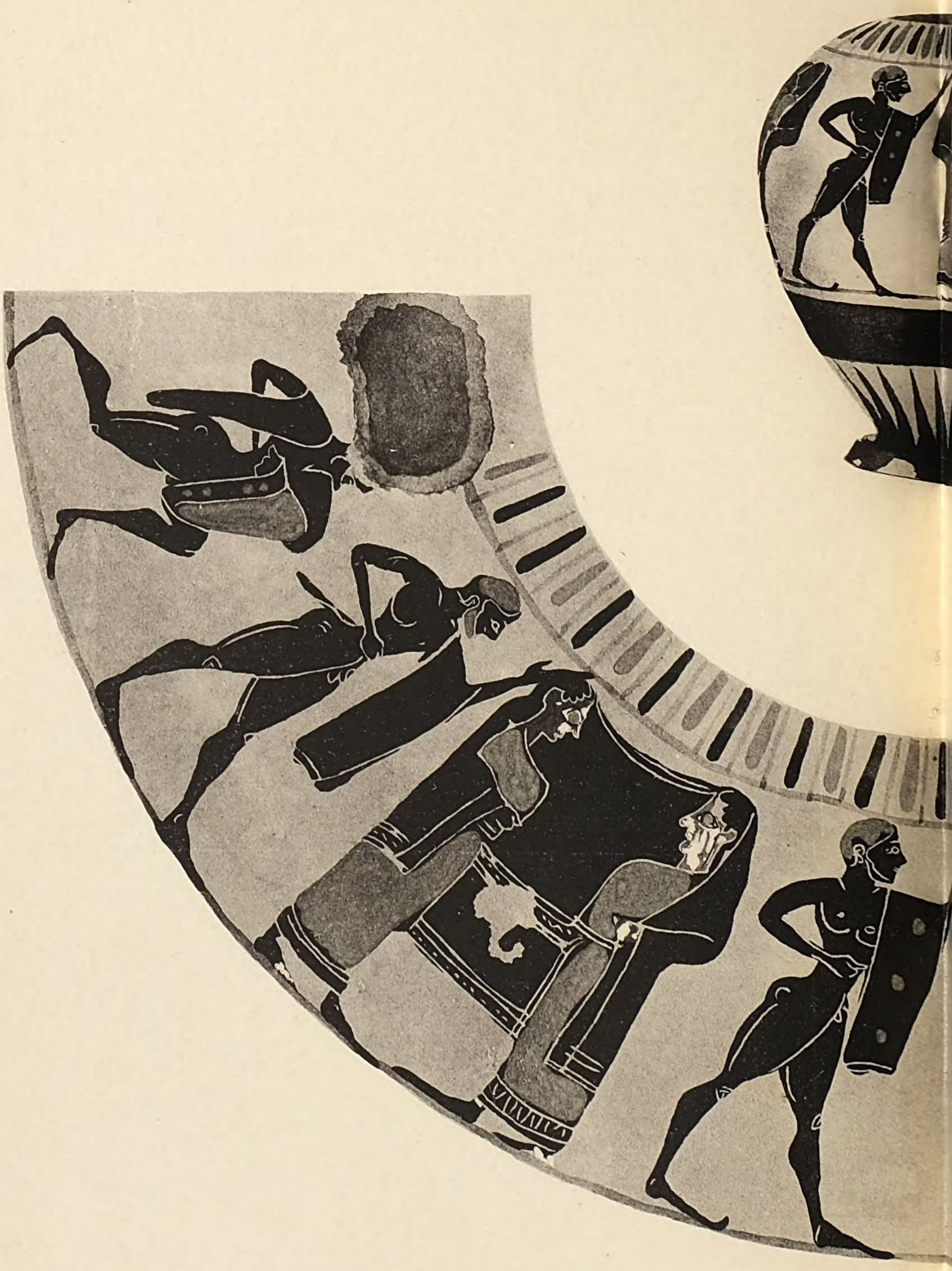
HEINRICH WÖLFFLIN: Das Grabmal der Königin Anna im Münster zu Basel 151

Hiezu Tafel VIII.

RUDOLF WACKERNAGEL: Geschichte des Barfüsserklosters zu Basel 159

Hiezu Tafel IX.

I.



ATTISCH
MIT DARSTELLUNGEN AUS D

Sammlung Ba

HE VASE

DEM ELEUSINISCHEN CULTE.

achofen Basel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

EINIGE ELEUSINISCHE DENKMÆLER.

VON

FERDINAND DUEMMLER.

Das auf Tafel I abgebildete Gefäss befindet sich in Basel in der Sammlung Bachofen, welche auch sonst noch wichtige und interessante Stücke birgt. Die jetzige Eigentümerin, die Witwe des bekannten Forschers, hat mir in liberalster Weise nicht nur die Veröffentlichung an diesem Orte gestattet, sondern war auch so liebenswürdig, mir aus J. J. Bachofens litterarischem Nachlass die auf dieses Gefäss bezüglichen Nachrichten und Bemerkungen selbst zusammenzustellen. Das Gefäss ist eine kleine attische Weinkanne — Hals und Henkel fehlen — sicherer, aber nachlässig gehandhabter Technik, wohl aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, doch dem Anfang dieses Zeitraums näher stehend als dem Ende.[1]) Aus den Notizen in Bachofens handschriftlichem Kataloge sub No. 56 geht hervor, dass das Gefäss aus der Nekropole von Cervetri stammt; ferner sind in diesem Kataloge, zum Teil mit Benutzung eines Briefes Stephanis vom 13/25. April 1869, soviel ich sehe, alle damals bekannten Monumente, welche zur Erklärung des unsrigen dienen können, aufgezählt; von Bachofen ist auch die

Bedeutung der Darstellung gewürdigt und der richtige Weg zu ihrer Erklärung gewiesen. Freilich in Einzelnheiten dürfen wir ihm heute nicht mehr folgen, und wir sind daher nicht berechtigt, seinen skizzierten Deutungsversuch, welcher begreiflicherweise sich im Ideenkreise des von Bachofen zuerst in seiner Bedeutung erkannten Mutterrechts bewegt, zu veröffentlichen; aber die Hauptsache, dass auf unserm Gefäss verschiedene Scenen aus dem Leben derselben Personen dargestellt seien, hebt Bachofen richtig hervor. Der festliche Anlass dieser Sammelschrift, welcher unter den Arbeiten des Semesters zur Eile treibt, wird es entschuldigen, wenn auch ich meinen Deutungsversuch skizzenhafter begründet hinstelle, als es bei reichlicherer Musse und mit ausgiebigerer Benutzung von Bibliotheken und Sammlungen statthaft wäre. Kommt es doch in der Archäologie vorläufig noch weniger auf möglichst erschöpfende gedankliche Verarbeitung als auf das Zugänglichmachen des reichen, weit zerstreuten Materials an, und der Mut des Irrens, der hier noch Lebensbedingung ist, wird ja auch im allgemeinen mit anerkennenswertem Eifer geübt.

Ich beginne nach Bachofens Vorgang die Erklärung mit der 6. bis 8. Figur von dem linken Ende der Tafel (Scene I). Hier scheinen zwei Frauen in fast gleicher Haltung einander gegenüberzustehen. Sie tragen beide einen unter dem Überschlag gegürteten Peplos und Schleier, der den Kopf bedeckt; bei beiden ist der äussere Arm halb gesenkt in den Schleier gewickelt, der innere Arm streckt diesen in der konventionell archaischen Art vor. Der Peplos der Gestalt links ist ganz ziegelrot, bei der Gestalt rechts ist nur der Überschlag rot, der untere Teil schwarz mit einem rot getupften Dreiecksmuster. Bei beiden Frauen ist auffallend und offenbar beabsichtigt das zwar normal mandelförmige, aber besonders grosse weit aufgerissene Auge, dessen Pupille mit roter Farbe ausgefüllt war, von der noch einige Reste geblieben sind. Zwischen diesen beiden Frauen scheint ein bärtiger Mann zu stehen oder zu

schreiten; indem er der rechts stehenden Frau den Körper zuwendet, wendet er den Kopf nach der andern zurück. Er ist mit einem flüchtig gemalten Schwerte umgürtet, die Arme hat er beide in eckiger Bewegung bis zur Brusthöhe gehoben, um den linken etwas höher gehobenen ist die Chlamys gewickelt, die Füsse sind mit hohen Schuhen bekleidet, aus deren vorderem Abschluss eine viertelkreisförmige Zunge sich erhebt. Hinter der Frau links gleichfalls nach links gewendet steht ein zweiter bärtiger Mann, den rechten Arm wie jener andere Mann mit geballter Hand bis zur Brust erhoben, dagegen den linken Arm, an dem die Chlamys hängt, mit der Handfläche nach aussen bis dicht an den Kopf der vor ihm befindlichen Frau erhoben. Man erhält den Eindruck, dass er anbete oder gestikulierend erkläre, was da vorgeht. Fast identisch, abgesehen von dem Schwert, mit dem sie hier umgürtet ist, kehrt diese Figur wieder links neben der zweiten Gruppe (Scene II), welche sich links von der eben beschriebenen Gruppe befindet. Den Hauptgegenstand dieser Gruppe bilden zwei einander gegenüberstehende Frauen in Haltung und Kleidung den vorhin beschriebenen gleich, nur dass diesmal bei beiden der Peplos ganz rot ist, und dass diesmal eine jede auch das Haupt der andern mit ihrem Schleiertuch überdeckt hat. Der untere Rand des einen Schleiertuchs läuft etwas unter Gürtel-, der des andern etwas unter Kniehöhe. Noch deutlicher als in der ersten Gruppe bohren beide Frauen ihre weitaufgerissenen Augen ineinander. Es folgt dann nach links unter dem Henkel in geducktem Schreiten eine einzelne nach rechts gewandte bärtige Gestalt; die Chlamys liegt auf der rechten Schulter und dem linken Unterarm, die Ellenbogen sind nach beiden Seiten spitz nach aussen gekehrt, die Hände scheinen sich beinahe auf der Brust zu treffen; es macht den Eindruck, als ob diese Gestalt etwas nicht ganz leicht folgendes hinter sich herziehe. Auf der andern Seite des Henkelansatzes befindet sich noch eine Gruppe von zwei Personen (Scene III). Rechts im Profil nach links gewendet, ganz in das Himation

gehüllt, ein ruhig dastehender, bärtiger Mann, ihm gegenüber weit ausschreitend und mit der vorgestreckten Linken lebhaft gestikulierend, die Figur, welche wir schon zweimal in der Rolle des Bewundrers, Anbeters oder Erklärers trafen. Er ist diesmal mit dem Schwerte gegürtet und sicher als Verkündiger zu fassen.

Der Schluss scheint mir unabweislich, dass der Vasenmaler durch die fast identische Wiederholung dieser Figur in sinnreicher Weise hat betonen wollen, dass es sich hier um einzelne Scenen eines zusammenhängenden Vorgangs handle, dass in Scene III sich die Zuschauer noch einmal von dem unterhalten, was in Scene I und II vor sich gegangen war, oder noch schärfer gefasst, dass der, welcher bei Scene I und II zugegen war — der leichten Tracht wegen auf dieser Kunststufe trotz der Bärtigkeit ein Jüngling —, in Scene III einem andern, nicht notwendig älteren Manne in erregter Weise von dem Geschauten erzählt.

So, als Scenenfolge mit Publikum, fasst auch Bachofen die Darstellung, indem er meines Erachtens mit Recht trotz der geringen Verschiedenheit in dem Trachtmuster die Frauengruppe in beiden Scenen als identisch fasst. Er schreibt im Kataloge: »Mir scheinen die begleitenden männlichen Figuren durch ihre rasche Bewegung, lebhafte Gestikulation und freudige Hinweisung auf die vor sich gehende Einigung der Frauen — — die glückliche Vollendung eines freudigen Ereignisses auszudrücken.« Stephani gegenüber scheint er als Kern der Darstellung formuliert zu haben: engste Verbindung durch zärtliche Liebe.

In der Korrespondenz mit Stephani hatte dann Bachofen und Stephani mit Recht noch einige andere Vasen zu der unsrigen gestellt und eine gemeinsame allen diesen Denkmälern gerecht werdende Erklärung postuliert. Zunächst die etwa gleichzeitige Vase bei Gerhard A. V. IV, 324. Diese zeigt fast identisch mit unsrer Vase die durch gemeinsame hier mit Rosetten geblümte Schleier vereinigte Frauengruppe. Zwischen ihren Füssen steht diesmal ein

taubenähnlicher Vogel nach links Links von der Gruppe befindet sich ein menschenfüssiger aber pferdeschwänziger Satyr, der seine Erregung und Bewunderung in lebhaften Gesten äussert, rechts davon zwei ebensolche mit ähnlichen Gesten. Gerhard wagt keine Deutung; eine Vase, welche er im Texte zu der genannten Tafel erwähnt, ist jetzt in Berlin und in Furtwänglers Katalog unter 1741 beschrieben. Hier ist ein Ephebe mit Lanze zwischen die durch Schleier verbundenen Frauen gestellt. Ferner verwies Stephani auf die Vase bei Stackelberg, Gräber der Hellenen, Tafel 15. Hier erscheint in der Mitte die bekannte Gruppe, doch wird hinter der Frau links noch eine kleinere, gleichfalls nach rechts gewendete Frau von den gemeinsamen Schleiertüchern umschlossen. Diese Mittelgruppe umstehen zunächst zwei bärtige Männer mit Speer, hinter welchen zwei bürgerlich matronal gekleidete Frauen der Mittelgruppe zugewendet stehen

In einem Nachtrag zu seinem Kataloge erwähnt Bachofen noch: Bologna, museo civico: Gelbliches, flaches Rundgefäss, Büchse. Auf dem Deckel Darstellung zweier Frauen einander zugekehrt und sich ganz nahe gerückt, beide eng von e i n e m Gewande verhüllt. Beide von gleicher Höhe und gleicher Jugend, fast identisch. Auf jeder Seite eine Figur, wovon eine männlich und verhüllt.

Dass ich in der Erklärung dieser Denkmäler etwas weiter gehen zu können glaube als die früheren, genannten Forscher, verdanke ich teils der Vermehrung des Materials, teils der neuen Herzuziehung alten Materials und nicht am wenigsten A. Furtwänglers Aufsatz »Zu den Köpfen der griechischen Kohlenbecken« im Archäol. Jahrbuch VI, S. 110 ff., der mich in allen Hauptsachen überzeugt hat, und den ich bei den Fachgenossen als bekannt voraussetze.

Was zunächst den Zuwachs an Denkmälern betrifft, so erscheint ein Gefäss auf den ersten Anblick einem von Natur nahe liegenden Hilfsmittel der Interpretation, nämlich einer prägnanten Auffassung des gemeinsamen Schleiertuchs für zwei Frauen oder zwei Frauen,

welche Hauptpersonen sind und eine dritte Nebenperson, verhängnisvoll zu werden. Es ist das die von Furtwängler Sammlung Sabouroff Tafel 51 publizierte Vase, von demselben im Berliner Vasen-Katalog unter No. 3993 beschrieben. Hier verhüllt auf der einen Seite ein gemeinsames Schleiertuch eine Gruppe von neun im Profil stehenden weiblichen Wesen, auf der andern Seite sind es nur sieben, auf beiden Seiten steht wieder bewunderndes Publikum herum. Ich werde auf die wahrscheinliche Erklärung dieser Vase am Schlusse zurückkommen und zunächst zur Interpretation der bisher besprochenen Denkmäler durch Heranziehung anderer verwandter einen festen Boden zu gewinnen suchen. Ich lasse zunächst die Schleiergruppe aus dem Spiel und gehe aus von dem Verhältnis von Scene und Zuschauer auf Vasenbildern. Einiges hierhergehörige habe ich bereits erörtert in dem Aufsatze Skenische Vasenbilder im 43. Bande des N. Rheinischen Museums, worauf ich hier verweisen kann. Ich glaube, es wird sich der allgemeine Satz herausstellen, dass eine deutliche Scheidung von Vorgang und Zuschauer in den Darstellungen der archaischen Kunst des sechsten bis fünften Jahrhunderts hauptsächlich da auftritt, wo es sich um einen für das Menschen- und Naturleben wichtigen Vorgang aus dem Götterleben handelt, und begreiflicherweise sind bevorzugt freudige Vorgänge aus dem Götterleben, und vornehmlich sind die Gottheiten zumeist die Träger dieses heiligen Dramas, die dem leidensvollen Leben der Natur und der Menschen nahe geblieben sind und im Homerischen Epos ganz zurücktreten, Dionysos und die chthonischen Ackergöttinnen, Gaia, Demeter und ihre Tochter. Obwohl eine gewisse Kultdramatik auch an den Festen andrer Götter, z. B. denen des Delischen und des Delphischen Apollon, nicht ausgeschlossen ist, so spielt sie doch nirgends eine derartige Rolle als im Kulte des Dionysos und der Eleusinischen Gottheiten in Attika. Da nun die ursprüngliche Dramatik eine Kulthandlung ist und die Thiasoi jener Götter von ihren Verehrern der ersten Menschenzunft wieder gleich gesetzt werden,

so liegt auf der Hand, dass diejenigen, die zum Segen des Landes den erstmaligen heiligen Vorgang dramatisch wiederholen, in verschiedenem Grade von Deutlichkeit an die göttlichen Wesen und Begleitdämonen, deren Erlebnisse sie darstellen, erinnern. Verschiedene scheinbare Widersprüche im Wesen jener Begleitdämonen liegen auch in der Natur der Sache. Als älteste Menschen sind sie wilde Männer, ἄγριοι, da der ihrer Pflege anvertraute Gott ihnen ja erst Gesittung und Kultur gebracht hat, aber als Pfleger dieses Gottes sind sie zugleich hochheilig und Erfinder aller guten Dinge. In den Nachbildungen jener Mimik handelt es sich, falls diese nicht für ein Weihgeschenk oder für ein heiliges Gerät bestimmt ist, nicht mehr um eine Kulthandlung. Zugleich haben die attischen Handwerker dabei das Gefühl, dass sie bemerklich machen müssen, dass es sich nicht um den erstmaligen heiligen Vorgang, sondern um seine Wiederholung im Kult handelt, daher sie das göttliche oder dämonische Wesen der Darstellenden oft nur halbwegs andeuten, ohne bereits mit den Mitteln entwickelter Technik den Mummenschanz deutlich als solchen charakterisieren zu können. Ein naives Mittel ist da die Nebeneinanderstellung von Vorbild und Abbild. Als Beispiel dafür kann ich einen dionysischen Mummenschanz hier nachtragen, dessen Sinn sein verdienter Herausgeber H. Heydemann gänzlich verkannt hat. Es ist die florentiner Schale, die H. Heydemann im 3. Hallischen Winckelmannsprogramm Tafel II, 3 abbildet. Dargestellt ist zweimal die Dionysische Phallosprozession. Derjenige, welcher den phantastisch aufgeputzten Balken,[2]) dessen Gerüst beidemal Menschen tragen, bewegt, ist aber einmal ein behaarter Satyr, das andremal nur ein übermässig grosser und dicker Mensch. Dasselbe Schwanken der Künstler findet sich in den von Furtwängler für den Kult von Phlya in Anspruch genommenen Darstellungen. Hier haben ursprünglich die Kyklopen mit ihren Hämmern das Haupt der Mutter Erde aus dem Winterschlafe geweckt, so dass von ihm der weltbeseelende Drang,

der kosmogonische Eros, ausgieng. Wiederholer dieses heiligen Ereignisses sind die Lykomiden. Wie weit sie bei der Kulthandlung in der Tracht an ihre wilden Vorväter erinnerten, wissen wir nicht. Die Vasenmaler des VI. bis V. Jahrhunderts schwanken zwischen ganz menschlicher Gestalt und dämonischer, satyrähnlicher Bildung. In Eleusis wird wenigstens im Homeridenhymnus auf die Wildheit der Empfänger des Kultus kein Nachdruck gelegt.[3]) Die Eleusinier, zu denen hier Demeter kommt, sind ganz homerisch zivilisiert; sogar sehr; um so erhabener stehen aber dafür die Göttergestalten den Menschen gegenüber, die sie in verschiedenem Grade zu sich hinaufziehen. Hier ist der darstellenden Kunst die Aufgabe gestellt, zwischen Göttern, erster Menschenzunft, Acteurs und Zuschauer möglichst klar zu unterscheiden. Mit besonderer Liebe, aber mit verschiedenem Erfolg hat sich die kindliche Kunst dieser Aufgabe unterzogen. Relativ am besten gelungen, weil am naivsten ausgedrückt, ist die staunende Bewunderung der Zuschauer veranschaulicht in einer Scene des heiligen Dramas, welche diesem erst nach dem im 7. Jahrhundert von einem Attiker gedichteten Homeridenhymnus hinzugefügt worden ist, bei der Aussendung des Triptolemos. In dem Hymnus ist Triptolemos noch König neben den andern, nicht der Sohn des Hauptkönigs und Pflegling der Demeter, als welchen wir uns den mit der Gabe der Ähre auf seinem Karren segnend durch die Landschaft fahrenden Heros denken müssen. Dieser Triptolemos ist an die Stelle des Demophon des Hymnos getreten, welcher inzwischen Sohn des Theseus geworden ist. Bei demjenigen Hofmystiker des Peisistratos, der unter dem Bardennamen Musaios im finstern munkelt, ist der neue Triptolemos sogar schon zum Sohn des Himmels und der Erde avanciert, als Prototyp des Orphischen Mysten (Fg. 11 Kinkel). Dass diese Gestalt urwüchsig in einem andern Kulte ist, nämlich in dem von Delos, lässt sich an der Hand der zahlreichen Denkmäler noch nachweisen. Ursprünglich wird der von den Hyperboreern mit dem *χρυσοῦν θέρος*, der gol-

denen Aussaat, zu seiner Schwester zurückkehrende Apollon so auf dem Karren sitzend gebildet und von Mutter oder Schwester mit dem Willkommstrunke gelabt. Im VI. Jahrhundert schuf man durch Heraushebung des Triptolemos für Eleusis hierzu eine kultdramatische Parallele, vielleicht nicht ohne kultzentralisierende, gegen Delos und Delphi gerichtete Nebenabsicht.[4]) Zahlreiche Denkmäler, welche teils diese Scene, teils ihre Darstellung zur Anschauung bringen, sind bequem gesammelt in Gerhards A. V. und vollständiger in Overbecks Kunstmythologie, Atlas, Tafel XV, wonach ich der Kürze wegen zitiere.

Da ist zunächst ein für Kultsagen besonders veranlagter Vasenmaler Hieron zu beachten, Overb. 22 a. Er lässt sich durch die kultliche Wiederholung dazu begeistern, die erstmalige Aussendung darzustellen, aber seine Demeter trägt das bunt überladene, schwarz figurig-gemusterte Gewand, das die darstellende Priesterin im Kultus trug.[5]) Besonders naiv ist der Vasenmaler, der No. 1 verfertigt hat. Um den Karren mit dem Kulturbringer stehn hier zwei Ehepaare, die Frauen ihn mit Kusshänden verehrend. Der Karren selbst hat eine ganz altertümliche, hier vielleicht sacral bewahrte Radform. Aber der, der verehrt wird, sieht gar nicht aus wie der halbgöttliche Heros, sondern wie irgend ein biederer Attiker, der sich auf seinem Karren und in seiner Würde gar nicht recht behaglich fühlt und sich nun ungeduldig umsieht nach seinen Mitagenten, welche ihn schliesslich auf seinem Karren hinter die Kulissen zu schieben haben. Die göttliche Würde des Heros ist gewahrt auf No. 3. Die religiöse Ergriffenheit spricht sich hier mit besonderer Deutlichkeit in dem einen Zuschauer rechts aus, der im Begriff ist, sich dem Heros anbetend zu Füssen zu werfen. Diese naiven Ausbrüche subjektiven Gefühls treten sehr bald nach dem Höhepunkt des schwarzfigurigen Dekorationsstiles, welchem auch unsere Vase angehört, vollständig zurück. Die sogenannten rotfigurigen Vasenmaler des strengen Stils äussern ihre Gefühle in andrer Richtung und andrer Art.

Ich kann nach diesen Vorbemerkungen wohl zu meinem Interpretationsversuch der Bachofenschen Vase schreiten. Auch hier zeigt sich in den Zuschauern trotz der Unbeholfenheit der Technik eine gewisse religiöse Erregung, welche in dogmatische Mitteilsamkeit übergeht. Dadurch sondern sich die Zuschauer auf das bestimmteste von den Darstellern des göttlichen Dramas, welche in sacraler Feierlichkeit ihre Rolle agieren. Nur die glühenden und verlangenden Augen verraten, wieviel von seiner Empfindung der gläubige Vasenmaler auch in sie hineinzulegen wünschte.

Ich erblicke also in Scene I die Rückführung der Kore zu ihrer Mutter Demeter, vermittelt durch den Hermes Psychopompos. Dass langsames feierliches Schreiten äusserlich als Stehen erscheint, ist in den anerkannten Stilgesetzen archaischer Kunst wohl begründet. In unserm Fall kommt noch hinzu, dass zur Darstellung jener Scene vielleicht wirklich zwei altertümlich steife transportable Holzstatuen dienten. Ich erinnere an den Besuch des Jakchos in Eleussis und die Besuchszeremonien verschiedener Madonnen- und Heiligenbilder im katholischen Kultus, um nur zwei möglichst weit voneinander entfernte Analogieen namhaft zu machen. Die Bewegungstendenz der Frau links auf die rechts ist durch die für jene Kunststufe durchaus angemessene und deutliche Stellung des führenden Vermittlers auf das beste zum Ausdruck gebracht. Spätere Kunstwerke lassen die Tochter deutlicher aus der Erdtiefe aufsteigen und charakterisieren in anderer Weise die Vermittlerrolle, indem sie Hermes mehr en face stellen. Sie fügen dann in der archaisch vermittelnden Stellung unseres Hermes vor diesem Hermes noch die Hekate hinzu, die dann noch das in die Dunkelheit zurückleuchtende Licht zu dem Vorgang hält (vgl. Overbeck, Kunstmythologie, Atlas, T. XVIII, 15). Wem Hermes durch die Zungenschuhe nicht genügend charakterisiert erscheinen sollte, den verweise ich auf die obigen allgemeinen Bemerkungen, dann auf gleichzeitige Vasen verwandten Inhalts, z. B. Gerhard A. V. II, 40, 41, 53, 56,

70, 72, 73 etc., wo überall die Zungenschuhe an Stelle der unglaubwürdig gewordenen Flügelschuhe getreten sind. Für das Fehlen von Botenhut und Kerykeion, die in jüngeren Denkmälern im Interesse der typischen Deutlichkeit wieder auftreten, lassen sich mannigfache Gründe denken; der massgebende dürfte der sein, dass es sich hier nicht um eine völkerrechtliche Kerykenfunktion handelt, sondern um eine die Wirksamkeit des Thanatos aufhebende, und da der Hermes Psychopompos schon im ω der Odyssee eine Funktion des Thanatos erfüllt, so darf er auch hier ein Schwert tragen.

Scene II fasse ich dann als die vollzogene Vereinigung von Mutter und Tochter. Die Augen sollen in Scene I Verlangen und Hoffnung, in Scene II Wonne und Befriedigung ausdrücken. In Betreff des wiederkehrenden Assistenten kann man schwanken, ob er als Hierophant gemeint sei, oder als verehrender Zuschauer, das heisst als *μυούμενος*. Die Scene III scheint mir für letztere Auffassung den Ausschlag zu geben. Es scheint, dass hier der, der geschaut hat, einem indifferent dastehenden Manne lebhaft zuredet. Es ist möglich, dass dieser ein noch nicht geweihter ist. Die Bärtigkeit spricht in diesem Stile der Kunst nicht gegen jugendliches Alter, ausserdem wissen wir aus litterarischen Quellen für das sechste Jahrhundert nichts über den Termin der Zulassung. Am unklarsten bleibt mir die Gestalt unter dem Henkel. Möglich ist, dass nur Publikum im weiteren Sinne gemeint sei, und dass die Stellung ihren Ursprung der unbeholfenen Anpassung des Künstlers an den Raum verdanke. Wahrscheinlicher ist mir aber, dass diese Figur als Abbreviatur einer weitern besondern Scene zu fassen sei. Auf gleichzeitigen Vasenbildern erscheint häufig in ähnlicher Stellung Herakles, der den Kerberos hinter sich an der Kette herzerrt. Er hatte sich bekanntlich für dieses Abenteuer in Athen weihen lassen müssen und war so in Attika ein schutzverwandter Heros geworden.

Dass die Erkenntnis des Wesens und der Geschichte des eleusinischen Kultes nur durch die eindringendste Analyse und Synthese

der gesamten litterarischen und monumentalen Überlieferung gefördert werden kann, ist keine Frage. Aber ebensowenig, dass wir bei einseitiger Benutzung der Schriftquellen in dieser Frage nicht zu dem erreichbaren Grad wahrscheinlicher Einsicht gelangen können, den wir im Interesse der billigen Beurteilung eines Hauptproblems der antiken Religion erstreben müssen. Lobecks Aglaophamus war gegen die Auswüchse der Symbolik sehr nützlich, aber er hat im Eifer der Abwehr da ein kategorisches Halt gerufen, wo wir jetzt streben müssen, weiter zu kommen. Dazu berechtigt und verpflichtet uns das monumentale Material, das wir erst seit kurzem an der Hand altehrwürdiger Methoden und einer aus dem antiken Boden neue Kraft saugenden Empirie hoffen dürfen, fruchtbar zu verwerten. Ebenso wie Lobeck hat sich meines Erachtens auch noch Rohde in seiner Psyche hinsichtlich des eleusinischen Kultes zu einseitig mit der litterarischen Überlieferung begnügt und hat sich dadurch bei einem zu kriticistischen Standpunkt beruhigt. Otto Kerns dankenswerte Untersuchung über das Kultbild der Göttinnen zu Eleusis Athen. Mitt. XVII, S. 125 ff. ist dadurch zu einem überzeugenden Abschluss meines Erachtens nicht gelangt, dass er sie auf eine zu schmale Basis gestellt hat; er unterscheidet auch nicht genügend zwischen den verschiedenen Kult- und Prunkstatuen zu Eleusis und im Eleusinion oder bei diesem zu Athen. Ferner ist für die wichtige Verwertung der Denkmäler auch noch die Wiederherstellung resp. künstlerische Verklärung des Kultes in dem durch Epaminondas wieder frei gewordenen Messenien und dem durch denselben Mann mächtig gewordenen Arkadien scharf im Auge zu behalten.

Dass den Denkmälern erhöhte Beachtung geschenkt werde, ist dadurch gerechtfertigt, dass in der guten Zeit die eleusinischen Mysten nichts ausgeschwatzt haben, und dass dasjenige, was die Kirchenväter von übergetretenen Heiden erfahren, teils tendenziös gefärbt ist, teils keine Schlüsse auf das religiöse Drama, das Mysterium früherer Jahrhunderte, erlaubt; denn auch die Mysterienkulte sind in

Inhalt und Form wandelbar, wie alles griechische. Man kann ohne ein gewisses Verständnis von den Ausdrucksformen der Symbolik den mystischen Kulten niemals nahe kommen. Wenn man aber dies Bedürfnis hat, so hilft die Kunst weiter als die Litteratur. Der Künstler darf andeuten, was der homo litteratus, selbst ein Aischylos, Sophokles oder Pindar nicht sagen darf, und selbst auf die Gefahr hin, die Grenzen seiner Formensprache zu zersprengen, die bei diesen Aufgaben am allermeisten in die Augen fällt. Deshalb scheint mir die Vermehrung monumentalen Materials auch mit der Gefahr einer unzureichenden Interpretation gerechtfertigt.

Ich habe oben den Grundsatz anerkannt, dass für die durch auffallende Züge sich als verwandt bekundenden Denkmäler auch ein einheitliches Erklärungsprinzip müsse gefunden werden. Ich kann dieser Verpflichtung an diesem Orte nur in der Form nachkommen, dass ich einigen naheliegenden Bedenken gegen die Konsequenzen meiner Hypothese entgegentrete. Wenn eine dritte kleinere Frauengestalt in den Schleier der mystischen Gruppe eingehüllt erscheint, so glaube ich, dass es sich um die Einweihung einer Frau oder eines Mädchens in den Kult, oder vorsichtiger, um die Beteiligung eines weiblichen Wesens an dem Kult der beiden Göttinnen handle. Dass der Kult der Demeter *θεσμοφόρος*, welchen die attischen Frauen begiengen, im V. Jahrhundert von dem der eleusinischen Demeter getrennt war und höchst wahrscheinlich von Anfang an selbständig neben ihm hergieng, erkenne ich an, aber für die mannigfaltigen Kultkompromisse, welche im VI. Jahrhundert namentlich in Attika nachweisbar stattgefunden haben, beweist das gar nichts. Die Mannbarkeitsweihe der Mädchen ist in historisch heller Zeit und jedenfalls schon in prähistorischer Zeit dem Kult der brauronischen Artemis untergeordnet. Wahrscheinlich ist sie unter der Herrschaft des Peisistratos, der aus jener Gegend stammte, dort geblieben, aber unmöglich wäre es nicht, dass er auch diese heilige Handlung zeitweise dem eleusinischen Kulte unterstellt hätte.

Wenn ein Ephebe mit Speer zwischen den zwei Göttinnen erscheint, so würde ich das am liebsten so deuten, dass in dieser Zeit auch die Epheben- oder Mannbarkeitsweihe an den eleusinischen Kultus angeschlossen wurde. In andrer wahrscheinlich früherer Zeit war diese Zeremonie einem andern, auswärtigen Kult beigeordnet, dem des delphischen Apollon, und erforderte ein Opfer der Stirnhaare (cf. Plutarch Theseus 5).[6]) Auf dem Gebiete der Haarbehandlung haben die Griechen zu bestimmten Zeiten allerhand Symbolik getrieben. Die Auswüchse in dieser Richtung hören für Knaben und Männer im allgemeinen mit den Perserkriegen auf. In Attika mag schon früher die Überreichung der Waffe an Stelle einer religiösen Schur getreten sein. Wahrscheinlich hat die kultliche Anlehnung der Ephebenorganisation mehrfach gewechselt. Dass wir genaueres über diese Organisation erst im IV. Jahrhundert erfahren, welche doch ebenso wie der *νόμος* des Lykurg in das Gebiet uralter Volkspädagogik gehört, erklärt sich vielleicht mit daraus, dass vorher der eleusinische Mysterienkult bei der Regelung dieser Dinge stark beteiligt war. Sollte sich diese Auffassung der Ephebenweihe bewähren, so würde dann weiter aus dem bekannten eleusinischen Relief folgen, dass im V. Jahrhundert an Stelle der grobsinnlichen Symbolik des VI. Jahrhunderts eine mehr andeutende Behandlung getreten war. Doch scheint auch hier noch Belehrung mit der Überreichung irgendwelcher Symbole verbunden zu sein. Um die Formensprache der Einweihungscenen richtig zu verstehen, würde man natürlich das verwandte familienrechtliche Gebiet der Adoption heranzuziehen haben.

Was die Gerhardsche Vase betrifft, welche die verhüllte Frauengruppe von ausgelassenen Satyrn umgeben zeigt, so scheint sich mir als einfachste Erklärung die zu bieten, dass bereits unter der Regierung des Peisistratos Jakchos, der eigentlich wohl nur einem orgiastischen Festrufe des alteleusinischen Kultus seine Existenz verdankt, dem thebanischen Dionysos Bakcheios gleichgesetzt worden

ist, wodurch dann auch dessen Gefolge in den eleusinischen Kult hineinkam. Ich würde das natürlich aus einer Vase jener Klasse, welche häufig ziemlich frei zusammenphantasierte sacre conversazioni zeigen, allein nicht zu schliessen wagen, aber es scheinen mir auch sonst starke Gründe für die Annahme vorzuliegen, dass unter und durch Peisistratos ein ziemlich starker Strom Bakchischen Wesens in den eleusinischen Kult gelenkt wurde, sowohl um jenen zu beleben als um dieses zu bändigen.[7]) Wie im einzelnen diese Einordnung vollzogen wurde, — ohne Zweifel in verschiedenen Zeiten verschieden — kann hier nicht näher untersucht werden. Für das IV. Jahrhundert scheinen die Denkmäler wieder einiges zu verraten, welche freilich bei Overbeck noch lange nicht vollständig gesammelt sind.

Zum Schluss noch ein Wort über die scheinbar grosse Crux, die Sabouroffsche Vase. Ich halte hier eine Auffassung für richtig, die mir auch Kern brieflich andeutete. Es sind die helikonischen Musen unter bewundernden Verehrern dargestellt. Meines Erachtens hat es nichts befremdliches, wenn das aus dem eleusinischen Kultdrama geläufige Schleiertuch nun auch verwendet wurde, um andere Götterkollegien gewissermassen als seelische Einheit zu bezeichnen. »Die Muse« und »die Musen« sind ja bekanntlich äquivalente Ausdrücke. Ausserdem sind die Musen ausgesprochene Tänzerinnen und gab es in Hellas Kulttänze, bei welchen die Beteiligten durch ein gemeinsam angefasstes Seil verbunden waren. Ich verweise hierüber auf das, was Pallat nach Diels in seiner Dissertation De fabula Ariadnaea p. 1 ff. über den Linosgesang ausführt. Mir ist keine Überlieferung bekannt, dass an Stelle dieses Seiles auch ein Schleiertuch treten konnte; aber wenn man bedenkt, welche Rolle der Schleier im Ballet aller Zeiten zu spielen pflegt, so wird man die Möglichkeit, dass irgend wann einmal auch die Musen mit einem Schleier tanzend gedacht wurden, nicht bestreiten. Eine »barbarische« Parallele, die mir zufällig in die Hände geriet, mag hier zum Schluss

ihre Stelle finden. Nach Priscus hist. Goth. (p. 188, 9 ff. der Bonner Ausgabe) tanzten einst dem vom Feldzug heimkehrenden Attila die skythischen d. h. gothischen Frauen entgegen, in verschlungenen Gruppen, einen gemeinsamen Schleier vor sich herhaltend. [8])

---

[1]) Höhe des erhaltenen: 14,3 cm.

[2]) Die geknoteten Wollbinden hier vielleicht in ihrer ursprünglichsten Bedeutung. Vgl. den kabirischen *μίτος* und dazu Kerns Ausführungen. Hermes 25, S. 7 ff.

[3]) Der Name Dysaules in anderer Version der Demeter-Sage bezeugt, dass irgend wann einmal auch in diesem Sagenkreise dieser Zug hervorgekehrt wurde, ebenso der Name *θεσμοφόρος* und einige in diesem Kult geübte Bräuche, z. B. der von Plutarch Quaest. gr. 31 bezeugte Kultbrauch der Frauen zu Eretria.

[4]) Ein Ausspruch eines andern Pisistrateers, des falschen Epimenides, n. Fg. 6 (Kinkel), sieht so aus, als sei er gegen die Ansprüche von Delos und Delphi zugleich gerichtet, dann natürlich in attisch-eleusinischer Tendenz. Die anekdotenhafte Einkleidung, Epimenides habe diese Verse, welche die zentrale Stellung für die Erde von Delphi, für das Meer von Delos bestreiten, aus Privatrache wegen eines dunklen Orakelspruches gedichtet, berechtigt in keiner Weise, die Verse unter die *χρησμοί* (!) zu setzen und von der Theogonie zu trennen.

[5]) Gegenstück ist die Aufnahme des Dionysos unter die olympisch-eleusinischen Götter und Heroen. In der Kultinschrift von Andania wird die Grösse der Muster solcher, im Kult getragenen Gewänder beschränkt.

[6]) Vielleicht soll die Bronze von Piombino, sowie die Mehrzahl der äginetischen Skulpturen diese Frisur, die sogenannte Theseïs darstellen.

[7]) Hier scheint mir die Argumentation von O. Kern Athen. Mitt. XVII, S. 139 ff. am wenigsten glücklich.

[8]) Erst nach Vollendung des Druckes kommt mir die Dissertation Joseph Poppelreuters De comœdiæ Atticæ primordiis (Berlin 1893) in die Hände und kann daher nicht mehr berücksichtigt werden.

PALMESEL VON STEINEN.

Schweizerisches Landesmuseum.

DIE PALMSONNTAGSFEIER IM MITTELALTER.

VON

E. A. STÜCKELBERG.

Allgemeines — Liturgisches — Symbolisches — Der lebende Palmesel — Ersatzmittel — Der hölzerne Palmesel — Ikonographisches — Kunsthistorisches — Die »Ausführung« des Palmesels — Verzeichnis litterarisch beglaubigter und noch erhaltener Palmesel.

Zu den ältesten Kulthandlungen aller Religionen gehören feierliche Umzüge. Sie unterscheiden sich von weltlichen Kundgebungen dieser Art dadurch, dass das zu verherrlichende Wesen nur durch ein dasselbe vertretendes Zeichen versinnbildlicht wird. Es kann dies geschehen durch einen Fetisch, eine Reliquie, ein Emblem, oder durch einen als Gottheit äusserlich ausgestatteten Menschen, sowie durch ein die Gottheit darstellendes Bild. Das zu verehrende Wesen wird durchaus als anwesend gedacht und es werden ihm alle Huldigungen der Ehrfurcht und der Liebe dargebracht. Das Zeichen, der Repräsentant des Gottes, wird im Triumph einhergeführt, vom ganzen Volk begleitet; prächtige Gewänder, Schmuck, Speise, Getränk, Blumenspenden und Musik sollen ihn erfreuen. Die Reliquie oder das Bild selbst wird auf Bahren einhergetragen oder es folgt auf geschmücktem Wagen dem festlichen Zuge.

Auch die christliche Bevölkerung des Abendlandes im Mittelalter verlangte derartige Umzüge an ihren Festen. An Stelle der Götter und Heroen treten Gott Vater, Gott Sohn und Maria; statt

der Tage, an denen die Divi die Kaiserkrone empfingen, feiern die Christen die Natales ihrer Heiligen, an denen diese die Martyrkrone errangen. Im Vordergrund stehen die Feste, welche an das Leben und Sterben des Erlösers anknüpfen; unter ihnen ragt hervor der Palmsonntag, der die Festtage der grossen Woche eröffnet und Christi letzten Einzug in Jerusalem in Erinnerung rufen soll.

Das Palmfest wurde in der griechischen Kirche seit dem IV. Jahrhundert gefeiert, während in der römischen Kirche desselben erst seit dem VII. Jahrhundert als eines Festes gedacht wird. Allgemeine Geltung als Feiertag hat der Palmsonntag indes erst seit Karls des Grossen Zeit. [1])

Das Konzil von Agatha im Jahr 506 ordnet auf diesen Tag die traditio symboli an die Kompetenten an. [2]) Durch Kanon 13 wird den Pönitenten die bevorstehende Absolution und Rekonziliation angekündigt (dominica indulgentiae). Den zu taufenden Kindern wird in der fränkischen Kirche am Palmsonntag das Haupt gewaschen (dominica capitilavii). Seinen gewöhnlichen Namen, den er in allen Sprachen trägt, empfing der Tag von den Palmzweigen. Zum Andenken an die Jesu gestreuten Palmen werden solche im Mittelalter an diesem Tag alljährlich geweiht [3]) und herumgetragen. Wo keine Palmen wuchsen, liess man solche aus dem Süden berbeischaffen [4]) oder begnügte sich mit Ölzweigen; [5]) da wo auch diese fehlten, wurde zu Zweigen der Sahl- oder Palmweide, der Stechpalme, des Sebenbaums, der Mistel oder zu gewöhnlichem grünen Laub [6]) gegriffen. Doch war es den Gläubigen des Mittelalters nicht genug gleich jenen Gläubigen und Jüngern des ersten Palmsonntags einherzuziehen, eine Darstellung des Erlösers selbst verlangten sie.

Christi Anwesenheit bei der Palmprozession ward nun in verschiedener Weise versinnbildlicht: es konnte geschehen durch ein Emblem: so trug man in der griechischen Kirche und ausnahmsweise im Abendland das Evangelienbuch voran; [7]) auch die Hostie [8]) wird etwa auf Bahren (feretra) einhergetragen. Vom kirchlichen

Ritus des Abendlandes vorgeschrieben ist das Kreuz; geht es zum Kruzifix über, so ist es schon eher zu der Kategorie der Bilder als der Embleme zu rechnen.

Dann ging man weiter, indem man den am Palmsonntag zu Feiernden durch eine als Salvator bekleidete lebende Person darstellte; aus andern geistlichen Schauspielen ist hinreichend bekannt, wie wenig man sich scheute, die Wesen der Dreieinigkeit, Mariä, der Martyrer und der Heiligen theatralisch wiederzugeben. Die betreffende Person ist je nach den lokalen Gebräuchen bald ein niederer bald ein höherer, bald ein Welt- bald ein Klostergeistlicher oder gehört dem weltlichen Stande an. Er hatte in Kleidung und Geberde den Erlöser nachzuahmen, wie er in Jerusalem auf der Eselin, begleitet von ihrem Füllen, einritt. Zur Bedeutung des Esels ist hier der Hinweis auf die Prophetie Sach. 9. 9 einzuschalten, wo es heisst: »Siehe Dein König kommt, reitend auf einem Eselsfüllen.« In der ältern jüdischen Zeit war der Esel ein hochgeschätztes Haustier, [9]) das erst in einer spätern Kulturperiode als Reittier durch das Pferd ersetzt wurde; überhaupt darf nicht vergessen werden, dass der Esel in südlichen Gegenden ein schöneres, lebhafteres und brauchbareres Tier ist als bei uns. Erst seit der allgemeinen Nutzbarmachung des Pferdes ging der Esel im Wert zurück und ward das Haustier der Armen. Als solches wählte Christus den Esel um seine Armut und Demut zu zeigen; deshalb stellt die spätere Liturgie die mansuetudo (Sanftmut) des Erlösers und des Esels nebeneinander. [10]) Die Sitte, dieses Reittier für feierliche Einzüge zu benützen, hat sich unter den Nachfolgern Christi in Rom lange bewahrt. [11])

Es konnte nicht fehlen, dass an den Esel, welcher den Heiland zum letztenmal nach Jerusalem trug, sich eine eigene Legende knüpfte, wie an andere Reliquien, wie an das Schweisstuch, das Kreuz, den heiligen Rock, die Martersäule, das heilige Haus u. a. m. Peter von Corbeil berichtet uns, der Esel des Palmsonntags sei

nach mancherlei Fahrten in Palästina trockenen Fusses übers Meer nach Kypern, Rhodus, Kandia, Malta und Sizilien gewandert. Nach einem Aufenthalt in Aquileia sei er dann in die Gegend von Verona gekommen und dort gestorben. Seine Reste seien daselbst in S. Maria in Organo aufbewahrt worden und zwar in einem Reliquiar von Eselsgestalt.

Als Reliquien vom Esel des Stalles zu Bethlehem (bezw. der Flucht nach Ägypten) nennt Seb. Brandt Reste von Heu, mit denen fahrende Heiligtumshändler hausieren.

Der Esel kommt als akzessorischer Gegenstand, als Attribut oder Emblem auch sonst vielfach in der kirchlichen Kunstarchäologie des Mittelalters vor; wir begegnen ihm bei Darstellungen Abrahams, Bileams, der heiligen drei Könige, der Geburt Christi, der Flucht und der Heimkehr von Ägypten, ferner bei den Heiligen Antonius Pat., Gerold, Regulus, Marcellus, Remaclus, Pelagia u. a. Und nicht nur am Palmsonntag, sondern bei Anlass anderer Feste wurden Esel bei den Prozessionen herumgeführt, so mit Beziehung auf Bileam in Rouen (am Weihnachten) und in Madrid (am 17. Januar). Zum Andenken an die Flucht nach Agypten führte man zu Beauvais (am 14. Januar) und zu Sens (am Neujahrstag) lebende Esel einher; sie wurden in die Kirche geschleppt, gefüttert und umtanzt. [12]) Die ganze Zeremonie untergrub indes ihren Fortbestand, indem sie zu allerlei Unfug und Possenfesten ausartete, einem Schicksal, das auch dem Palmesel in der Folgezeit widerfahren solite.

Die Sitte, am Palmsonntag einen Esel in der Prozession mitzuführen, geht angeblich auf Papst Gregor den Grossen zurück [13], was dahingestellt bleiben mag; sicher ist, dass sie im X. Jahrhundert allgemein im Abendland verbreitet war.

Indes konnte sich der Brauch, lebende Esel zu benützen, aus einfachen Gründen nicht überall einbürgern: es fehlte in manchen Gegenden dieses Tier. Die alten Gebräuche der Agypter, Inder und Römer aber, heilige Tiere für Kultzwecke aufzuziehen und zu halten, fanden im Mittelalter keinen Nachklang. [14])

Das nächstliegende Ersatzmittel für den fehlenden Esel [15]) war ein Pferd; doch scheint man nur in der griechisch-russischen Kirche zu dieser Auskunft gegriffen zu haben. Es wird berichtet, in Moskau [16]) sei am Palmsonntag der Patriarch als Palmreiter auf einem durch angesetzte Ohren zum Esel umgewandelten Pferd einhergezogen. Im Abendland war man indes schon im X. Jahrhundert auf einen einfacheren Ersatz des lebenden Tieres verfallen: man liess ein plastisches Bild herstellen.

Zunächst wurde nur der Esel nachgebildet; er konnte mithin sowohl zur Darstellung von Christi Einzug wie auch der Flucht nach Ägypten [17]) verwendet werden. Als Palmreiter sass wie bei der dramatischen Darstellung der Flucht nach Ägypten, eine lebende Person auf das Bild; in dieser Form hat sich der Gebrauch des Palmesels stellenweise bis ins XVI. Jahrhundert erhalten. [18]) Gegebener Massstab für ein solches Eselsbild war die Lebensgrösse; das einzig zulässige Material war Holz, daher das Sprichwort: »Da soll der Palmesel nicht hülzen sein, wenn es nicht wahr ist.« [19])

Früh indes that man den weiteren Schritt, nicht nur den Esel, sondern auch den Palmreiter im Bilde darzustellen. Im Leben [20]) des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg, gestorben 973, erzählt uns ein Zeitgenosse, wie der Bischof am Palmsonntag die Palmen segnete, und dann »Evangelio et crucibus et fanonibus et cum effigie sedentis Domini super asinum« zu dem Hügel Perleich zog.

Die Bezeichnung für das Bildwerk lautet im Mittelalter »der Palmesel« oder »das Palmeselin« (asinus, asellus), ausnahmsweise auch Mul, d. h. Maultier.

Das Äussere solcher hölzerner Palmesel hat man sich entsprechend gleichzeitigen Abbildungen des Palmsonntagszuges zu denken, denn plastische und graphische Werke beruhen auf demselben künstlerischen Kanon und auf denselben Arten der Interpretation; manches Miniatur- oder Wandgemälde, das den Einzug Christi darstellt, mag sogar als direkte Abbildung einer Palmprozession gelten, wir hätten

somit ein weiteres Beispiel der von Prof. Karl Meyer (Basel) nachgewiesenen Einflüsse des liturgischen Dramas auf die Kunst.

Erhaltene Exemplare aus dem X. bis XIII. Jahrhundert liegen uns nicht mehr vor. Der altertümlichste Typus eines Palmesels, dessen Entdeckung und Erwerbung für das schweizerische Landesmuseum den Anlass zu dieser Studie gegeben hat, mag aus dem XIV. Jahrhundert datieren, trägt indessen noch ganz den Charakter eines romanischen Bildwerks aus dem XII.—XIII. Jahrhundert. [21]) Der Heiland reitet barhaupt und barfuss (ohne Bügel) auf dem nur mit einer Decke versehenen Esel. Die Rechte erhebt er mit der Geberde des lateinischen Segens; mit der Linken hält er das geschlossene Evangelienbuch vor die Brust. Die — heute fehlenden — Zügel hingen entweder lose im rechten Arm oder lagen auf dem Nacken des Tieres. [22]) Der Esel geht im Schritt. Am Haupt des Salvators befinden sich oberhalb der Ohren eine Einkerbung oder Löcher, die zur Befestigung des Nimbus, eines Kranzes oder der Krone [23]) dienten; derartige Bohrlöcher sieht man an vielen romanischen Figuren, wie auch an Statuen des Altertums, deren Häupter zu wechselndem Schmuck aus heterogenem Stoff eingerichtet waren. [24]) Ähnlich verhält es sich mit den mobilen Schuhen [25]) und den Attributen der Hände; bei unserm romanischen Exemplar ist die segnende Rechte obendrein noch zur Aufnahme eines Laubzweiges, vielleicht auch eines hölzernen Palmzweiges eingerichtet. Weitere Zuthaten aus nicht monumentalem Stoff sind etwa die Zügel, die aus einem Strick [26]) oder Lederriemen [27]) bestehen; ferner das Gebiss aus Eisen oder Bronce, die Mähne und der Schweif, die in später Zeit aus Rosshaaren angesetzt wurden. Durchweg ist die Figur des Heilandes als besonderer Teil gearbeitet und von dem Esel trennbar [28]); das Material ist Linden-, Birnbaum- oder gemeineres Holz.

Was den Massstab der Palmesel betrifft, so ist anzunehmen, dass die ältesten Stücke, besonders diejenigen, welche einen lebenden Palm-

reiter zu tragen hatten, sämtlich sich an die Proportionen der lebenden Tiere anschlossen; alle älteren noch erhaltenen Exemplare entfernen sich in der That nicht stark von der Lebensgrösse. Mit Inbegriff der Räder bezw. des Wagens erreicht das Bildwerk stets Mannshöhe oder ragt noch darüber hinaus; erst bei den Palmeseln der Renaissance und Barockzeit nehmen die Dimensionen des Wagens auf Kosten des Bildes zu. Ganz kleine Palmesel scheinen nur ausnahmsweise gebraucht worden zu sein; diese waren ohne Zweifel eher zum Tragen als zum Ziehen eingerichtet.[30]) Die Zimmerische Chronik, die mit sichtlichem Vergnügen allen Unfug, der bei Palmsonntagsprozessionen passierte, berichtet, im Jahr 1561 hätte ein grosser Hund den Palmesel zu Heudorf weggeschleppt. Wenn die Anekdote auch erfunden ist, so beweist sie doch, dass das in Rede stehende Prozessionsgerät zu Heudorf auffallend klein gestaltet war.[31])

Die älteren Palmesel stehen auf einem mit vier Rädern versehenen Brett, so die Exemplare von Steinen und Überlingen; andere wurden auf Rollen,[32]) d. h. Vollrädern fortbewegt. Die Stücke aus späterer Zeit sind meistens nur auf einem Brett oder einer Art Piedestal befestigt, das bei der Prozession auf einen Wagen gehoben und gezogen wurde.

Die Räder haben sich nur in ausserordentlich seltenen Fällen erhalten.

Von dem oben beschriebenen Typus entfernen sich die später entstandenen Palmesel beinahe nur durch stylistische Abänderungen und Varianten in der Funktion der Hände Christi, freieres Ausgreifen der Extremitäten, denselben Varianten, die wir auch auf Miniaturen nachweisen können. Die Linke hält statt des Evangeliums, des in romanischer Zeit vorherrschenden Attributs, meistens einen Zweig[33]) oder die Zügel,[34]) etwa auch beides miteinander. Statt der Decke liegt etwa ein Kleid auf dem Rücken des Esels nach Ev. Luk. 19. 25. Die bei provinzialen Erzeugnissen so schon häufig vorkom-

mende Starrheit wird noch vermehrt, indem der Esel stillstehend[35]) statt marschierend dargestellt wird.

Das ganze Schnitzwerk war nach mittelalterlicher Übung polychromiert; doch sind in der Farbe von Christi Kleidung, die bald rot, bald blau oder violett gehalten ist, keine allgemein befolgten Regeln zu konstatieren. Das Holzwerk wurde in älterer Zeit mit Kreidegrund und Leinwand überzogen und letztere dann entsprechend bemalt, während jüngere Exemplare die Bemalung direkt auf dem Holzgrund tragen. Vor dem Palmsonntag wurde das Bild jeweilen, wo es Not that, aufgebessert und restauriert,[36]) daher die mittelalterliche Redewendung: »Sie ist aufgeputzt wie der Palmesel acht Tag vor Ostern.«[37]) Was die künstlerische Seite der mittelalterlichen Eselsbildungen betrifft, so muss zugestanden werden, dass sie im allgemeinen nicht hoch entwickelt war, schien es doch auch nicht der Mühe wert zu sein, ein Prozessionsgerät, das nur einmal des Jahres gebraucht wurde, mit viel Aufwand von Zeit und Geld herzustellen. Da wo die lebenden Esel für die Prozession fehlten, ermangelte auch der Künstler des Modells bezw. der Naturanschauung. Dies hatte zur Folge, dass die Darstellung des Esels sich einfach an die Bildung des Pferdes anschloss; nur durch die langen Ohren, den Schweif und die Aufzäumung, die, wie oben bemerkt, nicht aus Sattel und Riemenwerk, sondern aus einer Decke bestand, legte der Künstler seinem Werk eine dürftige Charakteristik bei.

Wann und wie die mittelalterliche Kunst lernte Reiterbildungen zu schaffen, kann hier nicht näher dargelegt werden; Hauptanlass zu plastischen Werken dieser Art boten die Darstellungen der überaus populären Heiligen Georg und Martin, der drei Könige, der Bekehrung Pauli u. a.; dann sei hier der Denkmäler weltlicher Fürsten zu Pferde gedacht: der Statuette Karls des Grossen zu Paris, der Reiterstatuen zu Bamberg, Strassburg, Zürich, Verona u. s. w.

Graphische Darstellungen von Reitern finden sich in Menge auf Miniatur-, Wand- und Glasgemälden, während glyptische Proben

uns auf Münzen [38]) und Siegeln begegnen. Charakteristisch für die Darstellung des Pferdes im Mittelalter ist, dass es in der Regel relativ klein gebildet wird, was teilweise aus Gründen der Isokephalie geschah, teilweise aber auch auf effektiver Kleinheit damals verbreiteter Rassen beruhen mag. Den romanischen Darstellungen von Pferden und von Eseln ist es eigentümlich, dass der Kopf auffallend kurz und dick, die Schnauze stumpf gebildet ist.

Es erübrigt noch ein Wort über Begleitung, die Zahl und den Stand der Personen, welche bei der sog. Ausführung [39]) den Palmesel zogen, zu sagen. Auch hierüber bestehen keine bestimmten rituellen Vorschriften, vielmehr haben wir es mit individuellen, lokal umgrenzten, Sitten zu thun. Dass ein Werk von dem oben angegebenen Massstab je nach dem Gewicht und der Beschaffenheit des zu beschreibenden Wegs starke Zugkraft erforderte, ist klar; ein einzelner Mann konnte das Gerät nicht gut allein auf die Dauer ziehen; [40]) wo dies doch geschah, [41]) ist auf einen Palmesel von untergeordneten Dimensionen zu schliessen. In Zürich sollen die Metzger, [42]) mit anderen Worten die stärksten Männer den Esel gezogen haben; in Nordheim [43]) hingegen zogen nur vier Knaben den Esel, während in Messkirch [44]) von sechs der vornehmsten Ratsherren, die in Joche gereiht zogen, in Nürnberg [45]) ebenfalls von Patriziern die Rede ist.

Der Umzug mit dem Palmesel ging von einer Kirche zur andern, oder zu einer Kapelle, etwa auch um die Kirche herum und durch dieselbe oder auf einen Hügel [46]) innerhalb oder ausserhalb der Stadt oder des Dorfes. Es wird mit den Glocken geläutet [47]) und Alt und Jung folgt dem Zug oder zieht ihm Palmen streuend [48]) und tragend entgegen; an diesen Akt schloss sich dann die Ausstellung des Palmesels in der Kirche (wohl vor dem Hauptaltar) an, wobei vor dem Bilde Lichter angezündet wurden. [49])

Schon vor, aber hauptsächlich seit der Reformation kamen bei diesem Anlass allerlei Streitigkeiten um Vorrechte vor, dann Mangel

an Beteiligung und allerlei Unfug respektwidrigster [50]) Form, den sich die Erwachsenen wie besonders die Jugend mit dem Bilde erlaubten. Wenn daher heutzutage erhaltene Palmesel zu den Seltenheiten gehören, ist es nicht zu verwundern, denn nicht nur die Bilderstürme infolge der Reformation und der Revolution lichteten die Zahl dieser Prozessionsgeräte, sondern auch gewöhnliche, durchaus nicht harmlose Bübereien hatten es auf die Beschädigung oder Zerstörung dieser Objekte abgesehen. [51])

Der beste Beweis für die verächtliche Art, mit welcher der Pöbel in der Folgezeit mit dem Palmesel umging, ist die Benutzung dieses Ausdrucks in obszöner oder skurriler Bedeutung. [52])

Zur besseren Veranschaulichung der oben mitgeteilten Einzelheiten über den Palmsonntag und seine Feier sei hier noch die eingehendste, des Palmesels gedenkende Stelle eines Chronisten in extenso mitgeteilt. Sie lautet [53]): »Auff diss kumpt der palmtag, da tragen die christen den tempel voll grosser büschel palmbeüm und angebunden äst; die wichet man für alles ungewitter an das feür gelegt. Und fueret ein hültzin esel auff einem waegelin mit einem darauff gemachten bild jres gots in der statt herumb, singen, werffen palmen für jhn und treiben vil abgoetterei mit diesem jrem hültzinen gott. Der pfarrer leget sich vor diesem bild nider, den schlecht ein anderer pfaff. Die schuoler singen und deütten mit fingern darauff. Zwen bachanten legen sich auch mit seltzamer ceremoni und gsang vor dem bild nider, da wirfft jederman mit palmen zuo; der den ersten erwischt, treibt vil zauberey damit.«

Als Beispiel für die Streitigkeiten die sich, abgesehen von Injurien- und Körperverletzungsprozessen, an die Prozession knüpfen konnten, sei hier ein prägnanter Fall vorgeführt.

In Nordheim, einer im Herzogtum Braunschweig gelegenen Stadt war Anfangs des XVI. Jahrhunderts zwischen dem Abt Heinrich, dem Priester zu St. Sixt, sowie den Kalenderbrüdern und den Bürgern der Stadt ein grosser Zwist entstanden. Die Ursache war

folgende: Seit langen Jahren hatten die Mönche am Palmsonntag eine Prozession von ihrem Kloster aus durch die Stadt ausgeführt, an welcher ein hölzerner geschnitzter Esel, auf dessen Rücken der jüngste Pater verkleidet, die Person Christi darstellend, sass, von vier Knaben in Chorröcken gezogen wurde. Bei Beginn der Prozession mussten nun die Priester der Sixtuskirche die Kalenderherren, die Schüler und Bürger aus der Stadt gegen das St. Blasiuskloster ziehen. Aus der Klosterkirche kamen dann die Mönche mit dem Palmesel, das Rex gloriae mit den Schülern anstimmend und dem Heiland bezw. dem Palmreiter mit Palmzweigen allerlei Ehrenbezeugungen bietend. Nach dem Zug durch die Stadt kehrten sie ins Kloster zurück, wo nach einem Hochamt die Weihe des Feuers und der Taufe verrichtet wurde.

Weil nun der Palmesel nicht auch in die Sixtuskirche und die Kalandes- oder Kalenderkapelle zu St. Sebastian geführt, sondern vorbei gezogen wurde und auch die Weihung von Feuer und Wasser hier nicht abgehalten wurde, richteten nun die Priester von St. Sixtus, die Kalenderbrüder und Bürger ein diesbezügliches Ansuchen an den Abt. Es erfolgte eine abschlägige Antwort und eine Klage seitens der Abgewiesenen beim Offizial zu Nörthen. Dieser hielt den Streit für zu wichtig und delikat und leitete ihn weiter vor das Mainzische geistliche Gericht zu Heiligenstadt, auf dem Eichsfelde. Auch dieses Gericht hielt sich nicht für urteilsfähig und kompetent und so gelangte der Prozess vor den erzbischöflichen Stuhl von Mainz und dessen Kapitel. Hier wurde während dreier Jahre pro und contra erwogen und schliesslich wurden die Parteien an den heiligen Stuhl zu Rom gewiesen.

Papst Julius richtete indes an den Abt und die Bürgerschaft ein Schreiben mit dem väterlichen Befehl sich zu vertragen und die Sache nicht wieder vor seinen Stuhl zu bringen.

Hierauf erfolgte durch die Initiative des Abtes Heinrich und des Priors Konrad ein Vergleich zwischen diesen und den Gegnern

im Jahre 1511. Danach sollten in Zukunft 1. am Osterabend im Stift und in der Sixtuspfarrei Feuer und Wasser geweiht werden u. s. w. 2. Nach der Frühmesse zu St. Sixtus und St. Sebastian sollten aus beiden Kirchen die Geistlichen, darnach das gemeine Volk in guter Ordnung kommen, bis in den Klosterhof und den Palmesel daselbst empfangen mit Singen und Palmzweigen, die Palmen weihen, Prozession halten und die Messe singen helfen. Nach der Messe sollten die Herren des Klosters, hernach die ganze Priesterschaft mit allem Volk den Palmesel in voller Prozession aus dem Kloster in die St. Sixtuskirche begleiten, die Palmen weihen und die Messe halten wie in der Klosterkirche. Von hier sollten sie in die Fabians- und Sebastianskapelle ziehen, Messe lesen und das Fest beschliessen. 3. sollten hierauf Priesterschaft und Klerisei die Klosterherren von hier wieder ins Kloster zurückbegleiten und hierauf jeder sich nach Hause begeben.

Diese neue Ordnung trat 1511 zum ersten Mal in Kraft und wurde von Papst Julius 1513 bestätigt.

Der Gebrauch der Palmesel dauerte in katholischen Gegenden da und dort bis in die Mitte unseres Jahrhunderts.[55]) Allgemeine Verbreitung besass er hauptsächlich in der deutschen Schweiz und Deutschland, besonders Süddeutschland.[56]) Aus den Gebieten romanischer Zunge sind mir keine Beispiele von Palmeseln sondern nur solche von Marieneseln[57]), d. h. lebensgrossen Darstellungen der Flucht, bekannt geworden. Auf Grund eigener Nachforschungen und mehrfach eingezogener Erkundigungen[58]) bei den bestinformierten Altertumskennern der Schweiz fügen wir ein Verzeichnis von noch erhaltenen und litterarisch bezeugten Palmeseln der Schweiz bei; um den Beweis für die Verbreitung dieser Prozessionsgeräte in Deutschland zu erbringen, lassen wir noch eine Liste der uns bekannt gewordenen Exemplare jenseits des Rheins folgen.[59])

SCHWEIZ.

Kanton Aargau.

Aarau (abgegangen).

1530, 17. April (Ostern) Stadtarchiv Aarau: Ratsmanual No. 25, Fol. 224.

Item min herren die burgere habend den von Heideck[60]) geheissen, von dem burg garten[61]) ouch zenden gebenn, dwyll man den balm esell nit mer dorin füre, dohar der garten (als man meint) gefryet sie. Haruff er recht gebotten und hat zu Bern gewunnen, wir thüend dan dar, das der zend desz esells halb underlaszen. (Dr. W. Merz in Aarau.)

Baden. Fragmente im Kurhaus.

Fricker, Geschichte der Stadt und der Bäder zu Baden 1880, S. 127.

Bremgarten (abgegangen).

1529 soll laut Lokaltradition hier der Palmesel in die Reuss geworfen worden sein. (Pfr. Stammler in Bern.)

Mellingen (erhalten).

Schnitzwerk des XVII. Jahrhunderts. Der Heiland in blauem Mantel, mit der Rechten Segen spendend, mit der Linken Trense und Stange haltend. Letztere Zuthaten aus Leder und Eisen, sind wohl modern; das ganze Bild ist in neuerer Zeit übermalt worden.

Früher nach Zemp im sog. Yberg (jetzt Armenhaus) zu Mellingen aufbewahrt. Seit 1893 im schweiz. Landesmuseum in Zürich. Höhe m. 1,41. Fussbrett modern.

Ober-Rüti (abgegangen).

Hier sah Hr. Pfr. Stammler noch einen Palmesel; er wurde aber längst nicht mehr gebraucht. Bei Anlass des Kirchenbaues 1865 musste er mit einigen andern Gegenständen Platz machen und als Hr. Pfr. St. ihm nachfragte, hatte ihn der Siegrist schon verbrannt.

Kanton Schwyz.

Arth (abgegangen).

Gestohlen im Jahr 1838. Dettling, Schwyzer Chron. s. 109.

Feusisberg (abgegangen).

(P. Gabriel Meier, Stiftsbibliothekar in Einsiedeln). F. Sicher (Mitt. des St. Gall. histor. Vereins 1885), S. 109, Zeile 28.

Schwyz (erhalten).

Barocke Arbeit. (Pfr. Schnüriger in Steinen; Pfr. Stammler in Bern).

Steinen (erhalten).

Romanisches Schnitzwerk. Der Heiland in dunklem (schwarzem?) Rock, und in rotem Mantel, der die rechte Schulter und den rechten Arm frei lässt. Der Deckel des Evangelienbuchs ist grün mit goldenen Beschlägen. Haar und Bart schwarz, die Fleischteile ursprünglich in Naturfarbe, jetzt weiss. Der Esel und die Decke ist mit Leinwand, die mit aufschabloniertem Granatapfelmuster und Punkten verziert ist, überzogen. Samt den vier Rädern beinahe vollständig erhalten; es fehlen nur ein Ohr des Esels und dessen Schweif, sowie die Zügel. Die Bemalung ist die ursprüngliche. Vgl. oben S. 22—23. Gesamthöhe m. 1,78; Höhe der Figur m. 1,50. Durchmesser der Räder m. 0,45—46. Auch die Räder sind die ursprünglichen, die nach mittelalterlichem Brauch zwischen den Speichen eingekerbt sind.

Seit mehreren Dezennien auf dem Estrich des Beinhauses aufbewahrt. 1893 für das schweiz. Landesmuseum in Zürich erworben.

Kanton Uri.

Altorf (erhalten).

Der Esel soll auf einem Estrich, der Heiland im Garten des Kapuzinerklosters aufbewahrt werden.

(Pfr. Denier in Attinghausen.) Nach Dr. Zemp befand sich das Gerät früher im Beinhaus.

Bürglen (erhalten).

Im Meieramtsturm befindet sich ein lebensgrosser Palmesel des XVII. Jahrhunderts. Die Rechte Christi ist segnend erhoben, die Linke hält den Palmzweig; die Farbe des Mantels ist rot. Besondern Wert erhält das Stück dadurch, dass auf Christi Haupt

die Krone, an dem Fussbrett die Vollräder erhalten sind. (Prof. J. R. Rahn und Dr. J. Zemp.)

Erstfeld (erhalten).

Wird noch alljährlich am Palmsonntag ausgestellt. (Pfr. J. G. Furrer in Erstfeld.)

Kanton Bern.

Bern (abgegangen).

Dem Palmesel vermacht Nikl. Manuel in seinem satyrischen Testament ein Altartuch, damit er nicht erfriere; es bestand folglich in Bern ein solches Prozessionsgerät.

In einer Kirche bei Lauffen im Berner Jura erinnere ich mich vor etwa 8 Jahren noch einen Palmesel gesehen zu haben; da das Werk aus dem XVIII. Jahrhundert datierte, unterliess ich damals genauere Aufzeichnungen.

Kanton Zürich.

Zürich (abgegangen).

Vgl. S. Vögelin, Das alte Zürich, 1829. S. 130. Der Palmesel gehörte dem Grossmünster: Baurechnungen des Stifts 1499, S. 2 (Staatsarchiv Zürich). „Item 1 lib. VI β vmb 1111 reder zu dem esel."

Kanton Luzern.

Luzern (abgegangen).

„De censu . . . sol XII ad lumen vor dem Mul. — Item pono, quod elemosinarius debet providere luminaria IV. Hanc confitetur, nisi ad lumen quod deputatum est zu dem Mule." Aus dem Propstei Rodel des Stiftes Luzern. (Prof. J. R. Rahn.)

Willisau.

„ein Mütt an die Öliliechter, die da brinnen eins vor der Usfüri, das ander vor dem Krütz." — „11 b. an das Licht vor der Usfürung." Jahrzeitbuch Willisau. Geschichtsfreund 29. 214—215. (Prof. J. R. Rahn.)

Kanton Solothurn.

Solothurn.

1602 verweigert die Schuhmacherzunft „das uralte Palmeselin" fernerhin zu erhalten; es wurde daraufhin beschlossen,

es auf den Kirchhof zu stellen, und der Brauch, es am Palmsonntag auszuführen, scheint seitdem eingegangen zu sein. Amiet: Das St. Ursus Pfarrstift S. 542. (Prof. J. R. Rahn.)

Kanton Zug.

Zug.

Hier pflegte man den Palmesel von Arth zu entlehnen. (Frl. A. Ithen in Ober-Aegeri.)

Baar (erhalten).

Hier befindet sich ein Palmesel samt dem Heiland darauf. Der Kopf des Esels wurde vor Jahren von mutwilligen Buben abgeschlagen. „Wol seit Jahrhunderten nicht mehr benützt.“ (Dr. Jos. Zemp und Pfr. Dr. Widmer in Baar.)

Kanton Glarus.

Glarus (abgegangen).

1522 richtet Statthalter und Rat von Glarus eine Anfrage an Schultheiss und Rat von Winterthur betreffs eines bei Lux Haggenberg bestellten Palmesels. Derselbe Künstler hatte auch schon Anzahlung für eine Auffahrt und ein Heiliggrab aus Glarus empfangen. Hafner, Dr. A., Kunst und Künstler in Winterthur, I. 16. Neujahrsbl. von der Bürgerbibliothek in Winterthur 1872.

Kanton Thurgau.

Sommeri (abgegangen)

Vgl. Vadian, Idiotikon I. 520.

Kanton St. Gallen.

St. Gallen (abgegangen).

1609 klagt die Synode zu Appenzell a. Rh., dass viel junges Volk des Palmesels halber ins Kloster laufe. Schweiz. Idiotikon I. 520.

Kanton Baselstadt.

Basel.

Das seit 1891 im Historischen Museum befindliche spätgothische Bildwerk stammt aus dem Unter-Elsass.

DEUTSCHLAND.

Ammerschweier.

XV. Jahrh., starre und mittelmässige Arbeit. Kraus, Kunst und Altert. im Ober-Elsass 1884. S. 14.

Augsburg.

X. Jahrh., abgegangen. Vita Udalrici Acta SS. 4. Juli. pag. 103, n. 19.

XV. Jahrh. Im Ulrichskloster erhalten ein Palmesel von 1446. Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäol. I. 5. Auflage. S. 373.

Breslau.

Zwei Exemplare im schlesischen Museum. Vgl. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. III. 437.

Hersbruck.

Jetzt im German. Museum zu Nürnberg.

Heudorf.

Abgegangener, kleiner Palmesel. Zimm. Chron. II. 470. 6.

Kaysersberg.

XV. Otte a. a. O. S. 373.

Konstanz.

Ein Gewölbe „im Seitenschiff südlich vom grossen Portale“ verschlossen durch die zur Wendeltreppe führende Thüre, bewahrte früher den „hülzine Palmesel“ und hiess darum der Eselstall. Kraus, Die Kunstdenkm. des Grossh. Baden I, 220.

Kreuzberg (bei Ummendorf).

Laut Mitt. von Hrn. Pfr. Lauter in Gebensdorf. Vor einigen Jahren noch erhalten.

Leipzig.

Abgegangen; Glafeys Kern der Gesch. des Hauses zu Sachsen, III. B. 3 C. § 5. S. 680 ff.

Leutkirch.

Abgegangen. Zimm. Chron. III. 564.

Messkirch.

Abgegangen. Zimm. Chron. II. 96. 25; bei Kraus Kunstdenkmäler des Grossh. Baden I, gleich den Palmeseln von Heudorf und Leutkirch nicht erwähnt.

Nordheim.

S. oben S. 6, Anm. 3; Mabillon II, Mus. Ital. Num. X.

Nürnberg.

Drei erhaltene Exemplare, wovon eines aus Hersbruck stammt, sind im German. Museum; sämtliche stammen aus dem XV. Jahrh.

Überlingen.

Spätgotisches Werk in Lebensgrösse. Kraus, Die Kunstdenkm. des Grossh. Baden I. 618.

Ulm.

Schönstes Exemplar, das auf uns gekommen ist. Spätgotisches Werk, vielleicht von Jörg Sürlin. Die Figur edel, der Esel naturwahr charakterisiert. Stand von 1531 bis 1817 in der Roth'schen, später in der Neidhart'schen Kapelle, bis er in die Sammlung des Altertumsvereins kam.

Vgl. C. Grüneisen und E. Mauch, Ulms Kunstleben 1841. E. Mauch in Verhandl. des Ulmer Vereins N. R. III, 1871, S. 11—12.

---

[1]) Kraus, Realencyklopädie der christl. Altert. II. 580.

[2]) Mabillon, De liturgia Gallicana p. 127;
Herzog, Realenzyklop. für protest. Theol. und Kirche 1864. S. 223.

[3]) »An dem sontage also man in der heiligen christenheit palmen wihet unde singet: Domine ne longe (1442). Grotefend, Handb. der Chronol. 1872. S. 93.

[4]) Die zu München verwendeten Palmzweige wurden aus Mailand beschickt. Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, 281.

[5]) Banier et Mascrier, Hist. gén. des cérémonies, Mœurs et Coutumes religieuses. Paris 1741. II. p. 229—231.

[6]) Sanders Wörterbuch der Deutschen Spr. II. 494.

[7]) In Rom und in St. Blasien im Schwarzwald vgl. Martin Gerbert Mon. vet. liturgiae allemannicae P. II. p. 75. n. 1. Ausser dieser griechischen Sitte kommt im Abendland auch der griechische Segnungsgestus, der Sigmatisch, sowie der Gebrauch griechischer Taustäbe zuweilen vor, was teilweise auf den Wirkungen der Kreuzzüge beruht.

[8]) Zedler, Grosses Universal-Lexikon XXVI. S. 402.

[9]) Wetzer und Welte IV. 900—901. Bochart Hierozoicon I. l. 2. c. 12. ad 18. Didron Annales XV. 379.

[10]) »Bone Redemptor noster Dne, qui *mansuetus mansueti* animalis aselli terga insidens, ad Passionem redemptionis nostrae spontaneus adpropin quas, cum tibi *ramis arboreis* certatim oternitur via etc. Mabillon, De liturgia Gallicana libri III. Paris 1685. p. 235.

[11]) Binterim, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie XII. S. 367.

[12]) La grande Encyclopédie. Paris II. p. 1061. Herzog u. Plitt, Realencyklop. für protest. Theol. u k. G. XVII. 258. Walter, A., Das Eselsfest. Beiträge z. Gesch. der liturg. Dramen. Cäcilienkalender 1885. Du Tillot, Mémoire pour servir à l'hist. de la fête des fous. Lausanne 1741. Millin Mon. inéd. Paris 1802—1804. II.

[13]) Thom. Neogorgii Regnum papist. lib. IV.

14) Hier angeführt seien die dem hl. Antonius M. geweihten Schweine, welche da und dort gehalten wurden; sie hatten das Recht, frei zu weiden und trugen Schellen als Erkennungszeichen. Acta SS. Jan. 17. p. 522.

15) Zedler, Gr. Univ. Lex. XXVI. s. 403.

16) Beigefügt sei hier, dass in den Antitypen des Einzugs in Jerusalem, die doch teilweise eher äusserliche Zusammenstellungen sind, der Punkt der Vergleichung nicht im Esel liegt; vielmehr werden als Vorbilder in älterer Zeit Moses Zug nach Ägypten und das Osterlamm, in jüngerer der Einzug Davids und Sauls, sowie Elisas Empfang durch die Prophetenkinder gewählt und dargestellt.

17) Haltaus, Chronol. in Dominica Palmar. ed German. p. 225.

18) Leukfeld, Antiquitates Bursfeldenses, Ringelheimenses et Northeimenses p. 252; s. unten s. v. Northeim und Schultz, Deutsches Leben im XIV. u. XV. Jahrh. S. 417.

19) Eiselein 503.

20) Acta SS. 4 Juli p. 103 n. 19.

21) Besonders charakteristisch gebildet sind die hervortretenden Augen, der Spitzbart, die in sechs Zöpfe geteilten Haare, dann der Faltenwurf des Mantels, die wie angegossene Linke, sowie Hals und Kopf des Esels. S. unten s. v. Steinen, Schwyz.

22) Letzteres ist z. B. bei dem spätgotischen Exemplar von Ulm der Fall.

23) Eine Königskrone trägt der Heiland auf dem Palmesel zu Bürglen.

24) Ähren-, Eichen- oder Lorbeerkränze, Mauer-, Schiffs- oder Strahlkronen aus Metall konnten je nach der Gelegenheit angebracht oder durch grünen Blätterschmuck ersetzt werden.

25) Der Heiland auf dem Palmesel von Überlingen trägt rotsammtene Schuhe mit weissen Filzsohlen und rosafarbenen Schleifen.

26) Z. B. in Ulm.

27) Z. B. in Mellingen und Überlingen.

28) Daher sagt die Zimmerische Chronik II. 509: »Der Palmesel und der Salvator.«

29) Grimm VII. 1419; dass die diminutive Bezeichnung »das Palmeselin« (Solothurn) ein besonders kleines Exemplar bezeichnet, bezweifle ich.

30) Grimm a. a. O.

31) Der kleinste erhaltene Palmesel, in Nürnberg, misst (ohne Räder) m. 0.82 in der Höhe; die übrigen meist m. 1,60 –1,80.

32) Otte, Handb. der kirchl. Kunstarchäologie I, 5. Aufl. S. 373; vgl. den Palmesel von Bürgeln.

33) Ulm, Bürgeln.

34) Basel, Mellingen, die 3 Exemplare in Nürnberg.

35) Basel, Mellingen, Nürnberg.

36) Dies war in Solothurn Sache der Schuhmacherzunft.

37) Grimm VII. 1417.

38) Vgl. die Brakteaten Barbarossas und die francs-à-cheval Johanns II. von Frankreich.

[39]) Vgl. unten S. 17 das über den Palmesel von Willisau gesagte.

[40]) Zimmerische Chron. III. 564.

[41]) Dies ist in Sommeri (Thurgau) der Fall, wo nach Vadians Aussage der Pfarrer den Palmesel zog.

[42]) Schweiz. Idiotikon I. 520.

[43]) Zedler, Gr. Univ. Lex. XXVI. S. 402.

[44]) Zimmer'sche Chron. II. 96. 25.

[45]) Mitt. von Dr. Jos. Zemp, Luzern.

[46]) So in Augsburg und Zürich.

[47]) Zedler a. a. O.

[48]) Fischart Garg. 78.

[49]) S. unten s. v. Luzern u. Willisau.

[50]) Vgl. die diesbez. Schnurren der Zimmerischen Chronik: II. 96. 25. 470. 6. III. 564. 38.

[51]) So ging es z. B. mit dem Palmesel von Arth, der nach Dettling (Schwyzer Chronik S. 109) 1838 gestohlen und laut einer glaubwürdigen Mitteilung von einem gewissen Z. in den See geworfen wurde; der Esel zu Baar wurde verstümmelt.

[52]) Vgl. Zimm. Chron. II. 535. 16. III. 315. 15; Grimm VII. 1417—1418; Schweiz. Idiotikon I. 520.

[53]) Seb. Frank fol. CXXXI[b] abgedruckt bei Schultz, Deutsches Leben S. 417.

[54]) Über diese Konfraternität vgl. Zedler V. 241—242.

[55]) An zahlreichen Orten bewahren ältere Leute noch die Erinnerung an die Palmprozessionen mit dem Esel; heute wird er höchstens noch ausgestellt. S. unten s. v. Erstfeld.

[56]) Wie es in dieser Beziehung mit Frankreich steht, ist uns nicht bekannt. Viollet-le-Duc schweigt über den Gegenstand. Abbildungen der Palmprozession in Paris aus dem XVIII. Jahrhundert zeigen ebenfalls keinen Palmesel. Vgl. Banier et Mascrier a. a. O. Über das Elsass vgl. das unten folgende Verzeichnis.

[57]) Hölzerne Marienesel befinden sich z. B. in Bayonne, Varennes und Verona; das erstgenannte Exemplar ist ein vorzügliches Schnitzwerk des XIV. Jahrh. von m. 1.70 Höhe und m. 1.30 Länge. Vgl. F. Clément bei Didron Annales Archéologiques XV u. XV mit Abbildung.

[58]) An dieser Stelle sei allen Gelehrten, die auf mein Anrufen hin das folgende Verzeichnis durch Beiträge vervollständigen halfen, der beste Dank ausgesprochen; die betr. Mitteilungen folgen unter dem Namen ihrer Autoren S. 29—35.

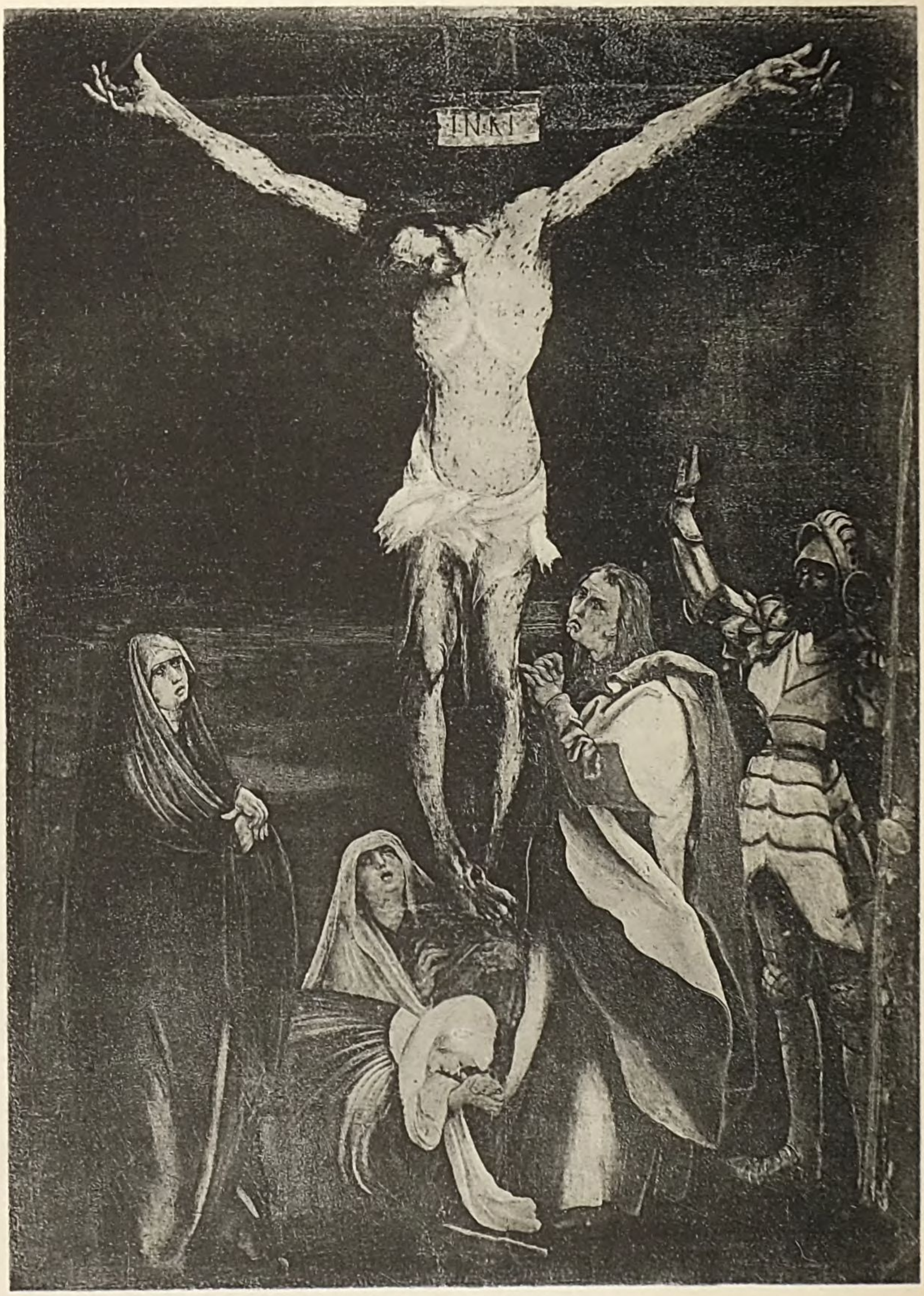
[59]) Zu der spärlich genug sich vorfindenden Litteratur über unsern Gegenstand sei noch erwähnt: Pierer, Universallex. XII. 583. Du Cange, Gloss. Lat. 1884. III. 460—461; Martène, De antiqu. eccl. discipl. c. 20. 188; franc. Quarêsme, Elucidat. terrae sanctae T. II. lib. 4. p. 333 sq.; J. Fr. Meyer, Dissertatio de Dominica Palmarum Gryphswalde 1706.

[60]) Ikr. Hans Ullrich von Heidegg.

[61]) Die „Burg" ist der alte Turm vor der Stadt, heute das „Schlössli" geheissen.

der

III.



MATTHIAS GRUENEWALD.

Kreuzigung Christi.

Oeffentliche Kunstsammlung Basel.

MATHIAS GRÜNEWALD.

VON

HEINRICH ALFRED SCHMID.

I.

In unserer öffentlichen Kunstsammlung befinden sich unter Nr. 32 und 33 zwei kleine Bildchen, die den Namen Mathias Grünewald tragen. Das eine dieser Gemälde, die Auferstehung Christi, stammt aus Amerbachischem Besitz und wird als Werk unseres Meisters schon im ältesten Inventar bezeichnet, das andere grössere, die Kreuzigung Christi, ist in der That eines der wenigen zweifellosen Gemälde dieses Künstlers. In ihm besitzt die Kunstsammlung ein kleines Werk eines Meisters allerersten Ranges, eines ebenbürtigen Zeitgenossen Dürers und Holbeins. Da aber dieser Künstler auch heute noch fast unbekannt ist, in der Nähe von Basel gearbeitet hat und das Hauptwerk unter seinen erhaltenen Bildern im nahen Kolmar noch zu sehen ist, so dürfte eine Charakteristik dieses bedeutenden Mannes wohl am Platze sein, um so mehr, da er in vielen Beziehungen eine ganz verwandte Erscheinung ist wie unser grosser Mitbürger Arnold Böcklin.

Für Grünewalds Kunst kann es zu seinen Lebzeiten nicht ganz an Verständnis gefehlt haben, denn wie wir wissen, hat er im ganzen Erzbistum Mainz und auch im fernen Isenheim bei Kolmar umfangreiche Aufträge erhalten, aber er war denn doch ein solch eigenartiger Künstler, dass er nicht wie Holbein und Dürer schon zu

seinen Lebzeiten zu allgemeiner Berühmtheit gelangt ist. Was im Reformationszeitalter hauptsächlich den Ruhm eines Künstlers begründen konnte, Stiche und Holzschnitte oder auch Portraits bekannter und hochstehender Personen, das scheint Grünewald nie kultiviert zu haben. Als Beatus Rhenanus in seinen Emendationen zu Plinius, Froben 1526, Gelegenheit nahm, die grössten einheimischen Künstler seiner Zeit aufzuzählen, nennt er Grünewald nicht, obwohl doch Holbein, sein naher Bekannter, damals schon einen gewaltigen Eindruck von unserem Meister erhalten hatte. Dies eine Beispiel zeigt, wie wenig derselbe aufgefallen sein muss.

So wissen wir denn von Grünewalds Leben soviel wie nichts. Bloss einigen kurzen Erwähnungen aus der zweiten Hälfte des 16. und aus dem 17. Jahrhundert, zur Zeit als die Tradition über ihn noch nicht ganz erloschen war, verdanken wir es, dass man überhaupt weiss, wie der bedeutende Künstler geheissen, von dem noch an mehreren Orten erstaunliche Werke erhalten sind und woher er stammte. Die Nachrichten finden sich bei Fr. Niedermayer, Repertorium Bd. VII. S. 133 ff. und S. 245 ff. zusammengestellt:

Bernh. Jobin. Accuratæ effigies pontificum maximorum, 1573 nennt im Vorwort unter deutschen Künstlern »Mathis von Oschenburg dessen köstlich Gemal zu Isna zu sehen.«

Vielleicht noch früher, nach einem Vorbemerk von fremder Hand vor 1586 ist das Inventar des Basilius Amerbach; hier wird bei Anlass der kleinen Auferstehung im Basler Museum der Künstler Mathis von Aschenburg genannt. Kurzweg als »Mathis Aschenburg« werden ebenda auch 20 Zeichnungen angeführt.

In der Vorrede des von dem Frankfurter Buchhändler Vincenz Steinmeyer 1620 herausgegebenen Holzschnittbüchleins wird neben Dürer auch genannt »Mathis von Aschaffenburg«, »dessen künstlich Gemäld man itziger Zeit noch zu Lesheim bei Colmar wie denn auch zu Maintz im Thumb zu Aschaffenburgk und an anderen Orten mehr findet.«

Dann existiert oder existierte doch noch in unserem Jahrhundert von Remigius Fesch († 1666 zu Basel) eine in der Chronique des Dominicains de Guebwiller [1]) zitierte Beschreibung der Gemälde in Kolmar, wo der Künstler Mathis von Oschnaburg genannt wird.

Endlich fand Grünewald an dem Maler und Kunstschriftsteller Joachim von Sandrart einen verständnisvollen Verehrer, der mit sichtlichem Interesse das wenige von Nachrichten zusammentrug, das er finden konnte und dies in seiner Teutschen Academie Bd. I 1675 S. 236/37 verwertete. Sandrart war freilich fast immer weit schlechter informiert als wir heute und scheint das reiche Material über bildende Künstler, das er in seinem Buche bringt, ohne viel schriftliche Notizen meist aus seinen Reiseerinnerungen niedergeschrieben zu haben. Hier aber erweckt er mehr Vertrauen als sonst, denn der Stoff hat ihn ganz besonders interessiert und das wenige, was er beibringt, fusst offenbar noch auf alten Traditionen.

Sandrart nennt den Künstler, der sonst Matthias von Aschaffenburg genannt werde, zum erstenmal in der erhaltenen Litteratur Matthias Grünewald und giebt auch eine der Quellen an, aus der er seine Mitteilungen geschöpft. Er berichtet nämlich, dass er noch als Schulknabe in Frankfurt einen Enkelschüler unseres Künstlers, Phil. Uffenbach gekannt und dass dieser eine grosse Zahl von Handzeichnungen Grünewalds meist in schwarzer Kreide ausgeführt und zum Teil lebensgross in einem Sammelband vereinigt besessen habe, die dann in das Kunstkabinet von Abraham Schelkens in Frankfurt übergegangen seien und diese werden auch dort (bei »Chelekens») noch im Jahre 1664 von Moncony, Voyage d'Allemagne p. 280 erwähnt.

Ausser den Studien zählt Sandrart dann als Werke des Künstlers noch auf vier grau in grau gemalte Flügelbilder zu Dürers bekanntem Altarwerk mit der Himmelfahrt Mariä (unter anderen einen hl. Laurentius) und ebenfalls in Frankfurt befindlich eine Verklärung Christi auf dem Berge Tabor.

Ferner drei Flügelaltäre dreier Kapellen auf der linken Seite des Chores im Dome zu Mainz, die 1631 oder 1632 von den Schweden geraubt worden seien und bei einem Schiffbruch zu Grunde giengen. Eine Madonna »in der Wolke unten zur Erde warten viele Heiligen in sonderbarer Zierlichkeit auf als St. Katharina, St. Barbara« u. s. w.; die Ermordung eines blinden Einsiedlers auf dem zugefrorenen Rheinstrom und ein drittes unvollkommeneres Bild.

Dann fährt Sandrart fort: »Es soll noch ein Altarblatt in Eisenach (lat. Ausgabe von 1683 Isenacum) von dieser Hand sein, ein verwunderlicher St. Antonio, worinnen die Gespengster hinter den Fenstern gar artig ausgebildet sein sollen.«

Endlich wird noch aufgezählt, eine kleine Kreuzigung im Besitz Herzog Wilhelms von Bayern, die 1605 von Raph. Sadeler gestochen worden sei, eine Holzschnittfolge mit der Offenbarung Johannis und ein trauernder lebensgrosser Johannes, den er in Rom gesehen und wie die Kreuzigung in München als Grünewald richtig erkannt habe.

Von den Lebensumständen weiss Sandrart nur zu berichten, dass sich der Künstler meist in Mainz aufgehalten, ein eingezogenes melancholisches Leben geführt und übel verheiratet gewesen sei. Er schliesst aus der angeblichen Mitwirkung an dem Dürer'schen Altarwerk, dass Grünewald um 1505 gelebt habe und vermutet, dass derselbe 1510 gestorben sei.

Ausser diesen Nachrichten existieren noch zwei in Haltung und Typus übereinstimmende Portraits (nicht Stelbstportraits, der Abgebildete schaut nach oben links), die beide mit einem aus den Initialen M und G gebildeten Monogramm bezeichnet sind und laut alter Tradition Grünewald vorstellen. Das ältere und bessere, eine stark überarbeitete Kohlezeichnung mit der Jahreszahl 1529, befindet sich auf der Universitätsbibliothek in Erlangen, das andere, eine Federzeichnung mit einer Aufschrift aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts »Contrafactur des hochberühmten Mahlers Mathes

von Aschafenburg« in der Sammlung Habich.[2]) Das Monogramm des Künstlers ist damit verbürgt; unerklärt bleibt aber das zweimal auf später zu nennenden Werken dabei vorkommende N.

Aus diesen verschiedenen Zeugnissen geht nun, da sie nicht auf ein und dieselbe Quelle zurückgehen, mit Bestimmtheit einmal hervor, dass unser Künstler Grünewald hiess und aus Aschaffenburg war. Da die Schreibweise der Eigennamen nämlich im 16. Jahrhundert noch sehr schwankend war, selbst bei grossen Städten wie Nürnberg, so darf uns nicht befremden, dass Grünewald statt Mathis von Aschaffenburg auch als Mathis von Aschenburg und Oschenburg bezeichnet wird. Thatsache ist nun,[3]) dass unter anderm auch in Aschaffenburg wirklich am Schlusse des 15. Jahrhunderts der Familienname Grünewald häufig vorkommt und ein Meister Mathis im Jahre 1489 am Glockenturm der Spitalkirche ein Turmkreuz und für den Liebfrauenaltar der Agathekirche ein Altarbild nebst Flügeln zu malen hatte und es ist deshalb naheliegend, hier an Grünewald zu denken.

Der Künstler müsste dann mindestens 20 Jahre vor 1489 geboren sein, also etwa 1465—69 und wäre damit der älteste unter den grossen Malern der Blütezeit, da Dürer 1471, Cranach 1472, Burgkmair 1473, Baldung um 1476 und Holbein der Jüngere erst 1497 geboren ist. Dies ist auf den ersten Blick befremdend, da Grünewald von all den genannten gerade am stärksten koloristisch beanlagt ist und sein Stil weit freier, ungebundener und malerischer ist als der seiner Zeitgenossen. Es ist nicht zu verkennen, dass sonst die Epoche des malerischen Stils den Schluss einer Entwicklung bildet, die Blütezeit der Malerei auf die der Plastik folgt und in Zeitaltern, wo die verschiedensten Richtungen gleichzeitig mit aller Kraft sich geltend machen; doch selbst die Geburtsdaten der eigentlichen Koloristen durchschnittlich später fallen, als die der anderen hervorragenden Künstler ihrer Epoche. Andrea del Sarto ist jünger als Michelangelo, Correggio jünger als Rafael und die venetianische

Malerei gelangte eben erst zur Blüte als die florentinischen und umbrischen Schulen ihren Höhepunkt überschritten; es fallen die frühesten epochemachenden Schöpfungen Corregios erst in die Zeit unmittelbar nach Rafaels Tod. Indes lassen sich diese sonst allgemein gültigen Regeln nicht mit unfehlbarer Sicherheit auf das Reformationszeitalter anwenden. Da die Entwicklung des Geisteslebens in Deutschland nicht so einheitlich war wie in Italien und heftige Erschütterungen, an denen das Reformationszeitalter reich war, auch wohl dem Gefühlsleben der Menschen und damit dem Kunstcharakter der Zeit eine ganz unerwartete Wendung geben können.

Sandrarts kurze Charakteristik von Grünewalds sonstigen Lebensverhältnissen ist ungemein einleuchtend. Hingegen ist seine Vermutung über sein Todesjahr unrichtig, durch die vorhandenen Werke widerlegt.

Durch die erwähnten scheinbar ganz auseinandergehenden älteren Berichte sind zweitens auch einige heute noch erhaltenen Werke bezeugt.

Die Gemälde des Kolmarer Museums wären auch ohne die stilistische Verwandtschaft mit anderen Arbeiten so ziemlich gesichert, sie stammen nämlich von einem grossen Wandelaltar, dem Hochaltar der ehemaligen Antoniterpraeceptorei eines Ortes bei Kolmar das in einer Urkunde des 16. Jahrhunderts Eysznen, heute aber Isenheim heisst. Nun befindet sich unter ihnen ein Gemälde mit der Figur des hl. Antonius und hinter ihm sieht man, wie Sandrart berichtet, ein Fenster, das eben von Dämonen zertrümmert wird, somit ist höchst wahrscheinlich, dass Sandrart von diesem Altarbild gehört hat, aber Eyszenen mit Eisenach verwechselte. Ebenso ist kaum zu bezweiflen, dass mit den Angaben »Isna« und »Lesheim bei Kolmar« Isenheim gemeint sei.

Das Kolmarer Altarwerk besteht aus acht Altarflügeln. Zwei, einseitig bemalt, von schmalem Hochformat (H. 2,32, Br. 0,76), mit den Titelheiligen waren zu beiden Seiten des Mittelschreines

befestigt; vier von noch grösserem Formate (H. 2,69, Br. 154) beiderseitig bemalt, waren drehbar und bedeckten bei geschlossenem Altare den Mittelschrein. Zwei endlich, einseitig bemalt, von Querformat ebenfalls beweglich, befanden sich an der Predella und trugen auf ihrer Aussenseite gemeinsam ein Gemälde (H. 0,61, Breite beider Flügel zusammen 2,32). Auf Lindenholz. In alten Rahmen, die zum Teil noch die alte Farbe tragen, schmale Goldstreifen mit roten und blauen Hohlkehlen. Ältere Litteratur und Beschreibung am besten bei Kraus: Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen, Bd. II, S. 357. Die Photographien von Braun in Dornach sind ungenügend. Neue Aufnahmen derselben Firma sind schon gemacht und die Publikation steht bevor.

Im Mittelschrein des Altars befanden sich gute Holzfiguren, die noch heute mit alter Bemalung im Kolmarer Museum zu sehen sind. Waren nun alle Flügel geöffnet, so sah man gleich neben dem Schnitzwerk auf den Innenseiten der inneren beweglichen Flügel, links die Darstellung des hl. Antonius und des hl. Paul in der Wüste, rechts die Versuchung des hl. Antonius; waren bloss die inneren Flügel geschlossen, so befand sich ein grosses über beide Aussenseiten sich erstreckendes Gemälde, die Mutter Gottes mit dem Neugeborenen von musizierenden Engeln verehrt, in der Mitte zwischen den Gemälden der Aussenflügel, auf diesen war links die Verkündigung, rechts die Auferstehung zu sehen. Waren aber alle beweglichen Flügel geschlossen, so sah man vor dem Mittelschrein auf der Rückseite der beiden äusseren Flügel die Kreuzigung Christi, zu beiden Seiten waren nun die feststehenden Bilder, links der hl. Antonius, rechts der hl. Sebastian sichtbar, und unter dem Mittelbild auf den Flügeln der Predella die Beweinung Christi.

Diejenigen Gemälde, welche bei ganz geöffnetem und ganz geschlossenem Altar zu sehen waren, sind zum Teil etwas beschädigt und verblasst, die Auferstehung, Verkündigung und Anbetung des Neugeborenen dagegen geradezu wunderbar erhalten und noch heute von ungetrübter Farbenpracht.

Auf dem Bilde mit dem Besuch des hl. Antonius bei dem hl. Paul in der Wüste, befindet sich das Wappen des Präceptors Guido Guersi, derselbe wird auch urkundlich als der Schöpfer des Altars genannt und da er 1516 gestorben ist, und keiner seiner Nachfolger durch ein Wappen am Altar seine Verdienste um denselben bekräftigt hat, muss das Altarwerk vor 1516 entstanden sein. Auf der Kreuzigung befindet sich nun ein Salbgefäss, wo man wirklich, wie Niedermayer a. o. O. angiebt, die Jahrzahl 1515 zu sehen glaubt. Dieses Datum wäre als Vollendungstermin einer doch wohl über mehrere Jahre sich erstreckenden Arbeit zu betrachten.

Die von Sandrart genannten Flügel zu Dürers Altarwerk existieren noch und befinden sich im städtischen Museum in Frankfurt, aber sie haben mit dem Kolmarer Werke wenig gemeinsames. Dagegen befinden sich in demselben Museum zwei zusammengehörige Altarflügel, von denen der eine mit dem Monogramm bezeichnet ist, das auf den Namen Grünewalds passt. Da nun diese Flügel, wie die von Sandrart genannten, aus der Dominikanerkirche stammen, ebenfalls grau in grau gemalt sind und auf dem einen sogar ebenfalls ein hl. Laurentius dargestellt ist, so scheint Sandrart ursprünglich diese Bilder gemeint, sie aber dann mit den Flügeln zu Dürers Altar verwechselt zu haben. Vollkommen bestätigt wird diese Annahme dadurch, dass die Gemälde mit dem Monogramm im Stil mit dem Kolmarer Altarwerk übereinstimmen.

Es sind zwei beiderseits bemalte Tafeln von Tannenholz, H. 0,99, Br. 0,43. Auf den Vorderseiten befindet sich je ein Heiliger. Das Monogramm (mit N.) befindet sich rechts unten auf dem Gemälde mit dem hl. Laurentius, das andere Bild stellt den hl. Cyriacus dar, ein besessenes Mädchen heilend. Auf den Rückseiten ist je ein Oberteil einer Säule mit gotischem Kapitell gemalt, das mit sehr naturalistisch behandeltem Blattwerk dekoriert ist, auf der Tafel mit dem hl. Laurentius mit Epheu, auf der mit dem Cyriacus mit Stechpalmblatt.

Wir besitzen also zwei Werke, die von der Tradition noch im 17. Jahrhundert an verschiedenen Orten dem Grünewald zugeschrieben wurden und auch wirklich von ein und demselben Künstler stammen müssen. Beide zeigen nun eine Reihe von frappanten Eigentümlichkeiten, die leicht wieder zu erkennen sind, um so mehr da sie sonst in der deutschen Kunst nicht vorkommen. Auf Grund dieser Eigentümlichkeiten, die weiter unten eingehend geschildert werden, lassen sich noch folgende Bilder dem Künstler mit Sicherheit zuschreiben:

1. Eine Kreuzigung Christi und deren ehemalige Rückseite eine Kreuzschleppung, gegenwärtig in Tauberbischofsheim. Auf Fichtenholz. Bei ersterem Bild H. 1,96, Br. 1,52, bei letzterem H. 1,92, Br. 1,51. Beide Gemälde haben stark gelitten. Sie wurden in Tauberbischofsheim von O. Eisenmann entdeckt, befanden sich zeitweise in der Sammlung Habich und waren im Kasseler Museum ausgestellt, sind auch dort von Hanfstängel photographiert worden, später wurden sie wieder von der badischen Regierung zurückgefordert. Die Bilder sind nicht verbrannt, sondern existieren heute noch.

2. Eine Beweinung Christi in der Stiftskirche zu Aschaffenburg und zwar in der Kapelle des südlichen Seitenschiffes zunächst dem Querschiff. Fichtenholz. Heutige Höhe soweit sichtbar 0,34, Br. 1,353. Offenbar Bruchstück eines etwa zwei bis dreimal höheren Votivbildes, unten nicht, wohl aber oben verstümmelt, um als Predella benutzt werden zu können. Fast die ganze Breite des Bildes nimmt jetzt der Leichnam Christi ein, über demselben sind Gewand und Hände der Maria sowie noch ein Kopf eines trauernden Angehörigen sichtbar. In kleineren Verhältnissen: links, neben dem Haupte Christi, bis zur Hüfte sichtbar Kardinal Albrecht von Brandenburg sein Wappen haltend, rechts eine klagende Frau und ein Mann mit dem Wappen der Schenk von Erbach. Die Augen des Kardinals und der klagenden Frau sind nach eben der Stelle gerichtet, wo der Kopf der Mater dolorosa sich befunden haben muss. Da

das Wappen Albrechts von Brandenburg schon mit den Insignien des Kardinals erscheint, ist das Bild um 1518 oder später entstanden.

3. In der Münchener Pinakothek Nr. 281: Der hl. Mauritius und der hl. Erasmus mit Gefolge, einerseits drei Kriegsknechte, von denen aber bloss bei zweien mehr als die Beine sichtbar sind, anderseits ein bejahrter Kapitular. Die Hauptfiguren überlebensgross. Lindenholz. H. 2,26, Br. 1,76.

Der hl. Erasmus ist[4]) das Portrait des Kardinals Albrecht von Brandenburg und zwar in späterem Lebensalter, als auf dem Stich von Dürer, der das Gesicht in gleicher Stellung zeigt und der 1519 datiert ist (B. 102). Nach den Inventaren der A. Pinakothek wurde das Bild von Kardinal Albrecht für die seit 1520 erbaute Kollegiatsstiftskirche St. Mauritius und Maria Magdalena in Halle bestellt und 1541 nach Aschaffenburg gebracht. Im Inventar der Stiftskirche in Halle von 1525 wird ein solches Gemälde auch erwähnt. In der Münchener Pinakothek befindet sich das Bild seit deren Eröffnung im Jahre 1836 und zwar infolge einer alten Tradition gleich anfangs unter dem Namen Grünewald. Die anders gearteten Flügel waren Ursache, dass die Urheberschaft des Meisters wieder angezweifelt wurde. Für die Autorschaft Grünewalds bei dem Mittelbilde allein ist dann wieder W. Schmidt, Repertorium Bd. I, S. 411 eingetreten.

4. Das Kreuzigungsbild in der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel H. 0,73, Br. 0,54. Auf Lindenholz. Nach gefälliger Mitteilung des Konservators nicht aus dem Amerbach'schen Kabinet stammend, sondern zum erstenmal 1775 erwähnt.

Ausserdem existieren noch einige zweifellose Handzeichnungen.

Drei Blätter mit Kohlezeichnungen, meist Studien, im Kupferstichkabinet der k. Museen in Berlin, Nr. 1070, Nr. 1071 und 2040, obwohl dort seit Jahren als Grünewald bezeichnet und unverkennbar ächt[5]) noch nicht in der Litteratur erwähnt.

1. Kopf eines singenden Engels. Rückseite Porträtsstudie einer abwärts blickenden Frau.

2. Drei ältere männliche bartlose Köpfe, von Heiligenschein umgeben, unten in der Mitte mit Monogramm bezeichnet.

3. Ein nach rechts gewandter knieender König, dessen Gewand von knieenden Engeln gehalten wird. Rückseite Maria mit zwei Kindern.

4. Nach A. Bayersdorfer ebenda unter den Unbekannten Nr. 3135: Verkündigung. Engel und Maria stehend, darüber schwebend die Taube. Kohlezeichnung. Datiert 1512.

5. Im Kupferstichkabinet der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel Studie zu einem Gekreuzigten auf blauem Papier mit Kohle und mit Weiss gehöht. Ein zweites Blatt ebenda in Tusch und Weiss ausgeführt, ein Christus, der mit dem der Kolmarer Kreuzigung ziemlich genau übereinstimmt, scheint mir viel zu lahm und unbedeutend für unseren Künstler. Einzelne Abweichungen von dem Kolmarer Bild, z. B. in der Anordnung der Inschrifttafel, Abweichungen, die man dem Meister selbst zutrauen möchte, bestimmen mich, darin die Kopie nach einem Originalentwurf zu sehen, wie die Sammlung der Handzeichnungen manche besitzt oder eine echte Zeichnung, die von fremder Hand vollendet wurde.

6. Nach Bayersdorfer in der Sammlung Malcolm Nr. 263: St. Katharina und St. Barbara, ganze stehende Figuren. Kohlezeichnung. Fälschlich mit Dürers Monogramm bezeichnet.

7. In der Sloane Sammlung Nr. 284: Kopf eines alten Weibes mit Kopftuch. Roter Grund. Kohle und weissgehöht. Angeblich Baldung, nach Bayersdorfer sicher Grünewald.

8. In der Albertina in Wien: Ein betender Pilger in wilder Landschaft. Zeichnung mit schwarzer Kreide, Tusch und Weiss ausgeführt. Photographie von Gustaf Jagermayer.

9. In Erlangen: Feine Federzeichnung, drei nackte Weiber Kinder säugend. Bezeichnet mit dem Monogramm und fälschlich auch mit der Jahreszahl 1529. Nach Bayersdorfer echt.

Ausserdem muss hier noch erwähnt werden ein erhaltener ursprünglicher Renaissancerahmen zu einem verlorenen Bilde des Künstlers.

In der Schneekapelle der Stiftskirche von Aschaffenburg hängt an der Ostwand hinter dem Altar mit der modernen Muttergottesstatue ein geringes Gemälde aus dem Jahre 1577, die Anbetung der Könige. Dieses Bild ist 2 m hoch und breit und befindet sich in einem Rahmen ähnlich dem zu Dürers Allerheiligenbild, bloss dass die angewendeten Renaissancemotive noch weniger verstanden sind als dort. Oben ein doppeltes Gesims[6]), dazwischen ein Fries mit spätgotischem Laubwerk, darüber ein Flachbogen, unten ein Sockel mit Inschrift. Die Seiten werden jetzt bloss durch eine schmale Leiste eingefasst. Das ursprüngliche Bild scheint etwa 20 cm. beiderseits schmäler gewesen zu sein und zwei Säulen, deren spätgotische Ansätze sich noch im Sockel zeigen, scheinen das Gemälde flankiert zu haben. Der Sockel ist frisch vergoldet und die Inschrift frisch gemalt, aber die ursprünglichen fast identischen Buchstaben sieht man noch in schwachem Relief durch die Vergoldung.

Der Text enthält die Dedikation des Altars an die Mutter Gottes von seiten der Kanoniker H. Retzmann und Schantz und schliesst mit Jahrzahl 1519 und dem Monogramm M. Grünewalds; das N auch hier, aber über dem M und G.

Endlich sei darauf hingewiesen, dass in Mainzer Drucken seit 1518 Initialen mit naturalistisch behandeltem Blattwerk vorkommen, ganz ähnlich demjenigen auf Grünewalds Bildern in Kolmar und Frankfurt. Vgl. Butsch, Bücherornamentik der Renaissance, Tafel 78 und 79.

Unsere Attributionen erhalten noch eine ganz auffallende Bestätigung durch den Stich von Raphael Sadeler[7]) nach der heute verschollenen, wahrscheinlich beim Brande der Residenz zu Grunde gegangenen Kreuzigung Christi, die Sandrart im Besitze des Herzog Wilhelm von Bayern gesehen und unserem Meister zugeschrieben hat. Diese Reproduktion stimmt, soweit das nur bei einem Kupferstich des 17. Jahrhunderts denkbar ist, so auffallend mit den genannten Kreuzesbildern, den drei Gemälden und der Studie überein,

dass ein jeder Zweifel ausgeschlossen ist, ob Sandrart nun auch wirklich mit seinem Grünewald den Urheber der genannten Werke gemeint hat und anderseits gewinnen seine Nachrichten über andere verschollene Werke des Künstlers an Glaubwürdigkeit. Hat er auf Grund von Bildern wie der hl. Laurentius in Frankfurt die von Sadeler gestochene Kreuzigung richtig erkannt, so kann er sich auch bei den Mainzer Bildern, deren Standort er so genau angiebt, dass diesmal eine Verwechslung ausgeschlossen scheint, kaum im Urheber geirrt haben.

II.

Die Gemälde und Studien, welche wir als zweifellose Werke Grünewalds zusammengestellt, besitzen alle schon jene Eigenschaften, welche die reife und entwickelte Kunst des 16. Jahrhunderts von der des 15. unterscheidet.

Wir begegnen schon hier jener Klarheit der Anordnung, die wir Dürer nur sehr langsam erringen sehen. Verschwunden ist aller Kleinkram mit dem die Bilder des 15. Jahrhunderts überladen scheinen, das einzelne ist zwar eingehender als früher studiert, das Stoffliche besser charakterisiert, aber es tritt zurück und lässt die Menschen, die Handlung deutlich zur Geltung kommen. Auch werden keine Verkürzungen mehr gescheut, damit ist der Meister frei in Anordnung und frei im Ausdruck von Bewegung und Affekt und dieser äussert sich denn auch nicht mehr linkisch und befangen, sondern mit Pathos und Gewalt.

Was aber Grünewalds Arbeiten von allen zeitgenössischen unterscheidet, ist der breite malerische Stil, das leuchtende Kolorit und die vor keiner Verzerrung zurückschreckende Wildheit in Ausdruck und Bewegung. Dies alles nun verleiht den Arbeiten eine packende Wirkung und lässt auf einen Künstler schliessen, dessen Naturell und Begabung weit entfernt lag von der eines Dürer und Holbein, der beiden anderen ganz originalen Künstler seiner Zeit.

Dürer und Holbein waren beide keine Koloristen im engeren Sinne des Wortes. Des ersteren Stärke lag überhaupt auf einem ganz anderen Gebiete. Wenn auch auf seinen venetianischen Arbeiten ein Abglanz von der Farbenpracht der Lagunenstadt liegt und Dürer ausdrücklich des Lobes erwähnt, das die Venetianer seinen Farben gespendet hatten, so wird doch niemand in seinem Marienleben oder in seinen berühmtesten Stichen die Farben vermissen oder etwa die Wirkung seines Allerheiligenbildes oder seiner Apostel im Kolorit suchen. Holbein, als bildender Künstler weit vielseitiger beanlagt, hatte allerdings ein ungemein feines koloristisches Gefühl, die Farbe trägt bei ihm so viel wie etwa bei Rafaels späteren Werken zur Wirkung bei, aber er war eine viel zu kühle Natur, um die Farbe für sich zum Stimmungsausdruck zu erheben. Die farbigen Originale geben uns m e h r als die farblosen Studien und als die getreuen Reproduktionen, aber nicht etwas anderes.

Dürer und Holbein haben, so herb und zum Teil auch unvollkommen ihre Gestalten uns heute anmuten, ihr ganzes Leben nach Formvollendung gestrebt und beide in Italien hierin nach Förderung gesucht und sie haben in Deutschland bahnbrechend gewirkt für die Formen der italienischen Renaissance-Architektur und -Dekoration. Dies beruhte gerade so gut wie ihr Verhältnis zum Humanismus auf einer inneren Übereinstimmung, so wenig auch von dem Geiste der italienischen Kunst nun wirklich über die Alpen gekommen sein mag.

Die gotischen Formen, welche von ihnen verlassen wurden, drücken der Mehrzahl nach nicht bloss einen Zweck, sondern auch eine Bewegung nach bestimmter Richtung aus. Den Eindruck einer Bewegung, die den Beschauer mitreisst, gewinnt man vor gotischen Domen oft sehr stark, einen Bewegungseindruck verraten aber auch alle Ausdrücke, welche für die Wirkung der Einzelformen bezeichnend sind. Die Pfeilerbündel »schiessen empor«, der Bogen »wölbt sich«, die Türme, Fialen und Wimperge »streben himmelan«. Das spät-

gotische Ornament freilich kennt keine Bewegung nach bestimmter Richtung hin mehr, aber es ist doch unruhig, die Linien des Masswerks flammen oder winden sich, das Füllornament ist verworren, die Blätter kräuseln sich. Dagegen sind die Formen der italienischen Renaissance klar, heiter, ruhig, von harmonischen Verhältnissen. Säule und Bogen haben zwar auch ihre Zwecke zu erfüllen, die Säule steht und trägt, der Bogen ruht und stützt, aber sie verrichten ihre Funktion in vollkommener Ruhe. Das Ornament vollends hat keinen andern Zweck als schön zu sein. Das Füllornament der Friese bewegt sich in Linien, die gleichmässig auf und absteigen und wieder in sich zurückkehren, das der Pilaster besteht meist aus Kandelabern, die nur sich selbst mit ihrem stehenden und hängenden Schmuck von Guirlanden und Tüchern zu tragen haben. Was über die Alpen kam, waren lediglich Zierformen, die selbst in ihrer unvollkommenen Form bei Dürer für die räumliche Umgebung der Figuren oder bloss als dekorativer Hintergrund verwertet, dem Bilde einen ruhigen, festlich heiteren Charakter, nicht eine aufregende Wirkung verleihen.

Dass dies der Grund war, warum diese Formen überhaupt verwendet wurden, nicht etwa eine Doktrin über den Wert der Antike oder etwas sonstwie gefälliges, sieht man schon daran, dass diese ruhige Wirkung den Bildern beider Künstler auch sonst gar nicht fremd ist. Man denkt freilich bei beider Namen leicht zuerst an Holzschnittecyklen mit bewegten Vorgängen, wie an Dürers Apokalypse und an Holbeins Todtentanz, aber es kommt bei unserer Frage weniger auf Inhalt der Darstellung und gar nicht auf die Fähigkeit an, überhaupt bewegtes Leben zu schildern, sondern auf die Wirkung des Bildes als ganzes. Nun ist aber der Gesamteindruck der Bilder beider Meister ein ruhiger. Die Bewegung einzelner Figuren ist durch kontrahierende Bewegung wieder aufgewogen. Es geht nicht wie bei Rubens ein Zug nach einer Seite hin durch das ganze Bild. Es herrscht in der Komposition ein ruhiges Gleich-

gewicht. Die Bilder sind auch nicht auf einen starken momentanen Eindruck berechnet, denn in ihrer ganzen Bedeutung geben sie sich erst bei einem längeren Studium. Man erkennt auch, dass die Absicht mitzureissen nicht bezweckt ist, schon daran, dass die Persönlichkeit des Urhebers, seine Teilnahme an dem Vorgang, zurücktritt. Wir sehen mehr was geschieht, als wie es aufzufassen sei. Meist werden uns mit der Objektivität eines Historikers, der in gehaltenen Worten, nicht in pathetischer Sprache die grossen Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen auseinandersetzt, auch hier die Vorgänge geschildert. Selbst in den tragischen Scenen von Holbeins Totentanz kommt die Gesinnung des Künstlers nur zögernd zum Vorschein. Einen hervorragenden Platz unter den gefeiertsten Werken beider Künstler nehmen aber überhaupt gar nicht bloss bewegte Scenen, sondern ruhig symetrische Gnadenbilder ein, wo eine Versammlung glücklicher prächtiger Menschen dargestellt ist, die nur für sich da zu sein scheinen. Dass beide Künstler endlich gesunden Lebensmut genug hatten, auch die schönen Seiten des menschlichen Daseins heiter und voll zu geniessen und zu schildern, zeigt allein schon das Marienleben Dürers und eine grosse Zahl von Madonnen von Holbein, die meist in Entwürfen erhalten sind.

Grünewald scheinen nur die bewegten Momente des menschlichen Daseins zu interessieren. Jedenfalls schildert er viel leidenschaftlicher, es kommt ihm nie darauf an, einen Vorgang bis auf die Mitwirkung der letzten handelnden Person klar zu machen und etwa noch die Ursachen und Folgen anzudeuten, sondern er betont immer das ergreifende des Moments, er äussert unverhohlen seine Anteilnahme am Vorgang, er giebt die Stimmung, um mit der Stimmung hinzureissen.

Der Unterschied dieser Tendenz von der eines Dürer und Holbein ist tiefgreifend und von entscheidender Bedeutung. Selbstverständlich sind die Grenzen zwischen beiden Darstellungsweisen fliessend, wir sehen Künstler von der einen ausgehen und sich der

andern zuwenden. Aber Grünewalds Tendenz äussert sich mit solcher Schroffheit und solcher Konsequenz, dass wir ein ganz anders veranlagtes Naturell voraussetzen müssen als bei Dürer und Holbein und dieser Tendenz müssen wir es auch zuschreiben, dass der Künstler sich auch eine ganz andere Ausdrucksweise schafft als die, welche wir bei jenen beiden Künstlern finden.

Grünewalds Absicht, weniger durch klare Anschaulichkeit des Vorgangs als direkt durch Mitteilung seiner subjektiven Stimmung zu wirken, setzt ein hochgesteigertes und verfeinertes Gefühlsleben voraus und beim Künstler im Grunde auch schon die Herrschaft über sämtliche Mittel, die seiner Kunstgattung oder doch seiner Epoche zur Verfügung stehen. In der Geschichte der bildenden Kunst tritt diese Art zu schildern deshalb auch verhältnismässig spät auf. Ihre typischen Vertreter sind die grossen Meister der sogenannten Verfallzeiten, in der christlich abendländischen Malerei namentlich die niederländischen und flämischen Koloristen des 17. Jahrhunderts. Analoge Tendenzen finden sich aber auch schon in der Gotik unmittelbar nach deren Höhepunkt, bevor sich der Naturalismus des 15. Jahrhunderts geltend machte.

In seiner scharf ausgesprochenen Tendenz steht Grünewald im Zeitalter der Reformation einzig da und es scheint, dass er den übrigen zu seiner Zeit herrschenden Strömungen ebenso fremd gegenüberstand wie der Kunstrichtung, die sich während seines Wirkens in Deutschland Bahn brach.

Keine Spur findet sich in seinen Werken von einem Verhältnis zum Humanismus, vielmehr spricht die Thatsache, dass nur Altargemälde von ihm erhalten und dass er sobald ganz vergessen wurde dafür, dass er kaum zu Humanisten in nähere Beziehung getreten ist.

Wie er sich zur Reformation stellte, wissen wir nicht. Dass ein Bibelspruch aus Jesaia 53 auf seiner Kreuztragung in Tauberbischofsheim nicht mit Luthers Übersetzung übereinstimmt, beweist nichts, da das Bild wahrscheinlich früher als diese entstanden. Am

Ende seines Lebens scheint aber der Künstler im Dienste Kardinal Albrechts Altarbilder gemalt zu haben. Sein letztes bekanntes Gemälde ist für die Kollegiatstiftskirche in Halle bestimmt gewesen, durch welche diese Stadt zu einer Hochburg des römischen Glaubens werden sollte. Jedenfalls gewinnt man aus seinen Bildern den Eindruck einer schwärmerischen Religiosität, wie sie auf römischer Seite im Mittelalter und wieder im Zeitalter der Gegenreformation und öfter auch in der nichtrömischen Christenheit aufgetreten, aber dem Protestantismus der Reformatoren gerade nicht eigen war.

Grünewalds Sinnesrichtung ist auch dem Geiste der italienischen Frührenaissance und der beginnenden Hochrenaissance durchaus entgegengesetzt und wirklich finden wir auch bei ihm wenig Neigung für die Ornamentformen der Frührenaissance, wie sie von Dürer und Holbein in Deutschland eingeführt wurden. Obwohl er die Renaissance gekannt hat, wie dies ein Pilaster auf dem Gemälde des hl. Antonius und das Füllornament eines Bogens in Tauberbischofsheim beweisen, verwendet er doch mit sichtlicher Vorliebe und mit einem Verständnis, das in seiner Zeit bei Malern einzig dasteht, gotische Formen und ist sogar der einzige, der bei ihrer Darstellung noch produktiv thätig ist. Freilich ist es eine ganz verwilderte Spätgotik, die wir bei ihm finden, kaum in Metall, geschweige in Holz und Stein liesse sich das krause Blattwerk und die Statuetten an seinen Architekturen ausführen. Anderseits bevorzugt er in seinen grotesken Landschaften und seinem Teufelsspuck Motive, die in der Barockzeit bei den Niederländern besonders beliebt wurden.

Analogien für seine Kunstrichtung finden sich auch in Italien erst bei denjenigen, welche die neue Stilepoche des Barock angebahnt haben.

Sandrart hat ihn den deutschen Correggio genannt und in der That ist auch er der Maler farbenstrahlender Visionen und der Maler lebendiger Bewegung; beide schildern schon ganz subjektiv und bei

dem Italiener wie bei dem Deutschen mag ein nervöses Naturell die Sonderstellung unter ihren Zeitgenossen bedingt haben, aber Correggio ist heiter und gefällt sich in anmutigen Gestalten, selbst in seinen Henkerscenen, Grünewald aber immer herb, meist düster, vor allem geht er aber in der Verschmähung der Formenreizes und in einseitiger Betonung von Ausdruck und Stimmung weit über alle Italiener hinaus.

Alle Künstler freilich, welche in der Malerei ein Mittel sehen, ihre subjektiven Stimmungen zu äussern, verfahren willkürlicher mit der menschlichen Gestalt als ein Dürer und Holbein, und alle sehen die Schönheit in etwas anderem als in Ebenmass der Form.

Bei ihnen allen macht sich zunächst geltend, dass das Interesse für das zunimmt, was in der gesamten Natur unmittelbar und stark zum Gefühl spricht. In der Darstellung des Menschen tritt also alles in den Vordergrund, was dessen Gemütsverfassung verrät, von seinem Wohl und Wehe spricht, deshalb wird dem Ausdruck, der Geberdensprache, der Bewegung diejenige Schönheit geopfert, welche auf Gleichgewicht und Ebenmass der Formen beruht. Neben den Menschen können ferner die Gegenstände der leblosen Natur als vollkommen gleichberechtigte Träger des Ausdrucks treten. Denn, hat auch die leblose Natur für unser Wohl und Wehe thatsächlich heute nicht mehr die momentane Bedeutung für uns wie für den Naturmenschen, der in ihr dämonische Gewalten sieht, so wirkt sie doch auf unser Gefühl nicht weniger unmittelbar wie der bewusst handelnde Mensch. Auch bei den Gegenständen der leblosen Natur wird endlich sich das Interesse dem zuwenden, was besonders stark das Gefühl berührt, mehr der Gewitterstimmung als dem hellen Tageslicht, mehr dem Verfallenen als dem Neuen und Vollkommenen. Endlich interessiert auch das Stoffliche mehr als früher, d. h. die Art, wie sich die Dinge anfühlen lassen: oft durchzuckt ein Schauer oder auch ein Wonnegefühl den Körper, lange bevor wir uns der Form des Gegenstandes bewusst sind, den wir berührt haben.

Zweitens werden auch diejenigen Ausdrucksmittel bevorzugt, welche unmittelbar und stark das Gefühl berühren. Bewegte Linien wirken wenigstens stärker als ruhige. Die Farbe wirkt unmittelbarer als die Form, denn der einzelne Farbenton berührt als solcher den Nerv, die Linie muss vom Auge erst verfolgt werden. Ebenso unmittelbar wie die Farbe wirkt auch die Lichtstärke der Erscheinung. Stärker aber machen sich geltend die Unterschiede von Licht und Schatten. Weiss sticht von schwarz stärker ab als rot von grün.

Das allein schon würde die Wirkung durch Töne statt durch Linien zum Ausdruck subjektiver Stimmungen empfehlen. Es kommt aber noch dazu, dass die Farbentöne, noch mehr aber Licht und Schatten schon in der Natur am meisten dem Zufall unterworfen und deshalb im Kunstwerk am schwersten zu kontrollieren sind. Der Künstler besitzt deshalb eine fast schrankenlose Freiheit durch Licht und Schatten, das was ihm zum Ausdruck dienlich ist, hervortreten zu lassen, halb sehen zu lassen oder ganz zurückzudrängen und kann damit auch die grösste Komposition zu einem Gesamteindruck vereinigen.

Der malerische Stil ist deshalb für den Ausdruck subjektiver Stimmungen das adäquate Ausdrucksmittel.

Grünewald hat nun ein besonders feines Farbengefühl. Schon sein technisches Geschick, das vom Naturell denn doch nicht allein abhängig ist, befähigt ihn ganz besonders zum Stimmungsmaler und mit unerhörter Ausschliesslichkeit bevorzugt er alle Ausdrucksmittel, welche der Stimmungsmalerei besonders eigen sind. Es giebt, Rembrandt nicht ausgenommen, kaum einen unter den Künstlern allerersten Ranges, der so wenig Sinn für die Schönheit gesunder normaler Menschen gehabt hätte, bei dem sich der Affekt mit solch schauerlicher Wildheit äussert, bei dem mit solcher Ausschliesslichkeit das versöhnende Element, ein gewisses Gleichgewicht, das schliesslich jedes Kunstwerk bedarf, nur in der Stimmung und zwar auf dem Gebiete des psychologischen Ausdrucks und der Farbe zu suchen wäre.

Grünewald hat zunächst ein ganz auffallendes Interesse für die leblose Natur und hier zeigt sich schon im Detail überall eine ganz besondere Vorliebe für das halb zerfallene, verbogene, verkrümmte, verwitterte, sei es, dass er den Rost veralteter Rüstungen oder zerfetzte Tücher, vergilbte, runzlichte Pergamente oder abgestorbene Bäume darstellt. Schon im kleinen lauter Dinge, die uns nicht durch ihr stattliches Aussehen erfreuen, sondern durch den Tribut, den sie der Zeit gezahlt haben, unser Gefühl berühren. Gerade das giebt aber seinen Schilderungen des Gegenständlichen einen ungemeinen Reiz. Auch die Pflanzenwelt ist mit eingehender Liebe dargestellt und die Teufelsgestalten, zu denen alle möglichen Tiere Modell gestanden haben, lassen sogar bei Grünewald für die Fauna jenes hingebende Interesse vermuten, das man oft bei originellen Käuzen von Künstlern antrifft.

Während nach einer Bemerkung von Lichtwark [8]) in den Jahren 1500—1540, also der Blütezeit der Menschenmalerei, das Interesse für Fauna und Flora merkwürdig auslässt, so scheint bei Grünewald, der auch für die Dekoration das Blattwerk mit besonderer Liebe nach der Natur studiert hat, gerade beim Menschen der Respekt vor der Natur eher abzunehmen. Jedenfalls empfinden wir es hier am stärksten, dass der Künstler dem Ausdruck alles opfert.

Die Verteilung der menschlichen Figuren auf dem Bildraum ist noch verhältnismässig symmetrisch, meist halten sich die Personen zu beiden Seiten der Bildmitte noch das Gleichgewicht, wenn nicht an Zahl so doch an Bedeutung. Für eine Freiheit in der Anordnung wie die, welche Janitschek bei der Beweinung in Aschaffenburg annimmt, dass nämlich auf dem Gemälde schon ursprünglich von Maria bloss die Hände sichtbar waren, giebt es absolut keine Analogien und das vorhandene Material von Gemälden lässt mit ziemlicher Sicherheit den gegenteiligen Schluss ziehen.

Höchst willkürlich sind aber schon die Grössenverhältnisse der Personen. Grünewald scheut sich nicht, zu Gunsten eines gewaltigen

Eindrucks auf ein und demselben Bilde, sogar auf ein und derselben Scene die Figuren in verschiedenem Masstabe darzustellen. Seine Körperformen sind hässlich, oft krankhaft, kaum einmal normal. Die Gesichter meist schief, die Hände haben überlange und stark nach rückwärts biegsame Finger. Die Formen der Körper sind meist durch die Gewandung so verhüllt, dass der Kontour vollkommen verunstaltet wird und meist nur noch Gesicht und Hände zur Geltung kommen, da aber äussert sich nun der Affekt bis zur völligen Verzerrung der an sich schon hässlichen Gesichter und oft sind auch die störendsten Verzeichnungen von ihm unbedenklich stehen gelassen worden. Dies alles geschah nicht etwa aus Ungeschick, sondern aus Gleichgültigkeit.

Es muss hier betont werden, dass der Künstler sich schon die schrankenloseste Freiheit in der Darstellung errungen hat. In der Linearperspektive begegnet man kaum auffallenden Irrtümern, jedenfalls sucht er die schwierigsten Verkürzungen mit Vorliebe auf und löst sie spielend, wo es ihm auf den Ausdruck ankam. In dem physiognomischen Ausdruck, in der Fähigkeit, die flüchtigste Bewegung darzustellen, zeigt er sich als Meister sondergleichen. Der Affekt scheint sich der Gewandung, selbst der unbewegten Natur mitzuteilen.

Auf dem Gebiete des Ausdrucks allein auch kennt er die Anmut, und versteht es, einem an sich hässlichen Gesicht holden Reiz zu verleihen, wie dies die grosse Madonna in Kolmar und der hl. Laurentius in Frankfurt beweist. Ähnliche Vorzüge müssen es auch gewesen sein, die Sandrart von Grazie bei unserem Künstler sprechen lassen.

Auch die schauerlichen Kreuzesbilder wirken selbst in der Reproduktion nicht abstossend, nicht eckelhaft; dies beweist, dass er auch abgesehen von der Farbe, seinen pathetischen Scenen noch durch etwas anderes eine versöhnende Wirkung zu geben weiss. Diese scheint mir in den psychologischen Kontrasten zu liegen.

Das wichtigste versöhnende Element in allen seinen Werken bleibt aber doch die Farbe. Sie ist ihm oft das wichtigste Ausdrucksmittel, dient ihm zur Raumillusion und die farbigen Gemälde geben viel mehr als die vorzüglichsten Studien versprechen.

Der Künstler scheint sich selbst in erster Linie als Kolorist gefühlt zu haben, alle Aufgaben, die ihm gestellt wurden, fasst er als Farbenprobleme auf und man trifft bei ihm ganz ähnliche Motive, wie bei den van Eyck. Dieselbe Vorliebe für Interieurstimmungen und landschaftliche Perspektiven. Bei Himmelfahrten und Verkündigungen, wo Dürer ein Bild schafft, dessen Wert lediglich in der trefflichen Charakteristik der Gestalten beruht, da ist von Grünewald eine farbenprächtige visionäre Erscheinung dargestellt. Die Madonna mit dem Neugeborenen, die von Engeln verehrt wird, giebt Anlass zur Schilderung einer Mondnacht, und Sandrart berichtet von dem Märtyrium eines Einsiedlers, wo ihm die Schneelandschaft und eine Verklärung Christi, wo ihm die Wolke besonders auffiel.

Den grossen Koloristen des 15. Jahrhunderts, auch den leidenschaftlichen Naturen war es in erster Linie noch um klare Anschaulichkeit zu thun. Wenn dort von Farbenstimmung gesprochen wird, so ist damit gemeint, dass die einzelnen Farbentöne sich nicht bekämpfen, nicht disharmonieren und in einer atmosphärischen Stimmung denkbar sind. Der lichte Tag, der auf den meisten dieser Bilder gleichmässig waltet, drückt nicht aus, was der Künstler beim Vorgang empfindet. Selbst bei den Brüdern van Eyck, die allerdings ihrem ganzen Jahrhundert schon vorausgeeilt waren, tritt das subjektive Moment nur schüchtern auf. Ganz anders bei Grünewald. Er verwendet das Kolorit als Ausdruck seiner Anteilnahme an dem Vorgang; die Farbenstimmung ist dem geschilderten Vorgang angepasst. Grünewald rechnet deshalb mit der Wirkung im grossen, die Einzelfarbe ist durchaus nicht immer schön, sie wirkt oft sogar ebenso erschreckend wie die Form; die Gesamtwirkung ist ihm die Hauptsache und diese allein ist harmonisch.

Mit psychologischer Notwendigkeit meldet sich deshalb bei ihm der malerische Stil. Die letzten Konsequenzen dieses Stils hat er freilich nicht gezogen; diese bestehen darin, dass auf die Individualität der Farben ganz verzichtet wird, was wohl zum erstenmal sich deutlich bei Tizian in den siebziger Jahren desselben Jahrhunderts ausgesprochen findet. Das typische Beispiel dafür ist aber der spätere Rembrandt. Grünewald kommt es noch auf das Zusammenwirken einiger kräftiger kontrastierender Eindrücke an, wie beim physionomischen Ausdruck, so auch in der Farbe. Deshalb ist auch Licht und Schatten dem Kolorit noch dienstbar im grossen zur klareren Gruppierung, im einzelnen zu möglichster Prachtentfaltung der Töne.

Einige wenige Hauptfiguren treten in leuchtenden dominierenden Farben heraus und diese vereinigen sich zu einem klangvollen Akkord, welcher dem ganzen Bilde seinen Charakter verleiht. Im einzelnen stören keine harten Schatten mehr, sondern in breiten weichen Tönen mit zarten Abstufungen kommt die Farbe zur Geltung.

Besonders auffallend ist der Unterschied seiner Behandlung in der Landschaft, bei den Haaren und bei der Gewandung und zwar gegenüber allen Zeitgenossen, selbst Koloristen wie Burgkmair und Altdorfer.

Unter den Gewändern bevorzugt Grünewald charakteristischerweise einmal ganz feine weiche Tücher, die sich leicht allen Formen anschmiegen und selbst die Farbe der darunterliegenden Stoffe durchscheinen lassen, dann auch dicke schwere Stoffe, die breite Licht- und Schattenmassen abgeben, und im einzelnen das Licht in tausend kleinen Farbunterschieden reflektieren. Geradezu raffiniert sind da oft die Zwischenstufen bis in die feinsten Reflexlichter beobachtet. Bei den grau in grau gemalten Flügeln in Frankfurt ist auch der Unterschied von kalten und warmen Tönen beobachtet, während sonst soweit mir bekannt in dieser Zeit noch bei Graumalereien lediglich das Weiss mit einer Farbe abgestuft wird. Dies

giebt nun hier dem einfachen Weiss der Gewänder eine geradezu glänzende Wirkung. An der breiten malerischen Behandlung der Gewandung erkennt man den Künstler auch in seinen Studien am leichtesten wieder. Charakteristischerweise sind fast alle mit Kreide oder Kohle ausgeführt. Mit Ausnahme des Gekreuzigten in Basel sind sie in breiten Schatten angelegt. Die Konturen treten ganz zurück und der Abstufung der Schatten ist das sorgfältigste Studium zugewandt.

Trotz all der vielen gemeinsamen scharf ausgeprägten Charakterzüge finden sich in den erhaltenen Werken doch Stilunterschiede, die sich nicht aus der Verschiedenheit der Aufgaben, sondern aus der Verschiedenheit der Entwicklungsstufen erklären lassen.

Wir sehen in dem Kolmarer Altarwerk weitaus das interessanteste, geistreichste und in gewissem Sinne auch bedeutendste Werk unseres Meisters, die Kreuzschleppung in Tauberbischofsheim scheint uns etwas minderwertig, aber solche Werturteile bilden natürlich kein Praejudizium weder für frühere noch für spätere Entstehungszeit. Hingegen geben die Unterschiede zwischen den stehenden Einzelfiguren das Kolmarer Altarwerkes und denen des Münchner Bildes sichere Aufschlüsse darüber, nach welcher Richtung sich der Stil des Meister weiter entwickelte, da das erstere vor 1516, letzteres aber frühestens 1520 entstanden sein kann, also sicher später entstanden ist.

Bei den Figuren des hl. Antonius und des hl. Sebastian in Kolmar macht sich die Rücksichtslosigkeit des Künstlers gegen Körperformen sehr stark geltend, die Anordnung der Gewandung scheint lediglich mit Rücksicht auf die Farbe komponiert; denn die darunter befindlichen Körperformen kommen nicht zum Ausdruck und durch den Zug der Falten wird auch die Bewegung unangenehm überschnitten, ähnlich wie bei vielen Holzfiguren des 15. Jahrhunderts. Merkwürdig scharf sind bei der so reichen malerischen Gewandbehandlung die Umrisse namentlich des Nackten ausgeprägt.

Dagegen ist auf dem Münchner Bilde das Nackte sehr weich und breit, sogar mit zerfliessenden Konturen gemalt. Ausdruck und Bewegung ist ungemein drastisch, aber alles scheint abgeklärter, es fehlen die flammenden Konturen, die Figuren sind plastischer gedacht und die Gestalten heben sich auch runder und plastischer heraus; ausserdem sind sie gedrungener und stehen sicherer, breitspuriger da, immer ein wichtiges Charakteristikum für das reifere 16. Jahrhundert. Auch in der Farbe macht sich ein Unterschied geltend; während in Kolmar noch die leuchtendsten, ungebrochensten Töne herrschen, scheint sich in München, wenn die Erhaltung nicht trügt, schon das Auflösen der Lokalfarben in einen Gesamtton anzubahnen. Die Farbenkontraste sind weniger durchgreifend, sind milder und mannigfaltiger.

Nach den so gewonnenen Gesichtspunkten ist unter den Gemälden die Kreuzigung in Basel am frühesten anzusetzen. Ausdruck ist hier noch etwas befangen und verhältnismässig ungeschickt, die Formen noch willkürlicher behandelt, die Konturen schärfer ausgeprägt und die Farben noch ganz ungebrochen. In der That ist auch hier die Rüstung des Hauptmanns noch die sog. gotische. Der Eisenschuh z. B. ist noch spitz, er zeigt nicht mehr die langen Schnäbel, wie sie um 1490 Sitte waren, aber unterscheidet sich scharf von den Kuhmäulern, die seit 1500 Mode wurden. Ebenfalls früh ist die Studie des Gekreuzigten in Basel anzusetzen; etwa gleichzeitig wie die Kolmarer Bilder die Gemälde in Frankfurt. Dagegen später, etwa in den Schluss des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts, die Bilder in Tauberbischofsheim und Aschaffenburg und die Studien in Wien und Berlin. Die Kreuzigung Christi endlich, die sich in München im Besitze von Herzog Wilhelm befunden hat, möchte ich nach dem erhaltenen Stich zwischen die Basler und Kolmarer ansetzen. Diese auf der Analyse bekannter Thatsachen beruhende Hypothese entspricht im allgemeinen einigen bisher laut gewordenen Vermutungen und giebt jedenfalls einen leicht verständlichen Entwicklungsgang.

Der Künstler wird zunehmend einfacher, konzentriert sich auf die Hauptsache und drängt das Nebensächliche zurück. In der Komposition begnügt er sich je länger mit desto weniger Figuren, die Landschaft wird auf wenige Linien reduziert, die Gestalten werden gedrungener und wuchtiger, der Kontur knapper, der Ausdruck aber gewaltiger, die Farbenskala aber reicher an Zwischenstufen.

III.

Die Art, wie Grünewald die einzige Aufgabe, mit der er unseres Wissens betraut wurde, nämlich das Altarbild, aufgefasst hat, ist ungemein charakteristisch für seine Sonderstellung in der Kunst seiner Zeit und für seine Verwandtschaft mit solchen Naturen wie die, welche im 17. Jahrhundert erst die führenden Geister wurden.

Während er nämlich sich oft in der Anordnung der Gestalten und sonst in Äusserlichkeiten merkwürdig unbefangen an mittelalterliche Schemata gerade da, wo seine Zeitgenossen mit der Tradition brachen, anschliesst, so geht er in seiner Auffassung im Grunde schon über seine Zeit hinaus. Jakob Burckhardt bemerkt im Cicerone von Tizian, dass sich bei ihm der verhängsnisvolle Übergang vollzieht, statt des Heiligen die Legende, statt des Märtyrers das Martyrium auf den Altar zu bringen. Eine ähnliche Tendenz bahnt sich in der deutschen Kunst schon bei Grünewald an.

In Italien war im 15. Jahrhundert die Darstellung der Geschichten aus Bibel und Legende in der Hauptsache den Fresken an den Kirchenwänden vorbehalten und auf die Altäre kam bloss das ruhig symmetrische Gnadenbild zu stehen, in Deutschland dagegen befanden sich die Geschichten der Heiligen auf den Flügeln der Altäre, in der Mitte des Altarwerkes aber meist plastische Statuen der Heiligen. In den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wurde die Plastik an Umfang und Bedeutung von der Malerei überholt und statt des Mittelschreines mit geschnitzten Fi-

guren traten nun häufiger als früher auch Altartafeln. Einige Hauptwerke von Dürer und Holbein gehören in diese Gruppe. Nun sind selbst bei Holbein, dem Meister lebendiger Bewegung, gerade diese Gemälde symmetrisch im Aufbau und sehr gehalten im Ausdruck. Dagegen tritt bei Grünewald die Handlung, Ausdruck und Bewegung auch hier in den Vordergrund. Schon bei dem Mittelbilde jenes grossen Altarwerkes aus der Kollegiatstiftskirche in Halle macht sich dies bemerklich, namentlich sind aber seine Kreuzigungen, die, wenn nicht alle, so doch der Mehrzahl nach die Stelle von Gnadenbildern vertraten, wirkliche Historienbilder geworden, wo vor stimmungsvollem Hintergrund sich die Leiden der Beteiligten in gewaltigen dramatischen Kontrasten aussprachen und Christus eigentlich nicht mehr als Gott erscheint, sondern als Mensch, der seinen Leiden ganz erlegen ist. Dasselbe lässt sich von zeitgenössischen Werken anderer Meister, sofern sie zum gleichen Zwecke bestimmt waren, nicht behaupten.

Sandrart berichtet ferner von einem Altarbild mit einer Madonna »in der Wolke«, während unten eine Anzahl weibliche Heilige standen. Es war keine Himmelfahrt, keine eigentliche Vision, deshalb wahrscheinlich eine ganz analoge Form des Altarbildes, wie die, welche von Rafael erst durch die Madonna di Foligno eingeführt wurde, nach dessen Tode aber allgemein und für immer üblich wurde. Bei Dürer und Holbein findet sich etwas analoges höchstens in Holzschnitten und Stichen, wir haben hier bei Grünewald wahrscheinlich eine weitere ganz wichtige Neuerung.

Unter allen Vorwürfen war dem Maler der Bewegung und der Stimmung die Darstellung statuarischer Einzelfiguren am wenigsten gelegen, während wir in zwei derartigen Werken derselben Epoche gerade die Hauptwerke von Holbein dem Älteren und Dürer sehen. Die Charakterisierung der Heiligen geht bei Grünewald nicht über die eines Porträts hinaus, das die zufällige Erscheinung brillant wiedergiebt. Grünewald kennt schon die Notwendigkeit durch Gegen-

sätze wie Spielbein und Standbein die Figur zu beleben und er ist wohl allein ohne die Italiener darauf gekommen. Aber neben Dürers reifen Werken und auch neben einigen der späteren Arbeiten aus Holbeins zweitem Basler Aufenthalt fällt sehr auf, wie wenig es unserem Künstler gelang durch einfache ganz ungezwungene aber darum eben charakteristische Haltung, den Gestalten eine imposante Wirkung zu verleihen. Man bewundert darum eigentlich nicht die Gestalt selbst, sondern bloss wie gut sie gemalt ist.

Gern belebt der Künstler seine Einzelfiguren mit irgend einem momentanen Ausdruck oder einer momentanen Bewegung. Von den beiden Heiligengestalten in Kolmar, die sich einzeln auf Flügeln von schmalem Hochformat befinden, ringt der hl. Sebastian die Hände.[9]) Beide Figuren stehen auf spätgotischen reich mit Laubwerk verzierten Sockeln. Indes sind die Gestalten selbst nicht als Holzfiguren gedacht, sondern gerade hier macht sich bei Bart und Gewandung die weiche stoffliche Behandlung besonders geltend. Antonius, eine hohe Greisengestalt, um einen Kopf grösser als Sebastian, hat ein nachdenkliches Gesicht, langen Bart und fleischige Hände, trägt weiten Rock und faltigen Mantel, der die Umrisse der Gestalt ganz verdeckt. Sebastian ist eine robuste Gestalt in mittleren Jahren, trägt bloss ein leichtes Tuch, das die Lenden bedeckt, ein Mantel ist über den linken Arm geschlagen und zieht sich quer über den Körper. In der Brust und im linken Bein stecken Pfeile. Die Säule, an die er angebunden war, steht wie ein Symbol mit einem Seil umwunden im Hintergrund. Auf beiden Gemälden sieht man hinten ein Fenster, bei Antonius befindet es sich rechts; es ist das, von dem Sandrart gehört hatte und dessen Rundscheiben eben von einem Teufel zerschlagen werden, bei dem auf dem Gemälde des Sebastian befindet es sich links und man sieht in eine weite Landschaft hinaus, die in gelben, grünen und duftig blauen Tönen gehalten ist. Vor der Luft schweben zwei, übrigens sehr hässliche Engel, mit einer Krone. Auf beiden Bildern kommt das

Licht zwar nicht von hinten aber doch von der Seite des Fensters her, die Gestalten sind etwa so beleuchtet, als ob sich die Fenster schief nach vorne ziehen würden; dadurch modelliert sich nun namentlich das Gesicht des hl. Sebastian sehr interessant in einer Reihe von Halbtönen und Reflexen, für was ja Grünewald eine besondere Liebhaberei hatte.

Auf den beiden grau in grau gemalten Flügeln in Frankfurt stehen die Figuren vor dunklem Grund, der über den Köpfen mit naturalistisch behandeltem Laubwerk belebt ist. Der hl. Cyriakus heilt mit seiner Stola ein besessenes Mädchen; dasselbe zeigt nicht gerade Zeichen des Wahnsinns, aber der Schädel ist abnorm klein. Der hl. Laurentius sieht mit seelenvollem Blick ins Weite, durch die ganze Gestalt geht ein einheitlicher Zug und die Haltung der Hände ist hier mit Buch und Rost besonders gut motiviert, wir haben eine der anmutigsten Gestalten vor uns, aber freilich auch hier wird man den Eindruck einer momentanen zu bestimmtem Zwecke dienenden Aktion nicht los. Dieser Auffassung entsprechen auch die einzigen Portraits, die von Grünewald erhalten sind, nämlich die Stifterfiguren auf dem Votivbild in Aschaffenburg. Entgegen der gewöhnlichen Übung nehmen dieselben lebhaften Anteil an der Scene, während sie doch schon durch den kleineren Massstab als nicht zur Handlung gehörig charakterisiert sind.

Das Gemälde in München gab unserem Meister eine ähnliche Aufgabe wie die Altarflügel mit einzelnen Heiligengestalten. Man hat früher als Vorwurf die Bekehrung des hl. Mauritius bezeichnet, dies gerade aber ist durch die Darstellung ausgeschlossen, weil Mauritius der Redende, Handelnde ist. Die Aufgabe war offenbar lediglich die, die Titelheiligen des Altars mit Gefolge darzustellen.

Der Künstler stellt nun aber die Heiligen nicht nebeneinander gegen die anbetende Menge gerichtet, sondern er setzt sie in Beziehung zu einander, er schafft eine Santa Conversatione, wie das ja auch Dürer in seinem Allerheiligenbild gethan. Bei einem Künstler

wie Grünewald, trat aber die Thätigkeit der Personen vollkommen in den Vordergrund, das Gespräch wurde so lebhaft, dass man einen Vorgang dargestellt glaubt.

Die Figuren stehen auf glattem Steinboden vor dunklem Grund. Rechts ist noch etwas wie ein dunkelgrüner Vorhang sichtbar, gegen links wird der Hintergrund ganz neutral. Auch sind die beiden Hauptfiguren ausnahmsweise durch goldene Tellernimben ausgezeichnet. Schon das entrückt sie der irdischen Sphäre und deutet an, dass wir es eigentlich mit einem Gnadenbild zu thun haben.

Die Gruppe ist hier, auf dem spätesten Werke, merkwürdig unsymmetrisch aufgebaut, bloss noch auf das Gleichgewicht der Massen ist gerechnet. Erasmus mit seiner hohen Bischofsmütze, die grösste Gestalt, steht ganz links und sieht äusserst gespannt zuhorchend nach Mauritius. Dieser, die andere Hauptfigur steht bloss wenig rechts von der Mitte und redet lebhaft auf ihn ein. Die Nebenfiguren gravitieren mehr nach rechts, nur wenige Schritte zurücktretend, aber schon stark verkleinert, dienen sie dazu die mächtigen, über lebensgrossen Vordergrundfiguren plastisch und imponierend heraustreten zu lassen. So breit und gross die Wirkung der Gestalten, so ist doch alles Stoffliche mit einer selbst für Grünewald minutiösen Sorgfalt bis in alles einzelne ausgeführt, namentlich ist der Ornat des Mauritius mit der Treue einer fachwissenschaftlichen Publikation portraitiert, was man nur von Holbein erwarten sollte. Dürer pflegt seine Ornate in seinem Stile wiederzugeben.

Im Kolorit ist der wichtigste Kontrast der zwischen dem reichlich verwendeten Gold und dem Blaugrau der Rüstung des Mauritius.

Unter den eigentlichen Historienbildern, den Darstellungen biblischer und legendarischer Geschichten nehmen die Passionsscenen an Anzahl den ersten Rang ein, wohl weil der zahmere Kunstgeschmack späterer Jahrhunderte hier noch am ehesten den gewaltigen Ernst des Meisters ertragen konnte. Auch heute noch pflegen gerade diese Gemälde den stärksten Eindruck zu hinterlassen.

Der Künstler zeigt sich hier in seiner ganzen Wildheit als dramatischen Schilderer der Nachtseiten des Menschenlebens unübertroffen in der Beobachtung der Physionomien, der Hände und Füsse mit all ihren unwillkürlichen Reflexbewegungen bei gewaltigen Schmerzen und Leidenschaften. Was eine feinfühlige Künstlernatur bei den Greueln der Bauernkriege, der Lynchjustiz und der öffentlichen Gerichtsbarkeit seiner Zeit gefühlt haben mochte, das können wir vor solchen Bildern mit Schaudern ahnen.

Kreuzesbilder sind drei im Original erhalten, nämlich in Basel, Kolmar und Tauberbischofsheim, eines in dem Stich von Raph. Sadeler, vgl. Abbildung im Repertorium Bd. VII, S. 250, dazu kommt dann noch die Studie in Basel. Eine Kreuzschleppung befindet sich in Tauberbischofsheim. Beweinungen Christi existieren eine in Kolmar und eine in Aschaffenburg.

Bei der Kreuzschleppung in Tauberbischofsheim ist die eigenhändige Urheberschaft Grünewalds schon angezweifelt worden, in der That ist das Bild lange nicht so sorgfältig gemalt wie die eben besprochenen Bilder, indes verrät das Kolorit und die Behandlung der Gewänder, der Waffen, des Kreuzes eben doch eine Originalität, die man nur Grünewald zutrauen möchte und die schlechte Erhaltung mag neben der flüchtigeren Ausführung die Hauptschuld an den Zweifeln über Eigenhändigkeit tragen.

Für uns kommt nur in Betracht, dass die Komposition von der herkömmlichen Darstellung gerade in der Weise abweicht, die man einem Künstler mit der Tendenz eines Grünewald am ehesten zutrauen möchte. Die Kreuzschleppung Christi war sonst in der christlichen Kunst Anlass zu einer grossen Volksscene, das Herauskommen aus der Stadt, die Roheit der Büttel und die Teilnahme der Frauen, das Ziel des Zuges, die Richtstätte, das alles wurde mit epischer Breite geschildert, gern auch in Breitformat wie z. B. auf Schongauers Stich. Schon Dürers weit reiferes Kompositionsvermögen hat aber auf dem berühmten Holzschnitt der grossen Passion diese Scene dra-

matisch konzentriert, so dass man unmittelbar neben Christus die Hauptrepresentanten der Handlung, zwei teilnahmsvolle Menschen und zwei Schergen, gleich darüber, links die aus dem Stadtthor drängende Menge, rechts die Landschaft, in die der Zug hinausgeht, sieht. Einen Künstler wie Grünewald musste aber der Vorgang überhaupt viel weniger als die Affekte der Beteiligten interessieren und er schildert deshalb lediglich den Kontrast zwischen dem leidenden Erlöser, der im Vollgefühl des erlittenen Unrechts zusammensinkend mit ergreifender Miene zum Himmel sieht und den Henkersknechten, die mit brutaler Sachlichkeit den Vorgang betrachten oder mit tückischem Pflichteifer auf Christus einhauen, sinnlos empört über dessen Zusammenbrechen. Die Handlung besteht eigentlich bloss aus fünf Figuren und geht an einer Mauer zwischen dem inneren und äusseren Thor vor sich. Der Ausblick in die Landschaft und der Blick in das Stadtthor ist auf ein Minimum reduziert. Die Volksmenge ist nur durch wenige Köpfe und Spiesse beiderseits am Bildrand angedeutet. Die Episode mit Veronika und den trauernden Frauen ist ganz weggefallen. Aber in ihrer Einfachheit ist die Scene von gewaltiger Wirkung, obwohl der Kopf Christi von erschreckender Hässlichkeit ist.

Bei der Kreuzigung beschränkt sich der Künstler ebenfalls auf einfache Gegensätze zwischen wenigen Figuren, aber hier schildert er nicht den Kontrast zwischen ruchlosen Handlungen und unschuldigen Leiden, sondern zwischen dem Erlöschen des Lebens bei dem Aufgehefteten und dem Losbrechen der gewaltigsten Leidenschaften bei den frei sich bewegenden Anverwandten. Hier fehlen die Schergen wie bei der Kreuzschleppung die Anverwandten.

Der Künstler bewegt sich in der Kreuzigung auf dem Gebiet, das alle andern Oberdeutschen auch kultiviert haben und stellt hier alles in den Schatten, was sonst geleistet wurde.

Grünewald begnügt sich in der Anordnung, freilich bloss darin, mit dem alten archaischen Schema, in der Mitte das Kruzifix direkt

gegen vorne gerichtet, darunter wenige Figuren, alle hart am Rande des Vordergrundes. Der Moment, den der Künstler in allen erhaltenen Bildern gewählt, ist der, wo Christus eben seinen Leiden erlegen ist oder erliegt. Dunkle Nacht, in der man eine Landschaft mehr ahnt als sieht, bildet den stimmungsvollen Hintergrund, von dem sich die Gestalten hell, oft in zackigen Konturen abheben. Die Hauptfigur weicht schon im Typus von dem ab, was sonst bei den Zeitgenossen üblich ist. Der Kreuzesstamm ist nur roh zugehauen und kurz, bei den späteren Bildern befinden sich sogar die Füsse nur wenig über dem Boden. Die Querbalken sind mit Ausnahme des Gemäldes in Basel herabgebogen. Der Leib Christi ist mit grün angelaufenen Wunden bedeckt, die Füsse übereinandergenagelt, die Fersen drehen sich gewaltsam auseinander, die Finger beider Hände sind gespreizt und heben sich grell vom Nachthimmel ab. Das Schamtuch flattert nicht im Winde, wie sonst in Plastik und Malerei der Zeit üblich, sondern hängt wild zerfezt schlaff herunter. Diese Äusserlichkeiten tragen alle dazu bei, den Eindruck des Schauerlichen zu erhöhen.

In der Art aber, wie der Leib hängt, wusste Grünewald mit nachfühlender Hand in unübertrefflicher Weise den Eindruck des tragischen Geschickes hervorzuheben, dass ein fühlender Körper, der soeben noch in entsetzlichen Qualen sich gewunden, nunmehr leblos schlaff herunterhängt.

Trotz äusserlicher Ähnlichkeit und immer gleichbleibendem Vorwurf hat sich aber Grünewald nie kopiert, sondern überall ist die Stimmung anders und neu empfunden; dem entsprechend ist auch der Reflex der Leiden Christi bei den Leidtragenden verschieden.

In den früheren Bildern sind die Figuren noch zahlreicher, auf der Basler Kreuzigung sogar noch etwas zusammengedrängt. Hier[10]) und in dem Stich ist auch die Landschaft detailliert, freilich trotzdem sehr charakteristisch für die Kunstweise unseres Meisters. An-

dere haben den Ausblick in den Hintergrund regelmässig benützt, um die Gedanken an das nachfolgende oder vorausgegangene anzuregen, man sieht Jerusalem im Hintergrund, da wo der Heiland der Welt gepredigt, in das die Schergen nun ohne zu ahnen, was sie gethan, und gleichgültig abziehen. Bei Grünewald sieht man ein einsames Thal, eine Gegend, die den Eindruck der Verlassenheit noch vermehrt. Auf dem Stich wirkt die Landschaft sogar fast versöhnend, die Trauernden sind wenigstens in ihrem Schmerz ungestört.

In Basel ist bei Christus das kläglich hilflose ausgedrückt; das Jammern des Johannes, das Händeringen der Mutter und das Klagen der übrigen Frauen ist noch gemässigter, auch das Geständnis des Hauptmanns, dass dieser wirklich der Sohn Gottes sei, äussert sich noch nicht mit der Wucht der Überzeugung, wie dies Grünewald in ähnlichem Falle in Kolmar dargestellt.

Auf dem Stich gleicht Christus schon dem der späteren Bilder. Pathetischer erhebt auch schon Johannes seine Hände, die Frauen scheinen still vor sich hinzuweinen.

Weit gewaltiger, geradezu dämonisch ergreifend ist aber das Bild in Kolmar. Die Landschaft ist wie in Tauberbischofsheim auf wenige Linien reduziert. Die Verzweiflung des Leidenden hat hier ihren Höhepunkt erreicht und sie äussert sich bei den im öden Raum weit voneinander stehenden Figuren mit erschreckender Deutlichkeit und in wohlberechneten Kontrasten. Man meint, dass der hängende Christus noch im Tode seine Arme nach allen Seiten um Hülfe ausstrecken wolle. Vor ihm kniet Magdalena jammernd Hände ringend, als ob sie sich gegen das Schicksal auflehnen wollte, scheint aber im nächsten Momente zusammensinken zu müssen. Ihre Gestalt von der Seite, von oben rechts gesehen, ist ein Bravourstück der Verkürzung und ihr Schmerz äussert sich nicht bloss in der leichtverständlichen Geberdensprache, sondern man fühlt in allen Haarwellen und den Linien der Gewandung die

krampfhafte Bewegung des Körpers nach. Hinter ihr steht in einem weissen Mantel, der in steifen Konturen sich vom dunklen Grund abhebt, Maria starr mit augsestreckten Armen, die Augen geschlossen; sie ist ohnmächtig und will umsinken, während Johannes selbst von Schmerz zerrissen sie aufrecht hält. Dieser Gruppe, die sich zu äussert links befindet, entspricht auf der rechten Johannes der Täufer; breit und fest auf dem Boden stehend, weist er nach Christus als dem Erlöser, in Gebärde und Haltung der Ausdruck unerschütterlicher Überzeugung. Zwischen ihm und dem Kruzifix, das etwas rechts von der Bildmitte steht, ein Lamm als Symbol des Erlösertodes.

In Tauberbischofsheim stehen bloss Maria und Johannes unter dem Kreuze. Hier tritt bei Christus mehr das physische Leiden in den Vordergrund, die Muskeln sind krampfhaft geschwellt, es übermannt ihn eben die Ohnmacht des Todes und man ist froh, dass es mit ihm zu Ende geht. Die entsetzliche Grimasse des Johannes scheint auch wirklich physischen Eckel erhöht durch Seelenschmerz auszudrücken. Maria blickt abwärts, faltet die Hände, ruhig, gerade in ihrer stummen Trauer ergreifend. Es ist hier die völlige Apathie als Folge überwältigender Leiden dargestellt.

Je elementarer und gewaltiger die Kontraste der Leidenschaften, desto zarter werden die Farbenkontraste. In Basel ist der Hintergrund oben tiefblau, unten saftig grün, davon heben sich in der Mitte des Bildes bei Johannes ein kräftiges Feuerrot und Weiss, bei den Frauen ebenfalls Rot, Weiss und ein leuchtendes Ockergelb ab. In Kolmar steht ein Zinnoberrot am Gewand des Johannes noch neben dem Weiss und Blau am Gewand der Maria; aber schon melden sich gebrochenere Farben. Magdalena's Mantel ist hell chokoladebraun, die Ärmel gelblichgrün. In Tauberbischofsheim sind die Kontraste zwischen Elementarfarben verschwunden. Maria ist hell chokoladebraun und blau gekleidet. Johannes rosa, gelbgrün und braun. Auch im Hintergrund fehlen nunmehr die saftigen Töne.

Dazu kommt noch, dass die Lokalfarben auch nicht mehr so ungebrochen zur Geltung kommen, weil die Behandlung des Stofflichen namentlich bei den Gewändern flaumiger und raffinierter wird.

Die Zeichnung in Basel gehört zu keinem der vier besprochenen Kreuzesbildern, sie stammt aus früher Zeit, man erkennt Grünewalds Stil noch nicht an der breiten Behandlung, sondern an den scharfen, eckigen Konturen, welche die Formen und die Bewegungen der einzelnen Muskeln und Knochen viel schärfer ausprägen als selbst die feinen Pinselstriche auf Dürerischen Detailstudien. Die Zeichnung scheint nicht etwa ein Entwurf sondern eine Studie zu sein, denn gerade die Teile, welche auch bei bequemer Stellung des Modells gezeichnet werden können, wie Dornenkrone und Schamtuch sind nur leicht angedeutet. Bei einem Entwurfe hätten gerade diese Dinge als wichtig zum Gesamteindruck betont werden müssen. Die Finger sind hier noch nicht gespreizt, die Rechte ist sogar ganz geballt. Die Füsse haben die Stellung wie auf der Kreuzigung in Basel. Merkwürdig ist aber, dass auch auf dieser Studie der Gekreuzigte so schmerzerfüllt aussieht, als ob ein Hingerichteter zum Vorbild gedient hätte. Grünewald scheint nicht zeichnen gekonnt zu haben, ohne dass der Affekt und Bewegung, an die er gerade dachte, von selbst zum Ausdruck kam.

Die übrigen Studien und Entwürfe geben ebenfalls keine ruhenden Formen wieder.

Die Darstellung der Beweinung Christi ist ein Vorwurf, der aus zwei bei der Schilderung der Passion üblichen Scenen hervorgegangen ist, die ursprünglich beide mehr als Handlung aufgefasst und als solche auch im Sprachgebrauch bezeichnet wurden, nämlich der Depositio und der Tumulcatio, dem Niederlegen des Leichnams vor dem Kreuze und dem Hineinlegen ins Grab. Die Beweinung Christi findet denn auch ebensowohl unmittelbar vor dem Kreuze als vor dem Grabe statt und es wird vielfach auch die Pflege des Leichnams bei diesen Scenen angedeutet. Bei Grünewald fällt letzteres

ganz weg, er reduziert auch hier die Handlung auf wenige Figuren, schildert lediglich die Klage um den Leichnam Christi und deutet alles übrige nur soweit an, als es zur Klarheit der Situation notwendig ist.[11]) Deutlich ist auf der Predella in Kolmar ausgesprochen, dass wir es schon mit einer resignierten Stimmung zu thun haben. Der das Bild beherrschende Kontrast ist ein ganz anderer als sonst. Die Gruppe der Trauernden befindet sich nämlich auf der rechten Seite der langen Tafel, bloss Magdalena und die Unterschenkel Christi reichen noch in die linke Bildhälfte hinein. Christus grösser als alle übrigen Figuren sieht man vor einem dunklen Erdabhang mit dem Kopf nach rechts am Boden liegen. Johannes fasst den Leichnam unter der linken Schulter, weiter nach links dann Maria halb verschleiert, in stummer Trauer den Sohn betrachtend, dann hinter ihr Magdalena laut aufschreiend. Diese Gruppe hebt sich in leuchtenden Tönen von dem dunkleren Grunde, der blaugrünen Luft ab und einem roten mit grün bedeckten Abhang. Bei Magdalena, die auch durch die Farben besonders hervorgehoben, tritt der Goldton von Haar und Gesicht, bei Maria das weisse Kopftuch und der blaue Rock, bei Johannes das rote Gewand besonders hervor. Auf der linken Bildseite herrscht dagegen völlige Ruhe, hier sieht man fast nichts als den Rand des rötlichen Sarkophags in langen geraden Linien und darüber in duftigem Blaugrün eine weite Landschaft, ein Thal, wo ein Fluss mit unbewohnten Ufern vorbeizieht. Rechts die letzten Seufzer, links die stumme endlose Ruhe des Grabes. Bei unserem Künstler ist es das einzige Mal, dass so deutlich die leblose Natur als gleichwertiges Mittel des Ausdrucks neben den Figuren auftritt, und deshalb diese vollkommen unsymmetrisch wie bei Rembrandt im Bilde verteilt sind.

In Aschaffenburg liegt Christus in der Mitte am Boden und über seinem Oberkörper erhob sich die Gestalt der Maria, wie es scheint, in pyramidalen Linien; in der Mitte war der Kreuzesstamm sichtbar, rechts die Leiter und dahinter auch der rötliche Sarkophag.

Das Profil des als Stifter abgebildeten Kardinals Albrecht ist sehr individuell, aber es hat mit Dürers Profilbildnissen, der Studie [12]) und dem Stich wenig Ähnlichkeit. Beiderseits freilich ein fettes Priestergesicht mit starkem Kinn und scharfer Nase.

Für die Geschichte des Ornament sind hochinteressant die beiden Wappenschilder, es beginnt auch hier die Tendenz zu cartouchenartigen Bildungen, wie bei Dürer gleichzeitig und etwas später bei Holbein.

Grünewald hat neben seinen Passionscenen noch eine andere Reihe von Werken geschaffen, die dafür spricht, dass ihn koloristische Probleme noch mehr interessiert haben, als die Schilderung des menschlichen Seelenlebens. In diese Reihe gehörten die meisten Bilder, welche Sandrart erwähnt. Heute sind derartige Schöpfungen bloss noch in Kolmar zu studieren. Das grosse Altarwerk für die Antoniterpraeceptorei zu Isenheim gab dem Meister den Vorwand zu solchen Motiven, die von jeher alle Stimmungsmaler mit besonderer Vorliebe kultiviert haben: das Spiel des Lichtes im Innenraum, in der Landschaft und bei visionären Erscheinungen.

Offnete man in Isenheim einst das äussere Flügelpaar, auf welchem die schauerliche Kreuzigung Christi abgebildet war, so überraschte den Beschauer eine Bilderfolge von seltener Farbenpracht. Nichts ähnliches ist aus gleicher Zeit auf deutschem Kunstgebiet erhalten.

Links auf der Rückseite des einen äusseren Flügels sah man in eine Kapelle hinein, in deren Vordergrund die Verkündigung dargestellt war, daran schloss sich auf dem Mittelbild wie eine äussere Fortsetzung der Kapelle eine spätgotische Vorhalle mit musizierenden Engeln, auf der rechten Seite des Mittelbildes dagegen sah man wieder in die Tiefe, denn hinter der Madonna dehnte sich eine weite Landschaft im Mondschein, daneben zu äusserst rechts war es ebenfalls Nacht, aber hier war der Hintergrund wieder bald durch Felsen abgeschlossen. Man sah den Auferstandenen in strahlendem Licht zum Himmel fahren, während die Sterne noch am dunkeln Morgenhimmel funkelten.

Die idyllische Scene auf beiden Mitteltafeln war auch im Kolorit etwas zarter gehalten, hier haben Rosa und Blaugrün die grösste Bedeutung, auf den bewegteren Scenen zu beiden Seiten dagegen kräftigere Töne, links besonders ein feuriges Rot und Ockergelb neben Dunkelblau, rechts dagegen Neapelgelb, Carmoisinrot und Lichtblau.

In dieser Folge war also in Farbe und Form in jedem Bilde auf die nebenstehenden Gemälde Bedacht genommen und die beiden äussersten standen wieder in auffallendem Kontrast zu einander. Links traten die hellsten Töne zurück, rechts sprangen sie in glühenden Farben aus dem Bilde heraus.

Heute sind die beiden äussersten Bilder, weil sie die Rückseiten der Kreuzigung sind, im Kolmarer Museum zusammengestellt und getrennt davon befindet sich das ehemalige Mittelbild.

Die Verkündigung ist von jeher gerühmt worden wegen der Helldunkelbeleuchtung, das wunderbarste ist aber eigentlich die Luftperspektive. Für die Räumlichkeit diente dem Meister wohl eine jener spätgotischen Hauskapellen, die in einem Erker gegen die Strasse vorsprangen. In der Tiefe sieht man den Chorschluss hell erleuchtet von der Nachmittagssonne [13]), daran schliesst sich gegen vorne noch ein Gewölbjoch, ein Raum, der von hinten und durch ein unsichtbares kleines Oberfenster rechts beleuchtet ist. Hier vorne spielt sich nun die eigentliche Handlung ab. Der Engel erscheint rechts vor dem lichten Grund und verrichtet seine Botschaft, indem er die Schwurfinger gegen Maria ausstreckt, sein roter Mantel flattert von der Bewegung des Herabsausens noch um den Leib. Weiter links erblickt man Maria am Betpult. Sie hat sich erschrocken weggewandt, nur die halbgeschlossenen Augen sieht man nach dem Engel hinüberblicken. Kopf und Hände heben sich hell von einem Vorhang ab, der nach links zurückgeschoben an einem quer durch die Kapelle gespannten Eisenstab befestigt ist. Schon die Farbe dient nun dem Künstler dazu, den Hintergrund

zurückzudrängen. An einem zweiten Eisenstab ganz vorne hängt ein andrer Vorhang, der sich links am Rande des Vordergrundes befindet. Dieser ist feuerrot, der hintere Vorhang saftig grün. Ganz dementsprechend sind auch oben die Rippen des vorderen Gewölbjoches dunkelrot, die des Chorschlusses blassgrün. Anderseits dient auch die Art, wie das Licht an den Gewölbjochen nach vorne dringt, der Luftperspektive. Sonnenstrahlen sieht man von hinten aus dem Fenster rechts im Chor gegen Maria vordringen und über diesen schwebt von sanftem Licht umflossen eine Taube.

Das spätgotische Stabwerk der Fenster sollte eigentlich sich dunkler und schärfer von den hellen Scheiben abheben, als es hier dargestellt ist. Man sieht, der Künstler opferte der Luftperspektive, der Raumillusion, also dem Gesamteindruck die Wahrheit im einzelnen wie bei ähnlichen Fällen auch die van Eyck.

Auf dem Mittelbilde der märchenhaft ansprechenden Anbetung des Neugeborenen hat die linke Seite keine recht befriedigende Erklärung gefunden.

Dargestellt ist auf den beiden Tafeln folgendes. Rechts sitzt im freien die grossartige Gestalt der Maria, die Mutter reizend in ihrem Glück, wiegt das muntere schon mit dem Rosenkranz spielende Kind auf den Armen. Ihre Gewandung leuchtet in den prächtigsten Farben. Der blaue, gefältelte Mantel ist zurückgeschlagen und lässt den Rock von dickem rosafarbenem Stoff mit feinem weissem Pelzrändchen sehen, der in bauschigen Falten auf den Knieen liegt. Neben der Madonna stehen Gegenstände, die bei ganz kleinen Kindern nötig sind, eine Wiege, ein Topf weiter in die linke Bildhälfte hineinragend, ein Waschzuber, alles ungemein anschaulich und fast mit Humor behandelt. Der Vordergrund, ein Rosengarten ist gegen die Tiefe durch eine Mauer mit Thor abgeschlossen und während die Madonna kräftig von rechts oben beleuchtet ist, dehnt sich hinten eine weite Landschaft im Mondlicht bei leicht bedecktem Himmel; zwischen den weissen Strichwolken sieht man in die blau-

schwarze Nachtluft. Im Mittelgrund befindet sich ein Kloster, wohl wie Kraus [14]) vermutet, die Antoniterpraeceptorei, darüber auf einer Anhöhe die Verkündigung bei den Hirten in Figuren, die grösser als das weiter vorne liegende Klostergebäude dargestellt sind, hinter der Anhöhe steigt eine schroffe Bergwand auf, die sich gegen rechts zu schwindelnder Höhe erhebt. Darüber lagern dichtere Wolkenmassen und über diesen sieht man, klein in unabsehbarer Ferne, Gott Vater in der Mandorla von gelbem Schein umflossen. Engel umschweben ihn und Lichtstrahlen dringen hinab zu den Hirten und zur Madonna, deren Gesichtrand leicht auch von hinten beschienen ist und auf den Lichtbahnen fliegen wie in Jakobs Traum Engel herauf und hernieder. Die sonst noch bei der Anbetung des Neugeborenen üblichen Figuren, Joseph, der Ochs und der Esel fehlen.

Die Madonna, die in der Farbe gegen den Hintergrund kontrastiert, erscheint von monumentaler Grösse und bewundernd dringt der Blick in die Ferne und steigt zu den Höhen des Himmels, deren Ferne mit gewohnter Bravour versinnlicht ist.

Auf der linken Seite sieht man zunächst im Vordergrund die hölzerne Badewanne, dann einen Engel, der auf einer Bassgeige musiziert, dahinter erhebt sich dann die gotische Vorhalle. Dieser Bau öffnet sich gegen vorne und gegen rechts nach der Madonna zu. Durch die vordere Öffnung sieht man eine unabsehbare Reihe von Gestalten, die wie der vorderste Engel alle die Madonna der rechten Bildhälfte anzubeten scheinen, zuvorderst eine Anzahl grösserer Engel in verschiedenen Farben, mit Musikinstrumenten und langen Gewändern, reich geschmückt mit goldenen Agraffen und Ringen, zum Teil mit ganz phantastischem Kopfputz; darüber andere Gestalten, Putten und geflügelte Puttenköpfe mit roten und gelben sowie grünen Aureolen. Im Portal rechts steht vor dieser Schar ebenfalls gegen die Madonna gewendet eine anmutige Mädchengestalt mit Krone auf dem Haupt, von Lichtschein umgeben, und über ihr schweben Engel mit einer zweiten kleineren Krone.

Die von Niedermayer[15]) abgedruckte Beschreibung des Altars aus dem Jahr 1789 in der Kolmarer Stadtbibliothek sagt von dieser Gestalt: »Gegenüber wird ihr (der Madonna) wie in einem Gesicht die künftige Verehrung und Herrlichkeit, die sie zu erwarten hat, gezeigt.« Diese Deutung ist wörtlich genommen ausgeschlossen, die Gestalt betet die Madonna oder das Christkind an und sieht weder die Herrlichkeit hinter ihr noch die in der Höhe bei Gott Vater, aber auch Kraus,[16]) der hierin die glaubwürdigste Autorität ist, sieht in der Gestalt die Jungfrau, der ihre künftige Herrlichkeit offenbart werde, man müsste das so verstehen, dass die Maria ihre zukünftige Bestimmung als Mutter sehen würde.

Wie die Engelsgestalten, so zeugt auch in anderer Weise die spätgotische Vorhalle von dem phantastischen Sinn des Künstlers. Die Hauptmasse ist in rötlichem Alpenmarmor gedacht und konstruktiv noch möglich, die Portale sind von Eselsrücken überwölbt, die mit wuchernden Krabben und Kreuzblumen geziert sind. Hauptgesims und Bögen sind hochrot, ihre Hohlkehlen grün und die Krabben weiss. Der vordere Bogen ist durch spätgotisches Masswerk, der zur Rechten mit einem Tympanonrelief ausgefüllt. Neben den Portalen stehen dann noch goldene Säulchen, in den üppigsten Formen spätgotischer Goldschmiedekunst. Der Fuss ist mit Buckeln und mit Blattwerk verziert wie bei Griffen reicher Trinkbecher. Auf den Säulchen stehen und neben ihnen kleben dann noch bemalte Statuetten mit flatternden Gewändern, toller selbst als das, was die niederbairische Schnitztechnik in dieser Zeit hervorgebracht hat. Alles in allem ist dieses interessante Bauwerk das üppigste Dekorationsstück der Spätgotik und geht noch über die Spielereien eines Burkhard Engelberger hinaus.

Nicht bloss das Kolorit, sondern auch die beiden Mädchengestalten sind auf diesem Mittelbild von bestrickendem Reiz und die duftige Landschaft und der Chor der Engel, obwohl diese im einzelnen hässlich und oft von geradezu unheimlichem Aussehen sind, verleiht dem ganzen einen heiteren, zauberhaften Charakter.

Bei der Auferstehung Christi sieht man unter allen Bildern Grünewalds die wildeste physische Bewegung und die blendendste Farbenglut. Der Eindruck ward einst noch gehoben durch die Ruhe und Stille auf der Darstellung nebenan. Mit blitzartiger Geschwindigkeit ist Christus aus dem Grab gefahren und schwebt mit geöffneten Armen dem Himmel zu, während das Leintuch unten nachwirbelt wie der Rauch, der aus einem Schlot dringt; der Deckel des Sarkophags ist herabgestürzt und die Wächter purzeln in den kühnsten Stellungen durcheinander. Christi Gestalt ist von blendender Helligkeit, bloss Augen, Mund und Wundmale heben sich dunkelrot ab; Haupt und Brust des Erlösers ist von einer roten Aureole mit bläulichem Rande umgeben, und das vom Haupte ausgehende Licht färbt das um den Leib flatternde Tuch oben gelb, vor der Körpermitte rot, unten ist dasselbe hellblau. Den Hintergrund dieser farbenprächtigen Erscheinung bildet oben der dunkle Nachthimmel, unten sieht man eine tiefrote Felswand. Rot ist auch der Sarkophag, auf den Rüstungen der Wächter scheint das Licht von oben wieder, der Boden ist in gedämpften Tönen braun und grün gehalten.

Bei Christus ist die Absicht, einen plastischen Körper selbstleuchtend wiederzugeben, nicht ganz gelungen. Die Formen wirken flach. Auch die schwerste Aufgabe, der abendländischen Kunst einen befriedigenden Typus für Christus in seiner Hoheit zu schaffen, gelang nicht recht. Der Kopf scheint noch mehr als bei Holbein leer und nichtssagend. Auch der Körper ist ascetisch dürr und die Kniegelenke treten schrecklich scharf hervor. Es fehlte dem Künstler hier doch an plastischer Gestaltungskraft. Aber das Gemälde ist wohl das farbenprächtigste der ganzen deutschen Kunst im 15. und 16. Jahrhundert und kaum ist je auch Bewegung so lebendig in dieser Zeit dargestellt worden.

Die beiden Gemälde, welche einst zu beiden Seiten des Mittelschreines zu sehen waren, wenn der Isenheimer Altar ganz offen stand, verraten nun auch die Vorliebe des Künstlers für phantastische Landschaften. Links, nicht wie heute rechts, war der Besuch des hl. Antonius bei dem hl. Paul in der Wüste, rechts die Versuchung des hl. Antonius dargestellt.

Die Versuchung des hl. Antonius[17]) wurde schon im 16. Jahrhundert ebenso wohl als Versuchung zur Sinnlichkeit wie als eine Bedrohung durch Teufelsgestalten dargestellt. Dürer hat in einem wundervollen Entwurfe[18]) die Sache in ersterem Sinne behandelt, wohl bei Anlass eines schönen Modells, das er auf seiner niederländischen Reise getroffen. Für Grünewald dagegen war natürlich der Auftrag zu seinem Altarbild ein willkommener Anlass, die Schrecken der Hölle zu schildern, und nun einmal mit schrankenloser Willkür die ungeheuerlichsten Gestalten seiner aufgeregten Phantasie zu versinnlichen. Er versteht es auch, diesen Vorwurf, der für uns ja so leicht komisch wirkt, packend und gewissermassen glaubwürdig darzustellen.

Schon der angebliche, dem Meister nahestehende »Grünewald« im Kölner Museum, ist in dieser Hinsicht interessant. Hier haben die Dämonen den Heiligen weit in die Luft erhoben, in eine Region, zu der bloss noch der Gipfel eines Baumes heraufragt, unter der Scene sieht man einige helle Streifen am Horizont des nächtlichen Himmels. Was aber den Eindruck des Schauerlichen hier hervorruft, sind weniger die Thätlichkeiten der Untiere als die grauenerregenden Glotzaugen, die wie Gestalten eines schweren Fiebertraumes erbarmungslos den Unglücklichen anstieren. Dies würde nun sehr wohl für Grünewald passen und setzt beim Urheber jedenfalls ein bedeutendes physiognomisches Talent voraus. Das Verhalten des Heiligen selbst ist weniger nach Art unseres Künstlers geschildert, ich vermisse den starken Reflex der Leiden im Gesicht, den wir in allen Passionsdarstellungen kennen gelernt, der hl. An-

tonius sieht fast apathisch zum Himmel um Hilfe. Aber nicht die Auffassung des dramatischen Konfliktes, sondern die Behandlung des Stofflichen bestimmt mich in erster Linie, hier Grünewalds Hand nicht zu sehen, das Stoffliche ist denn auch in Kolmar in jeder Hinsicht malerischer und interessanter. Freilich ist auch der dargestellte Moment ein anderer und die Mittel, mit denen der Eindruck des Unheimlichen hervorgerufen wird.

Man befindet sich in wildem ganz unwirtlichem Gebirge, wo alles wächst und wieder vermodert, ohne dass ein Mensch je davon Gebrauch machen würde. Im Vordergrund liegt der Heilige kläglich schreiend am Boden, ein Teufel reisst ihn an den Haaren, andere ziehen an seinem Mantel, ein Untier hat sich seines Gebetbuches bemächtigt und von allen Seiten dringen nun die greulichsten Ungestalten jede auf ihre besondere Weise auf ihn ein. Der blaue Rock des Heiligen hebt seine Gestalt deutlich aus dem krausen Gewirr der Tiergestalten heraus. Diese selbst teils nach Säugetieren, teils nach Amphibien, Vögeln und Insekten gebildet, sind in ihrem Bau wohl sämtlich unmöglich, aber die Oberfläche der Gestalten, die Federn, Schuppen, Häute, das alles ist mit einer sonst nicht vorkommenden Kenntnis der Natur mit flottem, breitem Pinsel und mit steter Rücksicht auf farbige Wirkung dargestellt. Selbst die roten Eiterbeulen dienen der möglichsten Entfaltung des Kolorits. Das Packende ist hier, dass Bewegung, Blick und Hautoberfläche abstossender Tiere so überaus drastisch nachgeahmt sind.

Der Mittelgrund ist etwas erhöht und hier sieht man nun dunkel in die Luft ragend links eine zerfallene Hütte, in der Feuer ausgebrochen ist und auf deren Dach sich noch weitere Teufel herumtreiben, rechts verdorrte Laubbäume, dann einen ansteigenden Tannenwald, dahinter in duftiger Ferne erheben sich gigantische Felskegel. Am klaren leichtbewölkten Himmel erscheint Christus in seiner Glorie und ein Engel schwebt hernieder und beginnt den Kampf mit den Teufeln auf der Hütte.

Während der Blick bei der Versuchung des hl. Antonius eine Anhöhe hinaufsteigt, von wo man glaubt, einen freieren Ausblick in eine wilde, urweltliche Gegend zu haben, dringt er auf dem andern Gemälde in die Tiefe eines weltabgeschiedenen Wiesengrundes. Ein unbewohntes Vogesenthal, das noch von keiner Forstwirtschaft berührt war, mag das Vorbild für die köstliche Scenerie gegeben haben. Im Vordergrund, wo die beiden Eremiten sitzen, bemerkt man noch, dass ein Mensch sich da die Natur ein weniges zurecht gemacht hat. Zwischen den Gestalten durch gewahrt man ein Bächlein, über das ein rohes Brückchen gelegt ist. Aber mit höchster Kunst ist durch den Ausblick gegen hinten der Eindruck völliger Einsamkeit hervorgerufen. Im Mittelgrunde ragen zwei ganz überwachsene Felshänge in das Bild herein, vor dem zur rechten steht eine Palme, aus dem zur linken ragen abgestorbene Bäume heraus, die mit Moos behangen sind. Zwischen beiden Abhängen grast ein Hirsch, den niemand stört, ein verdorrtes Bäumchen ragt zum Himmel und dahinter sieht man eine Waldwiese, in der ein Bach vorbeifliesst. Den Grund schliesst ein steil aufsteigender Tannenwald ab, der von hohen Felswänden überragt ist. In solcher Einsamkeit befinden sich nun die beiden Eremiten. Dem Abt Antonius war offenbart worden, wo einer lebe, vollkommener als er, Paulus von Theben, der neunzig Jahre in einer Höhle gewohnt hatte, ohne dass die Menschen von ihm wussten. Eine Palme gab ihm Nahrung, Kleidung und beschattete ihn. Täglich kam ein Rabe, der ihm ein Brot brachte. Auf unserem Gemälde sitzt der hl. Paulus im Vordergrund rechts. Er trägt ein Gewand, das aus Palmblättern geflochten ist, Haar und Bart sind sehr verwildert, die nackten Arme dürr und stark behaart, vor ihm lagert eine Hirschkuh, links sitzt der Abt Antonius, er ist älter als auf den übrigen Gemälden, zwar trägt er noch das Gewand, wie auf dem Bilde neben an, aber die Farben sind verblasst, man sieht, er hat eine weite Reise gemacht. Der Rabe bringt heute zwei Brote, der hl. Paul hat dies schon be-

merkt und weist es dem Antonius, dieser sieht ihn verwundert an. Die Palme steht zur Seite, sie braucht in dem feuchten Waldthal die Einsiedler nicht zu beschatten, wie in der sonnverbrannten Wüste der Thebais, aber der Eindruck gottgeweihter Einsamkeit waltet auch hier, gegen die Tiefe verrät kein Fusspfad, kein Baum, keine Behausung mehr von dem Wirken und Wohnen profaner Sterblicher.

Anfänge, die Poesie einsamer nordischer Landschaften, die von Mönchen ja schon seit Jahrhunderten aufgesucht wurden, zu schildern, finden sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts auch sonst in der deutschen Malerei, bei Dürer, Altdorfer, Schaffner, dem Meister von Messkirch, aber hier findet der erwachte Sinn den grossartigsten, zum erstenmal einen vollkommen überzeugenden Ausdruck.

Schon im 16. Jahrhundert wurden aber ähnlich wildromantische Landschaften wenigstens zunächst bei den Niederländern und Venetianern allgemeiner Sitte. Merkwürdig ist der Unterschied unseres Bildes von der grossartigen Darstellung des Velasquez, die denselben Gegenstand zum Vorwurf hat. Es fehlt beim Deutschen die Wirkung des übermächtigen Firmamentes[19]), hier ist die Luft durch Baumäste und Felsen überschnitten, im lauschigen Versteckten, nicht im weiten Leeren wird der höchste Grad von Einsamkeit gesehen.

Die eben geschilderten Gemälde zeigen unseren Meister von seiner milderen Seite. Bei den Passionsdarstellungen gewinnt man den Eindruck, als ob Grünewald vielleicht abgestossen durch eine rohe Umgebung nicht viel Gutes den Menschen zutraute und in tiefster Seele die Verderbtheit der Welt empfand. Hier in Kolmar erscheint nicht bloss eine anmutige Mädchengestalt, welche die Wege des Künstlers gekreuzt hat, sondern man fühlt auch, dass der unglückliche Genius sich im traulichen Dämmerlicht eines behaglichen Gemaches und in stiller Waldeinsamkeit wohlzufühlen wusste. Es ist das Vorrecht gewaltiger Künstler, dass ihre Leiden und Freuden noch nach Jahrhunderten bei Empfänglichen ihren

Nachhall finden, während die Menschen des täglichen Verkehrs oft an uns vorübergehen, ohne dass wir sie kennen lernen.

So klar aber auch diese Werke alle von Grünewalds Gemütsleben und von seinen Fähigkeiten sprechen, so dürftig sind die Aufschlüsse, die wir darin über sein Leben und selbst über seine künstlerische Erziehung erhalten.

IV.

Ist unsere Datierung der Werke Grünewalds nicht ganz unrichtig, so muss sich der Künstler vom Schluss des ersten Jahrzehnts, vielleicht auch früher schon, bis in die Mitte des zweiten am Oberrhein aufgehalten haben. Die frühesten sicheren Arbeiten befinden sich heute alle noch dort, zum Teil sicher seit dem 16. Jahrhundert. Wie die meisten hervorragenden Maler seiner Zeit und wie die beiden anderen Meister allerersten Ranges hat also auch Grünewald in seiner Jugend in unserer Gegend Beschäftigung gefunden.

Von der Mitte des zweiten Jahrzehnts an erscheint der Künstler mit mehreren Werken in Aschaffenburg und Umgegend. Ob nun der von Sandrart berichtete Aufenthalt in Mainz in den Beginn oder den Schluss seiner Thätigkeit fällt, oder ob er zweimal längere Zeit sich dort aufgehalten, ist mit Sicherheit nicht festzustellen.

Wir wissen noch nicht, aus welcher Schule er hervorgegangen ist und wie er zu seinem Stile gekommen.

Das früheste sichere Bild — der Tracht wegen kaum nach 1510, eher aber etwa um 1500 anzusetzen — steht schon vollkommen eigenartig in der deutschen Kunst da. Die breite Anlage der Farbentöne, die so sehr der Klarheit der Komposition förderlich ist, das Heraustreten weniger leuchtender Farben aus dunklem Grund, erinnert an den grössten oberdeutschen Koloristen der älteren Generation, an Hans Holbein d. Ält. und in der That haben sich die Wege beider Meister auch zweimal gekreuzt. In der Dominikaner-

kirche zu Frankfurt, für welche Grünewald die zwei Flügelbilder mit dem Laurentius und Cyriacus gemalt hat, befand sich seit 1501 ein umfangreicher Hochaltar von Holbein d. Ält., eine gerade im Kolorit sehr feine Arbeit, jetzt grossenteils im städtischen Museum in Frankfurt. Als ferner Grünewald im Jahre 1515 sein Altarwerk in Isenheim, wie wir vermuten, eben vollendet hatte, da beabsichtigt Holbein d. Ält. von Augsburg nach Isenheim zu ziehen und er hat dort auch wirklich ein Altarbild bei den Antonitern gemalt.[20]) Dies sieht gerade so aus, als ob Grünewald den Holbein in Isenheim empfohlen hätte. Wahrscheinlich ist jedenfalls soviel, dass Grünewald von Holbeinischen Gemälden einen starken Eindruck erhalten hat. Nun ist aber unser Künstler schon in seinem frühesten Bilde an Freiheit der Darstellung dem älteren Holbein weit überlegen. Was dieser z. B. nie ganz gelernt hat, den Boden und die Füsse der Figuren richtig zu verkürzen, das macht Grünewald keine Mühe mehr, während Holbein den Faltenwurf immer geradlinig stilisiert, ist er bei unserem Künstler von Anfang an weich und fliessend. Dies würde nun an und für sich ein Schulverhältnis zwischen beiden zwar nicht ausschliessen, denn auch bei einem anderen bedeutenden Künstler, der bis 1515 sicher des älteren Holbein Schüler war, bei dem jüngeren Holbein, würde man seit 1517 in den Zeichnungen die steife Manier des Vaters auch vergeblich suchen. Auch bei dem jungen Holbein erinnert an den Vater bloss das Kolorit, seine Vorliebe für kühlen Gesamtton, namentlich aber für tiefen blauen Hintergrund, von dem die Gestalten sich dann in leuchtenden Tönen abheben.

Aber der Abstand zwischen Grünewald und Holbein ist immerhin zu gross, dass man lediglich auf Grund der Gemälde sichere Schlüsse ziehen könnte.

Nun giebt es freilich noch eine Anzahl von oberdeutschen Gemälden vom Ende des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts, die in dieser oder jener Hinsicht an die Werke Grünewalds erinnern, und für den Fall, dass sie sichere Arbeiten des Künstlers wären,

seine Herkunft aus anderen Schulen beweisen würden, aber diese zeigen weder Grünewalds Liebhabereien und Schrullen geschweige denn seine später so klar ausgesprochene Tendenz deutlich genug, dass man sie mit Bestimmtheit für Jugendarbeiten ansehen dürfte.

Die Ansichten über seine früheste Entwicklung gehen demgemäss auch noch sehr weit auseinander.

Nach der Vermutung von A. Bayersdorfer und Fr. von Reber sind Jugendarbeiten unseres Künstlers eine Kreuzigung Christi von 1503 in der Schleisheimer Galerie Nr. 184, ein Porträt eines Mannes in roter Mütze und rotem Rock, in der Gemäldegalerie des Germ. Museums Nr. 252, das für alle Fälle von demselben Künstler wie die Schleisheimer Kreuzigung stammt; sowie die vier miniaturartigen Darstellungen in der Sammlung Kaufmann in Berlin, die im Klassischen Bilderschatz Nr. 638 und 645 wiedergegeben sind. Danach würde sich Grünewalds breite malerische Behandlungsweise aus jener knorrigen die Konturen scharf betonenden Art entwickelt haben, die in dem von Kardinal Albrecht von Brandenburg beschäftigten Aschaffenburger Künstlerkreise üblich war. Denn bei Cranach und jenem dem Namen nach unbekannten Meister, dessen Werke gewöhnlich als Pseudo-Grünewald bezeichnet werden, findet sich eine ganz ähnliche Stilisierung wie bei diesen angeblichen Jugendwerken Grünewalds. Der Schöpfer dieser Bilder war auch zweifellos koloristisch hoch beanlagt und ein Künstler, dem es mehr auf Gewalt des Ausdruckes und derbe Charakteristik als auf Formenschönheit ankam. Indes macht die Kreuzigung in Schleisheim den Eindruck eines ausgereiften Künstlers, der auch schon bewusst, aus Neigung nicht aus überkommener Gewohnheit, mit seinen harten braunen Schatten die Detailformen hervorhob, während die Basler Kreuzigung eigentlich nicht viel reifer aussieht, auch nicht viel später entstanden sein kann, aber trotzdem viel weicher behandelt ist und deshalb mir als das Werk eines Künstlers erscheint, dessen Streben von Anfang an nach anderer Richtung gieng trotz verwandten Naturells.

Nach Vermutungen auf die Dr. Rieffel in Mainz und ich selbst[21]) unabhängig von einander und gleichzeitig gedrängt wurden, müsste Grünewald einer Mainzer oder doch mittelrheinischen Lokalschule entstammen, die stark von Schongauer abhängig war. In der Mainzer Gemäldegalerie befindet sich unter Nr. 311 und 312 von einem Altarwerk aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts nebst einem Flügel die Mitteltafel, auf deren Rückseite eine rohe Kreuzigung gemalt ist, wie es scheint, gleichzeitig mit dem Hauptwerk. Diese hat nun, wie Rieffel nachgewiesen, ganz frappante Anklänge an Grünewalds Kreuzigungen. Denselben Schulcharakter zeigen nun auch eine Anzahl Gemälde der Darmstädter Galerie Nr. 217—222. Rieffel sieht nun in diesen Bildern Werke einer Mainzer Schule und glaubt, dass aus dieser Grünewald hervorgegangen sei.

Dagegen hat sich mir vor den bedeutendsten der Darmstätter Bilder der Beweinungen Christi (als Werkstadtbild Schongauers abgebildet im Classischen Bilderschatz Nr. 223) die Vermutung bei mehrmaliger Besichtigung aufgedrängt, dass dies ein Jugendwerk Grünewalds sein müsste. Der Künstler wäre dann aus Schongauers Schule hervorgegangen, denn dessen Stil ist hier noch deutlich zu erkennen.

Analogien mit den gesicherten Werken Grünewalds finden sich nun in der Zeichnung bei diesem Bilde ebensowohl wie auf den Gemälden in Schleisheim und Nürnberg; die Unterschiede aber liessen sich bei dem Darmstädter Bilde eher erklären, da es offenbar noch im 15. Jahrhundert entstanden, und somit den gesicherten Werken zeitlich ferner liegt. Wesentlich für unsere Ansicht aber spricht, dass dies Bild schon auf farbige Wirkung angelegt ist und hier nicht die harten braunen Schatten die leuchtenden breiten Lokaltöne unterbrechen. Das Bild wirkt deshalb viel ruhiger und klarer als die Bilder in Schleisheim, Nürnberg und in der Sammlung Kaufmann. Freilich bin ich mir bewusst, nicht mehr als eine blosse Hypothese aufzustellen, der Abstand, schon der zeitliche, ist zu gross, als dass man mit Sicherheit hier urteilen könnte.

Auch die an sich gut bezeugte Auferstehung Christi im Basler Museum giebt keine irgendwie sichere Anhaltspunkte über Grünewalds Entwicklung. Der Schöpfer dieses Werkes hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie sie Grünewald liebte, nämlich dreierlei Beleuchtungen auf einem Gemälde zu schildern; oben Christus in einer Glorie, links das Grab, von dem ein heller Lichtschein ausgeht und rechts ein Feuer, an dem einige Krieger sitzen. Da die Gestalt Christi übermässig schlank ist und die Krieger Rüstungen tragen, nicht unähnlich denen, wie sie in frühen Holzschnitten Dürers und Kranachs vorkommen, so könnte man vermuten, dass das Bild ein Jugendwerk unseres Künstlers sei. Die etwas kleinliche Art, in der das Bildchen gemalt, liesse dann darauf schliessen, dass Grünewald, ähnlich wie dies von Altdorfer vermutet worden, aus der Miniaturmalerei hervorgegangen und in der Altarbildmalerei gleichsam Dilettant, darum so ganz eigene Wege gegangen sei. Aber von der zierlichen Manier dieses Bildchens führt eben gar keine sichere Brücke zu den gesicherten Werken und was die Hauptsache ist, die weichen Konturen und namentlich die weisslichen Farbentöne haben gar keine Analogien im Beginn des 16. Jahrhunderts, vielmehr zeigen spätere Arbeiten aus dem dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts wie die Bildchen von Burgkmair in der Nürnberger Rochuskapelle und Gemälde von Amberger ein ähnliches Kolorit. Es erscheint dieses Werk als Produkt einer Zeit, in dem Grünewald längst zu einer viel gewaltigeren Formensprache übergegangen ist. Ganz auffallend ist die Verwandtschaft mit Bildern von Altdorfer.

Was sonstige Werke anbelangt, die noch Grünewald zugeschrieben werden, so ist, wie jetzt allgemein anerkannt wird, die Autorschaft unseres Künstlers einmal ausgeschlossen, wie schon angedeutet, bei jener Gruppe von Gemälden, die meist im Auftrag Kardinal Albrechts von Brandenburg entstanden, heute in der Kunstlitteratur als Pseudo-Grünewald gewöhnlich bezeichnet werden, während in Museen noch

eine namhafte Zahl dieser Werke als Grünewald oder auch als Cranach figurieren.

Von den übrigen weit zerstreuten Werken, die für unsern Meister in Anspruch genommen wurden, kann ich noch einige verwerfen auf Grund eigener Anschauung aus letzter Zeit. Das jüngste Gericht Nr. 253 in der Gemäldegalerie des Germanischen Museums scheint sich mir weder am Beginn noch am Schluss der Entwicklung Grünewalds unterbringen zu lassen. Es verrät wohl einen koloristisch hoch beanlagten Urheber, aber selbst das Kolorit, abgesehen von der Komposition erinnert mich mehr an Martin Schaffner als an Grünewald. Den Urheber des Bildes könnte ich freilich nicht angeben.

Auffallend stimmt wenigstens in der Farbe dagegen die von W. Schmidt als Grünewald entdeckte Beweinung Christi im ersten Renaissancesaal (2. Stock) des Nationalmuseums in München mit gesicherten Werken überein, aber die Modellierung scheint mir viel zu roh und hart, die Komposition zu auffallend symmetrisch und die Typen sind ganz wesentlich verschieden von denen Grünewalds.

Keineswegs von Grünewald und höchstens geringes Schulgut sind die beiden stark beschnittenen Holztafeln mit den heiligen Georg und Martin, die jetzt in der Schneekapelle der Stiftskirche von Aschaffenburg zu beiden Seiten des Dreikönigsaltars befestigt sind.

Die Versuchung des hl. Antonius Nr. 543 des Kölner Museums, die von Scheibler dem Künstler zugeschrieben wurde, habe ich im Original nicht untersuchen können. Auf der Photographie, die allerdings leicht täuscht, macht das Werk den Eindruck, aus dem Aschaffenburger Kreise, aber von einem anderen Meister zu stammen. Der hartknitterige Faltenwurf, die Stilisierung der Augen und der Haare und der Baum sprechen gegen Grünewalds Autorschaft.

Verwandt mit diesem Gemälde scheint mir die Kreuzaufrichtung Nr. 973 der k. Kunstsammlungen in Wien zu sein; sicher ist sie nicht von unserem Meister.

Die symbolische Darstellung des Gekreuzigten und der ehernen Schlange Nr. 1426 ebenda ist nach meiner Ansicht nicht von Grünewald und nach A. Bayersdorfer ein Jugendwerk des B. Beham.

Unter den Bildern, die Niedermayer a. o. O. noch Grünewald zuweist, ist zum mindesten bei den Schwabacher Gemälden dessen Autorschaft ganz ausgeschlossen.

Die schöne Kohlezeichnung des hl. Andreas im Münchener Kupferstichkabinet, die Bruillot Grünewald zuschreibt, würde auch dann kaum für ihn in Betracht kommen, wenn das Schleisheimer Bild sich als zweifellos erhärten sollte. Obgleich der Faltenwurf mit jenem Werke noch gewisse Analogien zeigt, so ist doch die Empfindung zu weich für unseren Meister.

Ganz ausgeschlossen ist die Autorschaft Grünewalds endlich bei der Zeichnung des jüngsten Gerichts in Basel, welche Janitschek[22]) ausführlich beschreibt. Die Skizze ist im Gegenteil eine Kopie nach einem verlorenen Entwurf von H. Holbein d. J., wie solche in der Basler Kunstsammlung eine ganze Anzahl vorkommen. Der Christus-typus, der noch den ersten Jahren von Holbeins zweitem Basler Aufenthalt entspricht, einerseits, die Freiheit der Komposition und die für Holbein namentlich in seinen Bibelillustrationen typischen Verkürzungen anderseits, lassen das Bild zeitlich genau bestimmen, es ist in den Jahren 1522—1523 entstanden und möglicherweise ein Entwurf für die Bemalung derjenigen Wand des Rathaussaales, an welche acht Jahre später die Bilder des Jerobeam und der Geschichte von Saul und Samuel zu stehen kamen.

V.

Das leuchtende Gestirn, das am Kunsthimmel des Reformationszeitalters aufgieng, taucht plötzlich aus ungewissem Dunkel auf, ohne dass wir die Bahn berechnen könnten, die es vorher beschrieben hat. Wohl aber beobachtet man, wie dieser Stern andere zeitweise

aus ihren Geleisen gelockt hat und zwar nicht die geringsten der damaligen Zeit.

Eine Koloristenschule am Oberrhein hat es allerdings nicht gegeben. Lokalschulen, wie im 15. Jahrhundert in Italien, gab es in Deutschland jetzt nicht mehr, dies verhinderte schon die dreijährige Wanderung des Gesellen und die Bedeutung von Kupferstich und Holzschnitt, aber wir gewahren bei zwei bedeutenden Meistern am Oberrhein, bei Holbein d. J. und bei Baldung Grien die Spuren eines gewaltigen Eindruckes, den sie von Grünewalds Werken erhalten haben.

Bei Holbein verrät dies namentlich der schauerliche Christus in der Öffentlichen Kunstsammlung in Basel. Hier spricht sich die pessimistische Stimmung mit einer Wildheit aus, die wir sonst bei dem kühlen Portraitisten nicht wieder finden, wohl aber bei Grünewald mehrfach kennen gelernt haben. Das Gemälde ist 1521 entstanden und gerade ungefähr in dieser Zeit hat Holbein mehrmals in Isenheim Malergerät, das von seinem Vater dort zurückgelassen worden, requiriert [23]) und es ist an sich schon sehr wahrscheinlich, dass er dies auch persönlich gethan habe.

Baldung Grien hat sein Altarbild für den Freiburger Dom, das sich noch heute dort befindet, während eines dortigen Aufenthaltes in den Jahren 1511—1516 ausgeführt, also ungefähr in der Zeit, in der Grünewald in Isenheim arbeitete.

Was bei Baldung besonders an unseren Meister erinnert ist, dass er (in Freiburg und später) sich oft in denselben Beleuchtungseffekten und landschaftlichen Stimmungen versucht hat, die Grünewald mit solch glänzenden Farben in Kolmar und jedenfalls auch anderswo zu bemeistern wusste. Bei Baldung sind solche Motive aber auffallend, weil er entgegen dem, was sonst behauptet wird, durchaus kein besonderes Farbentalent besass, und es darum zu verwundern wäre, wenn er erfinderisch auf diesem Gebiete vorgegangen wäre.

Bei einer andern Reihe von Künstlern, die oft ganz frappant an Grünewald erinnern, fehlen alle äusseren Anhaltspunkte, die Beziehungen zu Grünewald verraten würden und es scheint sich mehr und mehr herauszustellen, dass die Verwandtschaft lediglich auf ähnlicher Anlage und ähnlichen in der Zeit liegenden Tendenzen beruht. In diese Reihe gehören zunächst die Schwaben, Martin Schaffner und die Augsburger Burgkmair, Breu und Leonhard Beck. Bei Martin Schaffner fehlt noch eine grundlegende Monographie, die über seine Entwicklung Klarheit brächte. Was er namentlich in frühen Werken wie den Tafeln in Kirchberg [24]) mit Grünewald gemein hat, ist das koloristische Feingefühl und der ausgeprägte Sinn für wildromantische Landschaften; genauere Anhaltspunkte, die eine Berührung beider Künstler beweisen, dürften sich aber kaum entdecken lassen.

Die koloristischen Glanzleistungen der Augsburger stimmen hie und da bis auf einzelne Farbentöne mit Grünewald'schen Werken überein, aber hier lässt sich wenigstens bei einem der Gruppe, bei Burgkmair ganz deutlich verfolgen, wie sein breiter Stil, der die Farbe prächtig zur Geltung kommen liess, sich seit etwa 1507 entwickelt, ohne dass andere als venetianische Einflüsse bemerkbar wären.

Weitaus am nächsten von allen deutschen Künstlern der Zeit steht aber unserem Meister Albrecht Altdorfer. Bei ihm findet man nicht bloss eine verwandte koloristische Anlage, dasselbe Interesse für atmosphärische Stimmungen, für romantische Landschaften, die Vorliebe für starke Verkürzungen und malerische Perspektiven, sondern es spricht aus den Werken Altdorfers oft auch eine ähnliche Seelenstimmung. Trotzdem scheint die neueste Biographie von Friedländer zu beweisen, dass auch hier die Verwandtschaft auf einen äusseren Anlass nicht zurückzuführen ist.

Eigentliche Schüler, die etwas Aufsehen erregendes geleistet hätten, hat Grünewald nicht besessen. Die Richtung, die er eingeschlagen, ist noch charakteristisch für das zweite Jahrzehnt des

16. Jahrhunderts, aber Künstler, die ganz etwas anderes erstrebten, als er, hatten schon damals die Führung übernommen und seine Richtung fand keine Fortsetzung mehr. Der folgenden Generation gingen alle seine malerischen Errungenschaften verloren. Schon seit den zwanziger Jahren macht sich eine zunehmende Nüchternheit geltend, man wandte sich mehr und mehr einem trockenen Formalismus zu, selbst bei Künstlern wie Altdorfer und Baldung Grien ist dies in ihren späteren Werken zu bemerken. Als aber die grosse Generation gar erst ausgestorben war, wurde Erträgliches bloss noch im Portrait, Genrebild und der Landschaft geleistet. Der künstlerische Trieb der Nation wandte sich nicht bloss vom malerischen, sondern von Malerei überhaupt ab und dem Handwerk und der Profanarchitektur zu, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts traten in der Malerei an Stelle der Poeten flinke Dekorationsmaler.

Die Zeitumstände waren Grünewalds Kunstrichtung nicht günstig gewesen. Gerade diejenigen Regungen auf religiösem Gebiete, welche aus einem gesteigerten Gemütsleben hervorgingen wie seine Kunst, sind im Reformationszeitalter unterdrückt worden.

Erst mit dem 17. Jahrhundert erwachte wieder eine neue seinem Wesen kongenialere Kunst. Vielleicht hat wirklich ein Funken von seinem heiligen Feuer in Frankfurt weiter geglimmt, denn zu Rubens und Rembrandts Zeiten giengen gerade aus dieser Stadt die tüchtigsten Meister in Oberdeutschland hervor.

Als endlich in unserem Jahrhundert das Interesse für die Kunst längst entschwundener Zeiten rege wurde, da wandte sich die Forschung vorerst Dürer und Holbein zu und das Studium Dürers, später auch Holbeins, ist von entscheidender Bedeutung für einige der grössten Meister aus der ersten Hälfte und der Mitte unseres Jahrhunderts geworden. Grünewalds Werke waren nicht ganz unbekannt, aber es fehlte für eine solche Künstlernatur noch jegliches Verständnis in einer Zeit, deren Anschauungsweise von Cornelius und seiner Schule beherrscht war. Dies zeigt noch spät im Jahre 1853 in

konfusem Deutsch aber mit klassischer Deutlichkeit das Urteil Försters über den Isenheimer Altar (Geschichte der deutschen Kunst, Bd. II, S. 319).

Mit Kuglers Geschichte der Malerei aber beginnt eine stets steigende Wertschätzung dieser grandiosen Leistungen. Es beginnt auch eine Zeit, die verwandte Schöpfungen hervorgebracht hat. Arnold Böcklin äussert sich freilich als Sohn einer verfeinerten Kultur, seinem Natursinn entsprachen die klassischen Dichter Griechenland und Italiens und das meiste gesteht er der antiken bildenden Kunst zu verdanken, aber daneben fand gerade neben den grossen niederländischen Koloristen des 15. Jahrhunderts Grünewald an ihm einen begeisterten und nacheifernden Verehrer und heute regt sich sogar allgemein eine farbenfreudige Richtung in der Malerei, die unserm melancholischen Sonderling aus dem Reformationszeitalter nahe verwandt ist.

---

[1]) 1844, éd. Mossmann, pag. 109.

[2]) Das Portrait der Sammlung Habich ist abgebildet bei W. v. Seidlitz Allgemeines Portraitwerk. München bei Bruckmann. Serie VIII. Das Erlanger Bild ist photographiert, aber die Photographie nicht mehr erhältlich. Das von Sandrart: Teutsche Academy (erster Hauptteil) Teil II, Buch III, publizierte Portrait mit dem Monogramm Dürers stimmt mit diesen Zeichnungen nicht überein, wohl aber das im zweiten Hauptteil, Teil III, nach dem »Contrafeyt« in dem Kunstkabinet Phil. Jak. Stromer's in Nürnberg gestochene und zwar von der Gegenseite. Mit dem Erlanger Bilde ist auch die Tracht identisch, es fehlt bloss Grünewalds Monogramm und die Jahrzahl. Dass die beiden Zeichnungen wirklich unseren Meister vorstellen ist mir aber deshalb fraglich, weil der Kopftypus, in Erlangen sogar die Zeichnung selbst, gar zu sehr wie eine Schöpfung des Künstlers aussieht.

[3]) Nach Niedermeyer a. o. O.

[4]) Nach einer Bemerkung von Bayersdorfer.

[5]) Nach eigenen Notizen aus dem Jahre 1887 und gefälliger Mitteilung von Dr. v. Tschudi.

[6]) Architrav kann man das untere Gebälkstück kaum mehr nennen.

[7]) Nagler, 63. Abbildg. desselben bloss im Konturen-Repertorium. Bd. VII, S. 250.

[8]) Der Ornamentstich der deutschen Frührenaissance S. 50 ff.

[9]) Die Beschreibung des Altars bei Janitschek, Geschichte der deutschen Kunst, ist hier und öfters auch sonst sehr ungenau.

[10]) Wenigstens im Original noch schwach erkennbar.

[11]) Man beachte dagegen, dass bei Rafaels berühmter Grablegung ein Tragen zum Grabe aus einer Beweinung des liegenden Leichnams geworden ist.

[12]) Vgl. Lippmann, Dürers Handzeichnungen, Bd. II, Nr. 329.

[13]) Es ist noch nicht Abend, wie es auf der älteren Aufnahme von Braun scheint.

[14]) Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen, Bd. II, S. 357.

[15]) Repertorium Bd. VII, S. 142.

[16]) Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen, Bd. II, S. 358.

[17]) Des Abtes nicht die des hl. Antonius von Padua.

[18]) Von 1521; in der Albertina. Phot. von Braun.

[19]) Vergl. Justi, Velasquez und sein Jahrhundert. Bd. II, 377 ff.

[20]) Die in den Archiven von Basel und Augsburg gefundenen Urkunden, welche beides bewiesen, sind abgedruckt bei Woltmann, Holbein u. s. Z. Bd. I, S. 97.

[21]) Repertorium Bd. XV, 1892 S. 288 u. ff. und S. 19 u. ff.

[22]) Geschichte der deutschen Malerei S. 393.

[23]) Die Urkunde, die dies beweist, abgedruckt in Woltmann, Holbein u. s. Z., Bd. I, S. 97.

[24]) Abbildung bei Kraus, Kunstdenkmale des Grossherzogtums Badens. Bd. I, S. 508.

DIE BARFÜSSERKIRCHE ALS GEBURTSSTÄTTE DER BASLER REFORMATION.

VON

BERNHARD RIGGENBACH.

Während die übrigen Kirchen Gross-Basels von den stilleren Hügeln her zu frommer Erhebung aus dem Treiben von Handel und Wandel einladen, steht drunten im Thale in unmittelbarer Nähe der bewegtesten Strassen das gewaltige Gotteshaus, welches der Franziskaner- oder Barfüsserorden, begünstigt von dem aus seiner Mitte hervorgegangenen damaligen Bischof von Basel, am Ende des 13. Jahrhunderts erbaut hat.[1])

An Raumverhältnissen alle andern Kirchen der Stadt überragend, hat unsere Barfüsserkirche und namentlich ihr mit Recht berühmtes mächtiges Chor von jeher die Blicke des aufmerksamen Beobachters

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

auf sich gezogen.[2]) Freilich war in den letzten hundert Jahren die Freude an diesem grossartigen Baudenkmal des Mittelalters eine sehr getrübte. Musste es doch für die fromme Empfindung überaus schmerzlich sein, dass dies Bethaus zu Zwecken verwendet wurde, die sehr weit ablagen von seiner ursprünglichen Bestimmung, und dass sein Anblick unwillkürlich jene Klageworte des Erlösers in Erinnerung rief, mit welchen er gegen die Entwürdigung des Tempels zu Jerusalem Einsprache erhoben hat. Das ist nun in den letzten Monaten anders geworden. Die zum Ärgernis vieler in den ehrwürdigen Hallen gekauft und verkauft hatten, mussten von dannen ziehen, und statt ihrer sahen wir emsige Bauleute in den weiten Räumen schalten und walten, um dieselben auf's würdigste herzurichten. Allerdings nicht zu dem Zweck, dass wiederum, wie vor Alters, Gottesdienste darin gefeiert würden; denn unsere evangelische Kirche bedarf zwar dringend neuer Stätten für die Verkündigung des Evangeliums, aber nicht im Innern der alten Stadt, wo der anbetungs- und erbauungsbedürftigen Gemeinde schon viele schöne Tempelpforten offen stehen, sondern draussen in den neuentstandenen Stadtteilen, deren Bewohner hoffentlich recht bald die Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche erleben dürfen. Für den evangelischen Gottesdienst, in welchem die Predigt von Christo eine so wesentliche Stellung einnimmt, hätte die Barfüsserkirche sich wahrscheinlich auch gar nicht leicht einrichten lassen.[3]) Ungleich besser würde sie sich für die römisch-katholische Gemeinde geeignet haben. Und dieselbe hat sich denn auch eine Zeitlang mit der Hoffnung getragen, von ihr Besitz ergreifen zu können. Das wäre aber für uns Evangelische aus mehrfachen Gründen sehr schmerzlich gewesen. Einmal hätte der Wiedereinzug katholischer Zeremonien in der grossen, mitten im städtischen Verkehrsleben gelegenen Kirche unsere Stadt ohne Weiteres ihres stark ausgeprägten protestantischen Charakters beraubt und dem Gedanken Raum gegeben, der ja als süsser Traum manchen römischen Priester beseelt, die alte Bischofsherrlichkeit sei

auf dem besten Wege, ihre Herrschaft über Basel zu erneuern. Und dann wäre es für den Geschichtskundigen noch besonders wehmütig gewesen, wenn die Papstkirche gerade an der Stätte ihre Messaltäre aufgerichtet hätte, wo die reformatorischen Gedanken zuerst Eingang gefunden hatten, wo das lautere Evangelium unter vielen Anfechtungen durch einen besonders redegewaltigen Mund zuerst mit durchschlagendem Erfolg gepredigt worden war, wo die Macht des Domkapitels einen ersten verhängnisvollen Stoss erlitten, und wo die Bürgerschaft im entscheidenden Augenblick sich um das Panner der Reformation geschart hatte, um derselben gegenüber dem vieljährigen Widerstreben und Schwanken des Rates zu endgiltigem Siege zu verhelfen.

Diese für Basels Kirchengeschichte hochbedeutsamen Thatsachen wollen wir uns an der Hand zeitgenössischer Berichte, die zum Teil bisher nicht genugsam beachtet worden sind, zu vergegenwärtigen suchen; denn es soll unvergessen bleiben, dass die Barfüsserkirche, in welcher fortan die Geschichtswissenschaft und der Kunstsinn ihre mit grosser Emsigkeit gesammelten Schätze zum Wohl unseres Gemeinwesens aufstellen werden, selbst ein beredtes Denkmal vergangener Tage ist.

Ihr Vorhandensein erinnert allerdings zunächst an das Mittelalter. Ihre hohen Strebepfeiler und Spitzbogen legen ein lautes Zeugnis ab von der edeln Baulust und hohen Baukunst mittelalterlich-katholischer Frömmigkeit. Wir evangelische Christen aber freuen uns der Barfüsserkirche namentlich deshalb, weil sie uns die verschiedenen Entwicklungsstufen der reformatorischen Bewegung in unserer Stadt in lebhafte Erinnerung ruft. Die Barfüsserkirche verdient, wie wir sehen werden, in noch viel umfassenderem Masse als das Gotteshaus von St. Martin, wo der selige Dr. Johann Oekolampad sein reiches reformatorisches Wirken begonnen hat, genannt zu werden: Die Geburtsstätte der Basler Reformation.

Bekanntlich ist die Reformation in Basel erst im Laufe des Frühlings 1529 zur Durchführung gekommen, mithin zu einer Zeit, wo sie z. B. in Zürich längst vollendet war. Man würde aber sehr

irren, wenn man aus diesem späten Siege den Schluss ziehen wollte, dass auch der Kampf gegen die Irrlehren und Missbräuche der mittelalterlichen Kirche in unserer Stadt später begonnen habe als an anderen Orten. Im Gegenteil, dieser Kampf bestand in Basel schon sehr geraume Zeit vor dem Auftreten Luthers und Zwinglis. Die freiheitlich gesinnte baslerische Bürgerschaft stemmte sich seit Langem in geschlossenen Reihen und mit beharrlicher Zähigkeit gegen die Machtgelüste der verweltlichten Bischöfe und Domherren und der mit denselben verbündeten, mehr für Österreich als für die Eidgenossenschaft eingenommenen Adelsgeschlechter. Und wenn nicht gerade zu der Zeit, wo die ersten Heroldsrufe der Reformatoren ertönten, das Bistum Basel einen besonders würdigen Oberhirten gehabt hätte, so hätte der Umschwung ohne Zweifel sich nirgends so rasch und siegreich vollzogen wie hier. Allein der edle Christoph von Utenheim, dessen schönen evangelischen Wahlspruch: »Das Kreuz Christi ist meine Hoffnung, Gnade suche ich und nicht Werke« wir nun bald in der Barfüsserkirche zu unserer Erbauung an dem seiner Zeit von ihm einem hiesigen Kloster geschenkten Glasgemälde werden lesen können, war selbst tief durchdrungen von der Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung des übel entarteten kirchlichen Lebens. Mit grossem Eifer betrieb er die Abstellung ärgerlicher Übelstände, und es hatten alle diejenigen, welche sich bemühten, die in der heiligen Schrift geoffenbarte Heilswahrheit auf den Leuchter zu stellen, an ihm einen wohlwollenden Gönner.[4])

Solcher Männer aber beherbergte Basel damals Viele, die vermöge einer doppelten Anziehungskraft aus allen möglichen Ländern hierhergeströmt waren. Einmal zog die im Jahre 1460 gestiftete Hochschule, die rasch zu schönster Blüte gelangte, manche der regsamsten und strebsamsten Geister jener Zeit hierher. Namentlich aber machten die ungefähr gleichzeitig mit der Universität eröffneten und bald mit Recht weltberühmten baslerischen Buchdruckereien unsere Stadt zu einem Sammelplatz der hervorragendsten

Gelehrten. Unter deren Mitwirkung sind in den Werkstätten eines Amerbach, Froben und Adam Petri am Schlusse des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts eine gewaltige Reihe von Büchern entstanden, welche uns noch heute sowohl durch die künstlerische Vollendung ihres Druckes, wie durch die wissenschaftliche Bedeutung ihres Inhalts in gerechtes Staunen versetzen, und durch welche die Arbeit der Väter und Begründer unserer evangelischen Kirche in bedeutsamster Weise vorbereitet und befördert worden ist. Ich erinnere nur an die erste Ausgabe des Neuen Testamentes in der Ursprache, erschienen bei Froben 1516, um die hohe Bedeutung der Basler Buchdruckerkunst für die Entstehung und Entwicklung der Reformation ins Licht zu stellen.

Der grosse Gelehrte, welcher den Druck dieser für Basel so ehrenvollen Erstlingsausgabe des griechischen Neuen Testamentes vorbereitet und überwacht hatte, der vielgefeierte Desiderius Erasmus, sah dann freilich das Vordringen besserer Heilserkenntnis aus den engen Kreisen der Gelehrten in die Volksmassen als etwas sehr Bedenkliches an. Allen Glaubensmutes bar, schreckte er vor dem Bruch mit dem reichen und mächtigen Rom ängstlich zurück.[5]) Und seinen Freund Froben, welcher bereits mit dem Abdruck der eben erschienenen ersten Schriften Luthers begonnen hatte, wusste er durch Bitten und Drohungen zu bestimmen, wieder davon abzustehen.[6])

Um so eifriger ist dann Adam Petri für die Verbreitung der so wirkungsvollen Schriften des grossen deutschen Reformators thätig gewesen. Kaum war in Wittenberg ein neues Büchlein erschienen, so wurde es auch in Basel nachgedruckt.[7]) Die Stätte aber, von welcher aus die mit wahrer Blitzesschnelle arbeitende Thätigkeit der Presse Petris geleitet und gefördert wurde, war das Barfüsserkloster. Diese Verbindung der Buchdruckerei von Adam Petri mit dem Franziskanerkloster, welche nicht nur für die Reformation von Basel, sondern durch Vermittlung der mit den Druckschriften von Ort zu Ort, von Haus zu Haus wandernden Buchführer

(d. h. Kolporteure) für die ganze schweizerische Reformation überaus segensreich wurde, war eine längst angebahnte. Als Amerbach in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts seine nachmals berühmt gewordene und von den Reformatoren für ihre theologischen Arbeiten fleissig benützte Ausgabe der sämtlichen Schriften des Kirchenvaters Augustinus unternahm, da hatte er für die wissenschaftlichen Vorarbeiten zu diesem grossen Werke zunächst einen gelehrten Chorherrn des Stiftes St. Leonhard, den Ostfriesen Dodo gewonnen. Derselbe wurde aber mitten aus der Arbeit von der Pest hinweggerafft. In seiner Verlegenheit wandte sich Amerbach nun an seinen Verwandten, den hiezu vorzüglich geeigneten, als Forscher und als Dichter rühmlich bekannten Franz Wyler von Basel, damals Prediger des Franziskanerklosters.[8]) Und als auch dieser die Arbeit wegen seiner Versetzung in ein auswärtiges Kloster aufgeben musste, übernahm dieselbe ein anderer Barfüsser und vollendete sie mit solchem Fleiss und Geschick, dass er von da an ein Liebling der Basler Druckerherren wurde.

Es war dies der Elsässer Konrad Pellikan, geboren 1478 zu Ruffach, gestorben 1556 als Professor des Alten Testamentes in Zürich. Auf den Lebensgang dieses ausgezeichneten Mannes können wir hier nicht eingehen. Wer ihn genauer will kennen lernen, hat jetzt hiezu leichte Gelegenheit, indem die überaus lehrreichen Erinnerungen, welche er am Abend seines Lebens in lateinischer Sprache für seinen Sohn und seine Enkel niedergeschrieben hat, und welche uns die vielbewegte Reformationszeit auf's Anschaulichste vor Augen führen, vor kurzem durch eine treffliche Übersetzung ins Deutsche auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden sind.[9]) Pellikan war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er hatte sich schon als ganz junger Mann durch die Abfassung des ersten Lehrbuches der hebräischen Sprache sehr verdient gemacht. Dem hiesigen Barfüsserkloster hat er zu verschiedenen Malen und in verschiedenen Stellungen, im Ganzen während

12 Jahren, angehört. Er hatte sich während seines ersten Aufenthaltes in den Jahren 1502–1508 den Basler Druckerherren durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seinen eisernen Fleiss so unentbehrlich erwiesen, dass Froben die Ordensobern 1516 dringend bat, ihn in Basel zu lassen. Und da die reichen Buchdrucker ihre Erkenntlichkeit für Pellikans hingebende Dienste durch allerlei Schenkungen an das Kloster bezeugten, vor allem durch reichliche Zuwendungen an die Klosterbibliothek, so wurde dies nicht ungern gestattet.[10]) Zunächst allerdings nur auf einige Monate. Dagegen wurde Pellikan im Jahre 1519 zum Guardian oder Vorsteher des hiesigen Barfüsserklosters ernannt und als solcher hat er an der Entwicklung der baslerischen Reformation einen hervorragenden Anteil genommen.

Schon bei der eingehenden Beschäftigung mit den Kirchenvätern, deren Werke er für den Druck aus alten Handschriften Wort für Wort abschreiben musste, waren ihm über den Ablass, das Fegfeuer, die Beichte, das Abendmahl und die Gewalt des Papstes allerlei Bedenken aufgestiegen.[11]) Und als er nun vollends zu besserem Verständnis der alten Kirchenlehrer die heilige Schrift selbst vornahm und namentlich die Psalmen, deren hebräischen Text er schon 1516 und zwar mit einer selbstverfassten hebräischen Vorrede in einer zierlichen Taschenausgabe herausgab,[12]) sorgfältig durchforschte, da ward es ihm immer klarer, wie weit seine Kirche und sein Orden von der seligmachenden Wahrheit abgekommen seien. Kein Wunder, dass ihm Luthers Schriften, die er eine nach der andern auf Adam Petris Wunsch in seiner stillen Klosterzelle nicht nur las, sondern zur Weiterverbreitung mit Anmerkungen versah, und deren einzelne Sätze ihm bei der Durchsicht der Druckbogen immer wieder vor die Seele traten, je länger, je lieber wurden, und er sie, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, als göttliches Zeichen erkannte zum Aufstehen aus dem tiefen Schlaf.

Es kam auch zu einem brieflichen Gedankenaustausch zwischen ihm und Luther. Den Anfang desselben machte ein längeres Schreiben Pellikans »an den berühmten, allerchristlichsten Theologen Dr. Martin Luther« vom 16. März 1520. In demselben spricht Pellikan »dem auserwählten Bekenner Christi« seine dankbare Verehrung aus und giebt ihm dann ausführlichen Bericht über den Charakter und die Thätigkeit der reformatorisch gesinnten Männer Basels, sowie über die eifrige Verbreitung der lutherischen Schriften durch die baslerischen Pressen. Den Schluss des Briefes bildet die Bitte, Luther möge diese schlichte Erzählung als Unterpfand treuer Freundschaft wohlwollend aufnehmen; einer brieflichen Antwort bedürfe es nicht, dagegen solle Luther ja nicht versäumen, ihn je und je mit der Zusendung seiner Druckschriften zu beglücken; so lange er in Basel bleiben dürfe, werde er stets auf's Eifrigste für deren Verbreitung besorgt sein. Auch glaubt der ängstliche Basler Franziskaner den ungestümeren Wittenberger Augustiner, gegen welchen er neue gefährliche Anschläge der Feinde im Anzug sah, dringend zur Mässigung ermahnen zu sollen. Und es ist ein grosses Ehrenzeugnis für Pellikan, dass Luther, der sich wahrlich nicht leicht dreinreden liess, die Ermahnung mit grosser Freundlichkeit aufnahm. Er begrüsst in seiner Antwort Pellikan als den gereifteren Christen, dankt ihm, dass er seiner schwierigen Lage in seinen Gebeten gedenke, giebt zu, dass er durch die masslosen Angriffe seiner Gegner sich ab und zu hinreissen lasse, auch seinerseits die christliche Liebe zu verletzen und empfiehlt sich Pellikans fernerer brüderlicher Fürbitte.[13])

Mit grösster Hingebung fuhr Pellikan jahrelang in unscheinbarer aber erfolgreicher Weise fort, für die Ausbreitung der evangelischen Lehre thätig zu sein. Und obgleich er als Guardian fortwährend mit allerlei zeitraubenden Geschäften belastet war, und namentlich der Neubau eines Krankenhauses ihn sehr in Anspruch nahm,[14]) half er Adam Petri doch unermüdlich die Schriften Luthers, Me-

lanchthons, Bugenhagens und Butzers verbreiten. Was ihm dann an Zeit und Kraft noch übrig blieb, das verwandte er bei Tag und bei Nacht auf das Lesen der heiligen Schrift. Und darüber kam es nicht nur bei ihm selbst, sondern auch bei seiner Umgebung immer mehr zu jenem Aufstehen aus dem tiefen Schlaf.

Selbstverständlich wurden die Schriften Luthers dadurch, dass der Guardian sie zum Druck beförderte, im ganzen Kloster bekannt. Und bei dem regen Verkehr, in welchem gerade die Barfüsser mit dem Volke standen, drangen die neuen Anschauungen aus den Klostermauern rasch in weite Schichten der Bevölkerung. Mehr als alle anderen, auch mehr als Pellikan selbst, trug dazu bei der Prediger des Klosters, Johannes Lüthard, von Geburt ein Luzerner, ein Mann von feurigster Beredsamkeit. Von ihm hatte Pellikan in dem erwähnten Brief an Luther geschrieben: »An meiner Seite steht der Klosterprediger Bruder Johannes Lüthard, ein trefflicher, tapfrer und beredter Mann, welcher deine Schriften auf's Fleissigste liest, deine Lehren einer ansehnlichen Zuhörerschaft unermüdlich vermittelt und keine Schmähung gegen dich ungerügt hingehen lässt.« Leider wissen wir nur wenige Einzelheiten aus Lüthards Leben.[15]) Doch ist das Wenige wichtig genug, um ihm eine ehrenvolle Stellung in der baslerischen Reformationsgeschichte zu sichern. Volle drei Jahre vor Oekolampads reformatorischem Auftreten hat er mit einer Unerschrockenheit, welche allgemeines Staunen hervorrief, von 1519 an, ohne sich durch die Anfeindungen der Gegner irgendwie einschüchtern zu lassen, in der Barfüsserkirche das lautere Evangelium gepredigt. Und zwar behandelte er nach dem Vorgang Zwinglis von 1520 an während 18 Monaten in zusammenhängender Weise das Evangelium Matthäi. Mit heiligem Ernst bereitete er sich auf jede seiner Predigten vor, indem er die Bibel-Erklärungen der Kirchenväter auf's Sorgfältigste durchforschte. Und immer grösser wurde die Menge derer, die sich um die Kanzel der Barfüsserkirche scharten. Zwar behagte der Mut, womit er die Laster strafte,

nicht allen; einzelne Gelehrte — darunter auch der schüchterne Pellikan — vermissten ungern die gedrechselte Zierlichkeit des Ausdrucks und urteilten, er fahre bisweilen etwas allzu freimütig drein.[16]) Doch mussten auch sie ihm das Zeugnis geben, dass er nichts lehre, was nicht mit der heiligen Schrift und den Aussprüchen der frommen Männer aus altchristlicher Zeit übereinstimme. Und alle seine vielen regelmässigen Zuhörer waren darin einig, dass sein Zeugnis von Christo die Gewissen mächtig tröste und erbaue. Immer grösser wurde, wie Pellikan unter Anspielung auf das Wort des Evangelisten (Joh. 7, 12) berichtet, das Gemurmel von ihm unter dem Volk. Wurde ihm auf der einen Seite immer unverhohlener Dank und Beifall gezollt, so hiess es dagegen von Seiten der Hohepriester, der Schriftgelehrten und Pharisäer — womit die papistischen Domherren und scholastischen Professoren gemeint sind —: er verführet das Volk. Gerne hätten die Gegner den verhassten Mann beseitigt. Aber es ging ihnen wie ihren Vorbildern zu Jerusalem: sie fürchteten sich vor dem Volk. Durch Luthers Schriften und Lüthards Predigten hatte das Evangelium in Basels Bürgerschaft schon viel zu tiefe Wurzeln gefasst, und war die Barfüsserkirche schon viel zu sehr der gewohnte Sammelplatz einer grossen reformatorisch gesinnten Volkspartei geworden, als dass ein Gewaltstreich irgendwie thunlich erscheinen konnte.

Dieser Stand der Dinge kam den Herren vom Domkapitel im Sommer 1522 kurz nach der Vertreibung von Wilhelm Reiblin zu klarem Bewusstsein. Reiblin, seit kurzem Pfarrer zu St. Alban, hatte in stürmischer Weise gegen die kirchliche Überlieferung zu predigen begonnen und u. a. auch die Messe als schändliche Volksbethörung bezeichnet. Darüber ergrimmt, beantragte das Domkapitel in Verbindung mit den scholastisch gesinnten Universitätslehrern beim Rat Entlassung des Ketzers. Und da kurz vorher, am Palmsonntag, also in der Fastenzeit, einige Humanisten durch einen Spanferkelschmaus den Satzungen der Kirche in übermütiger Weise den

Krieg erklärt und damit grosses Ärgernis gegeben hatten, so mussten die Anhänger der Reformation sich auf sehr energische Massregeln gefasst machen. Deshalb versammelte sich, sowie das Vorgehen des Domkapitels bekannt wurde, eine grosse Anzahl Bürger in der Barfüsserkirche, zum Zweck, dagegen Verwahrung einzulegen. Und diese Volksversammlung erschien dem Rate so wichtig, dass er unverzüglich eine Abordnung aus seiner Mitte — an ihrer Spitze den reformatorisch gesinnten Bürgermeister Adelberg Meyer — hinschickte, um die Wünsche der Gemeinde entgegenzunehmen. Mit grösster Entschiedenheit beharrten die Bürger darauf, »der Predicant habe nüt anders prediget dan wasz er mit der heilligen gschrifft wüst zu erhalten, das wer einmol die luttre worheit.« Sie verlangten, dass man Reiblin an seiner Stelle lassen und gegen den Bischof und seinen Anhang in Schutz nehmen solle. Und es blieb den Ratsherren nichts andres übrig, als das alles zu versprechen. Doch fügt der Chronist (Fridolin Ryff) bei, sie hätten dabei den Hintergedanken gehabt: wenn wir sie nur dahinbringen, dass Jeder im Frieden heimgeht, wir wollen dann schon dafür sorgen, dass sie nicht sobald wieder zusammen kommen.

Und in der That erschien nun zunächst ein Ratsbefehl, bei welchem sich die Gegner der Reformation beruhigen konnten. Zwar wurden die mutwilligen Teilnehmer des Spanferkelschmauses nicht bestraft, und auch Reiblin wurde vorerst seines Amtes nicht entsetzt. Doch bedrohte das Mandat mit nachdrücklicher Bestrafung alle diejenigen, welche in Zukunft die Fastengebote übertreten, ebenso alle Prediger, welche sich unterfangen würden, der Verkündigung des Evangeliums neue Lehren beizumischen und nicht minder auch alle öffentlichen Volksversammlungen, in welchen die Fastengesetze oder andere kirchliche Fragen zur Erörterung kämen. Und als Reiblin, dieser Verordnung des Rates zum Trotz, nicht nur fortfuhr in gewohnter Weise zu predigen, sondern noch weiter ging und bei der Fronleichnamsprozession statt der Reliquien eine

Bibel voran tragen liess mit der herausfordernden Aufschrift: »Das ist das rechte Heiligtum, das andere sind Todtenbeine«, so wurde er aus der Stadt fortgewiesen. Er ging bald darauf unter die Widertäufer von der schlimmsten Sorte. Offenbar hat im Rate zu seiner Entfernung nicht schwächliche Nachgiebigkeit gegen das Domkapitel, sondern die durchaus richtige Erwägung seines agitatorischen Charakters den Ausschlag gegeben. Angesichts der flagranten Widersetzlichkeit konnte die Obrigkeit als solche nicht wohl anders handeln.

Als dagegen, wenige Tage später, die Domherren, kühn gemacht durch die ihnen gelungene Verdrängung Reiblins, in ähnlicher Weise auch gegen Lüthard vorgehen wollten und ihn wegen der gut evangelischen Auslegung der Bergpredigt, die er damals zu besonderer Freude einer zahlreichen Menge in der Barfüsserkirche vortrug, in Anklagezustand versetzten, da zeigte es sich deutlich, dass die Stimmung des Rates durchaus nicht reformationsfeindlich, und dass er ernstlich gewillt war, sein der Gemeinde in der Barfüsserkirche gegebenes Versprechen einzulösen. Sämtliche Prediger der Stadt wurden zusammenberufen, und es wurde ihnen ein Ratsbeschluss über »das zwiespältige Predigen« eröffnet, welcher Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken handhabte. Allerdings wird darin den Einen befohlen, »nüt anders dann allein das heilig evangelium und leer gottes fry öffentlich und unverborgen« zu predigen »und alle anderen leeren, Disputationen und Stempanien, den heiligen evangelien ungemäss, sy syen von dem Luther oder andern Doctoribus geschrieben oder ussgangen, ganz und gar underlassen, die nit predigen, allegieren oder uff den canzlen dem gemeynen Volk meldung darvon thun, sonder neben sich stellen und deren nit gedenken«; aber es wird auch den andern eingeschärft, sie dürften die evangelischen Prediger nicht verketzern weder mit ausdrücklichen Scheltworten noch mit versteckten Anspielungen; denn da der schlichte Bürgersmann nun einmal nach der Lehre

Gottes christlich zu leben begehre, so könnte bei fortgesetzter Verunglimpfung seiner Lieblings-Prediger leicht Aufruhr und Empörung zu besorgen sein.

Mehr konnten die evangelisch Gesinnten in dem Stadium, in welchem die Bewegung sich damals befand, wahrlich nicht verlangen. Das Ratsmandat »des evangelium halb« vom Juni 1522, dieses erste öffentliche Dokument in Basels Reformationsgeschichte, bedeutete für die Anhänger der Reformation einen schönen Erfolg ihrer tapfern Haltung bei jener ersten Versammlung in der Barfüsserkirche.[17]) Von einer eigentlichen Unterdrückung der evangelischen Predigt konnte daraufhin vorerst nicht mehr die Rede sein. Dieselbe konnte vielmehr, wenn ihr auch gewisse ganz heilsame Schranken gesetzt waren, doch im allgemeinen einen ungehinderten Fortgang nehmen. »Gott wollte sein Wort lassen aufkommen«, wie der Chronist richtig bemerkt, »sie mochtens nicht erwehren.«[18])

Zunächst der Barfüsserkirche trat nun als neuer Zeuge des Evangeliums der Spitalpfarrer Wolfgang Wyssenburg auf, der eines Ratsherrn Sohn und als solcher nicht so leicht zu beseitigen war wie der erst kürzlich zugewanderte Schwabe Reiblin.[19]) Und im Barfüsserkloster selbst entfalteten die beiden unermüdlichen Vorkämpfer der Reformation, Pellikan und Lüthard, während des Herbstes 1522 mit neuem Mute ihre segensreiche Thätigkeit. Kaum war im September die köstliche Frucht von Luthers Aufenthalt auf der Wartburg, der grossartigste Beweis seiner göttlichen Ausrüstung, das deutsche Neue Testament, erschienen, so bestimmte Pellikan seinen Freund Petri, dasselbe nachzudrucken. Zwei Monate nach der wittenbergischen erschien bereits die baslerische Ausgabe, eine für die damalige Zeit ganz erstaunliche Leistung. Und das herrliche Buch, von Pellikan versehen mit nützlichen und sorgfältigen Registern und, wie der Titel naiv verkündigt: »kurzen und guten Anmerkungen«, fand so freudige Aufnahme, dass es von den Pressen

unserer Stadt im Laufe weniger Monate in noch weiteren sechs Ausgaben musste hergestellt werden.[20])

Mittlerweile fuhr Lüthard fort in der Barfüsserkirche unter steigendem Beifall das Wort Gottes zu verkündigen. In täglichen Predigten legte er vom Advent 1522 bis zur Passionszeit 1523 das Lukasevangelium aus.[21]) Und obschon gleichzeitig auch ein unzweifelhaft viel bedeutenderer Mann, der im November 1522 ohne Aussicht auf eine bestimmte Wirksamkeit als blosser Privatgelehrter hier eingetroffene Oekolampad, als Vikar für den gichtkranken Pfarrer Zanker in der Martinskirche ebenfalls unter grossem Zulauf Sonntag für Sonntag durch seine geistesmächtigen Predigten über den ersten Brief des Johannes eine aufsehenerregende reformatorische Thätigkeit begonnen hatte, richtete sich doch der feindselige Angriff des Domkapitels zunächst nicht auf ihn, sondern auf den Volksprediger »zu Barfussen«. War es doch diesem gelungen, in der von der Bürgerschaft, wie Pellikan ausdrücklich hervorhebt[22]), wegen ihrer bequemen Lage im Herzen der Stadt, und wegen ihrer ausser-gewöhnlichen Geräumigkeit besonders bevorzugten Barfüsserkirche Tag für Tag eine heilsbegierige Menge zu sammeln und zu fesseln. Das verdross die Vertreter der überlieferten Kirchlichkeit begreiflicher Weise sehr. Die Hallen des Münsters, wo die stolzen Domherren ihre prunkvollen Hochämter abhielten, die Sinne tränkten mit Chorgesang und Weihrauchduft, die Herzen dagegen leer liessen und kalt, verödeten zusehends, um den Luzernermönch aber in der geflickten, härenen Kutte und um sein schlichtes Zeugnis vom Sünderheiland und dem Leben in dessen Nachfolge scharten sich die Bürger mit jener Freude an dem neuerwachten geistlichen Frühling, welcher hier wie anderwärts der reformatorischen Predigt entgegenjubelte, und welchen wir uns nicht leicht unmittelbar und lebhaft genug vorstellen können. Kein Wunder, dass die Domherren mit allem Fleiss ratschlagten wider die beiden Barfüsser, wider den gelehrten Guardian, der die Stadt mit lutherischen Büchern über-

schwemmte, und wider den beredten Prediger, der die Bürger des blinden Vertrauens auf die kirchliche Bevormundung entwöhnte und zu selbständiger Erkenntnis und Bethätigung des Glaubens erzog. Lange suchten sie gegen die beiden, wie einst der hohe Rat gegen Jesum, Gelegenheit, sie fortzuschaffen ohne Rumor. Und endlich kam er, der langersehnte Anlass zu nächtlichem Sturm auf die Barfüsserkirche.

In der Fastenzeit von 1523 erschien in Basel zu einer ganz unerwarteten, möglicherweise auf geheime Intriguen der Basler Domherren durch den Ordensgeneral veranlassten Visitation der Vorsteher der oberdeutschen Provinz des Franziskanerordens, Kaspar Schatzger, nach Pellikans Zeugnis ein frommer und liebenswürdiger Mann, dazu ein gelehrter Theologe und ausgezeichneter Prediger.[23]) Schatzger war, obgleich er in seinen Schriften vielfach für die bestehenden kirchlichen Einrichtungen seine Stimme erhob, doch von dem Gedanken durchdrungen, dass es in der bisherigen Weise nicht weitergehen könne, dass vielmehr ein von ihm wie von so vielen seiner Zeitgenossen sehnlich herbeigewünschtes Konzil eine tiefgreifende Besserung der kirchlichen Zustände herbeiführen müsse. Er braucht allerdings von den Schriften der Reformatoren das geschmacklose Gleichnis: »auch im Mist finden sich zuweilen Perlen«, aber er anerkennt z. B. ausdrücklich, dass der Hass der Laien gegen die Klosterleute sehr erklärlich sei; denn stets müssten Jene sich das Sprichwort gegenwärtig halten: »thue nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Werken.« Und darum versah Pellikan eine von Schatzgers Hauptschriften, welche bei Adam Petri erschien, willig mit einem empfehlenden Vorwort. Ein anderer, ebenfalls aus dem Kreise der oberdeutschen Minoriten hervorgegangener Reformator, der Volksschriftsteller Johann Eberlin von Günzburg schildert den Provinzial etwas weniger schmeichelhaft. Auch er nennt ihn zwar einen guten alten Mann, giebt ihm auch das Zeugnis, dass er sehr viel gelesen habe, aber ohne tiefere Er-

kenntnis, und kann in der That aus Schatzgers Leben und Schriften Proben mitteilen, welche den Mann in ungünstigem Lichte erscheinen lassen als überaus abergläubisch und voll eitler Selbstgefälligkeit auf das Lob seiner Schriften ausgehend.[24]) Vielleicht haben ihn die Gegner seiner baslerischen Untergebenen an dieser unter grossen und kleinen Schriftstellern sehr häufig vorkommenden Schwachheit in ihr Netz zu ziehen gewusst. Jedenfalls hielt es nicht leicht, ihn gegen Pellikan einzunehmen; hatte ihn derselbe doch in den Jahren 1516—1518 als Sekretär auf den grossen Visitationsreisen durch ganz Süddeutschland und auch zur Generalversammlung des Ordens nach Rom begleitet und sich während dieses mehrjährigen Zusammenlebens durch seine hohen Geistesgaben und seinen Charakter die väterliche Zuneigung dieses seines Provinzials zu erwerben gewusst. Und als Pellikan beim Provinzialkapitel des Jahres 1522 von einzelnen Brüdern wegen seiner Mitarbeit bei der Verbreitung der Schriften Luthers hart angegriffen worden war, da hatte Schatzger ihn aufs wärmste in Schutz genommen und ihm nichts geschehen lassen.[25]) Freilich hatte er darüber selbst allerlei Anfechtungen erleiden müssen[26]), und die Anfechtung hat ja durchaus nicht bei allen Menschen jene schöne Wirkung, die zwar nicht der Prophet aber sein Übersetzer Luther ihr zuschreibt, dass sie das Herz auf Gottes Wort und nur auf dieses achten lehre. Diese Wirkung kommt nur bei denen zu Stande, welche sich von Gottes Geist treiben lassen, wogegen der natürliche Mensch durch die Anfechtung fügsam gemacht wird, sich den Menschen gefangen zu geben, vor ihrer grossen Macht und vielgestaltigen List sich zu beugen. So ging es Schatzger.[27]) Als die hohen Herren vom Hochstift und von der Hochschule und ihre Bundesgenossen, der Beichtvater des Klosters Gnadenthal und Schatzgers fanatischer Begleiter, der Nürnberger Winzler, auf ihn eindrangen und ihm bei glänzenden Aufwartungen mit allerlei Schmeichelworten und Drohworten zusetzten, ihm vorstellend, er könne, wenn er die Anhänger Luthers das Volk

ihrer Stadt noch länger verführen lasse, des Papstes Freund nicht sein, da übermochten sie ihn, wie einst die Juden den Pilatus. Gleich diesem setzte sich nach einigem Widerstreben auch Schatzger auf den Richterstuhl und verurteilte die Angeklagten. Er versprach den Domherren, Pellikan, Lüthard und noch einen dritten anstössigen Klosterbruder, den Strassburger Joh. Kreiss, der gleicher Gesinnung war wie die beiden andern und durch sein ausgezeichnetes Orgelspiel[28]) mitgeholfen hatte, die Barfüsserkirche zu einer beliebten Erbauungsstätte zu machen, aus Basel zu entfernen. Doch verläugnete er auch jetzt seine Vorliebe für Pellikan nicht. Derselbe sollte mit allen Ehren als Guardian nach Kaysersberg versetzt werden. Und auch Lüthard sollte keineswegs gekränkt werden; Schatzger wollte ihn zu seinem Sekretär ernennen.

Von all diesen Umtrieben bekam aber der Rat, durch wen weiss man nicht, Kenntnis. Sogleich ordnete er zwei seiner angesehensten Mitglieder an Schatzger ab und liess ihn auffordern, eine förmliche Klageschrift gegen die drei angefochtenen Barfüsser vorzulegen, widrigenfalls man die Entfernung derselben nicht zugeben werde. Und als Schatzger, welcher die abgesandten Ratsherren für lutherisch gesinnt und darum bloss für Sprecher ihrer Partei hielt, weder die Kläger noch die Anklagepunkte namhaft machen wollte, so wurde ihm eröffnet, es sei bereits ein förmlicher Ratsbeschluss gefasst worden, man sei keineswegs gesonnen, sich die drei dem Rat und der Bürgerschaft durchaus genehmen Männer ohne Weiteres wegnehmen zu lassen, vielmehr werde man, wenn der Provinzial dieselben dem Rate zum Trotz versetze sofort sämtliche Barfüsser, deren Zahl damals über 40 betrug, aus der Stadt verjagen. Als das der ehrwürdige Vater hörte, glaubte er immer noch, sie sprächen nicht im Ernst, oder doch ohne bestimmten Auftrag des Rats. Rom hatte die Leute ganz anders erzogen, und der gute alte Schatzger mochte seinen Ohren nicht trauen, als er aus dem Munde von Söhnen der Kirche solche Reden zu hören bekam! Er verlangte

deshalb, persönlich vor dem Rat erscheinen zu dürfen. Dies wurde bewilligt und sofort die nächste Ratssitzung am folgenden Tage dazu anberaumt, unter der Bedingung, dass auch Pellikan und Lüthard — den harmlosen Organisten liess man aus dem Spiel — mit erschienen, um über ihr Thun Rechenschaft zu geben und auf die Klagen zu antworten. Dies geschah. Und das in unserem Staatsarchiv aufbehaltene Protokoll jener Ratssitzung vom Samstag nach Ostern 1523, das zweite öffentliche Dokument der Basler Reformationsgeschichte, ist ein nicht minder denkwürdiges Ehrenzeugnis für die Barfüsserkirche als das Ratsmandat vom Juni 1522.[29])

Dasselbe berichtet, nicht ohne kostbare Ironie, der Provinzial habe »eine lange Meinung« erzählt und unter anderem erklärt, es sei nicht gut, dass ein Prediger allwegen die Wahrheit sage, er müsse sie zu Zeiten auch für sich behalten, damit der gemeine Mann könne im Zaum gehalten werden. Die gut evangelisch-demokratische Meinung der Basler Obrigkeit war, das sei »schwer zu hören.« Und nachdem auch Pellikan und Lüthard das Wort hatten ergreifen dürfen, wurde beschlossen: »Dieweil der Guardian und der Predikant als uns und dem gemeinen Volk unserer Stadt Basel angenehm, das wahre Wort Gottes, das heilige Evangelium wohl und recht gelehrt und gepredigt, auch nichts Unrechtes hat können auf sie gebracht werden, solle der Provinzial dieselben hier lassen und sie nicht versetzen wollen; so er sie aber ohne Rücksicht auf unsere Bitte hinwegführen will, so soll er alle anderen Brüder im Barfüsserkloster auch mit fortnehmen, oder man werde sie ihm nachschicken. Desgleichen solle er den langen Prädikanten, so er von Nürnberg mit hierher geführt hat, und den Beichtvater zu Gnadenthal auch mit ihm fort- und hinwegnehmen, weil man dieselben in unserer Stadt nicht wissen und haben will.« Das war eine deutliche Sprache und ein Beweis nicht nur dafür, dass der Rat die Oberhoheit des Staates gegen Übergriffe auswärtiger Ordensobern und gegen Intriguen des Domkapitels zu wahren verstand,

sondern auch dafür, dass die Bürgerschaft das Kleinod der evangelischen Predigt in der Barfüsserkirche sich nicht mehr wollte entreissen lassen.

Und der Rat ging noch weiter. In derselben Sitzung wurde auch ein zweiter Beschluss gefasst. Die vier Professoren, welche mit den Domherren die Umtriebe zur Vertreibung von Pellikan und Lüthard entgegen dem Gemeinwohl angezettelt hatten, die beiden Theologen Gebwyler und Fininger, der Jurist Johann Textor von Mörnach und der Mediziner Wonnecker, wurden abgesetzt. Und kaum hatte Schatzger der Stadt den Rücken gekehrt, so wurden Oekolampad und Pellikan zu ordentlichen Professoren der Theologie ernannt, welche dann auch sofort anfingen, Vorlesungen über einzelne biblische Bücher zu halten.

Diese ebenso rasche als glückliche Reformation unserer theologischen Schule im Jahre 1523 ist somit wie das Jahr vorher die öffentliche Anerkennung der evangelischen Predigt durch Ereignisse im Barfüsserkloster veranlasst worden.

Allerdings ging es noch sechs Jahre, bis Basel ganz für die Reformation gewonnen war. Und in dieser Zeit trat als Führer der evangelisch Gesinnten immer mehr in den Vordergrund der treffliche Dr. Johann Oekolampad. Er ist es gewesen, welcher durch sein ebenso entschiedenes als umsichtiges Wirken die vollständige Durchführung der Reformation zu Stande gebracht hat und welcher eben deshalb mit Recht als Basels eigentlicher Reformator gilt. Daneben soll es aber seinen beiden Vorkämpfern und namentlich Lüthard, dem lebensvollen Prediger der Barfüsserkirche, unvergessen bleiben, dass sie es gewesen sind, welche für die ungehinderte Ausgestaltung der baslerischen Reformation Bahn gebrochen haben; zumal Beide mit rastlosem Eifer völlig neidlos die fernere Wirksamkeit Oekolampads unterstützten, Pellikan als Professor und Schriftsteller, Lüthard als Prediger und Volksmann.

Der originelle Vorschlag, den Pellikan seinen Ordensobern machte, man möge alle altgläubigen Barfüsser von Basel wegnehmen

und dafür seinem Kloster alle lutherisch Gesinnten aus der ganzen Ordensprovinz zuweisen, wurde begreiflicherweise nicht angenommen. Zwar machte man keinen weiteren Versuch, ihn und Lüthard den Baslern wegzunehmen. Doch wurde Pellikan seines Guardianates enthoben. Auch hatte er von seiten einzelner fanatischer Ordensbrüder manche Anfechtungen zu erdulden. Besonders feindselig waren ihm der Koch und der Kellermeister des Klosters. Man fürchtete sogar, dieselben wollten ihn vergiften, so dass ihm Adam Petri während eines ganzes Jahres täglich Speise und Trank ins Kloster schickte.[30]) In dieser wenig erfreulichen Lage harrte Pellikan drei volle Jahre aus, treu seiner stillen Arbeit der Schriftforschung und Schriftauslegung obliegend. Sein Trost war die brüderliche Gemeinschaft mit Lüthard, welcher ungehindert fortfuhr mit der Verkündigung des Evangeliums. Zwar der dringende Wunsch, den im Februar 1524 der edle Oberstzunftmeister Jakob Meyer zum Hirzen, »Oekolampads Schild und Speer im Kampf für die evangelische Wahrheit«,[31]) und siebzig der angesehensten Bürger an das Kloster richteten, es möchte statt der vielen Horen und Messen täglich morgens um 8 Uhr eine halbstündige Predigt über einen neutestamentlichen Abschnitt in der Barfüsserkirche gehalten werden, wurde nicht erfüllt. Pellikan und Lüthard hätten mit Freuden diese schöne Einrichtung, welche sich um die nämliche Zeit in Strassburg unter dem Namen des Morgengebetes einbürgerte,[32]) in der Barfüsserkirche eingerichtet. Allein die Mehrheit der Konventualen fand, es sei lutherisch, an Werktagen zu predigen. Die Folge war, dass die bisherigen Gönner des Klosters demselben, erbittert über die Nichtgewährung ihrer frommen Bitte, ihre Unterstützung entzogen. Zum grossen Verdruss der Altgläubigen verödete es mehr und mehr.[33]) Dennoch fiel es Pellikan schwer, als ihm Ende 1525 von Zürich aus die Professur des Alten Testamentes angeboten wurde, dieser Berufung Folge zu leisten; denn Basel war ihm zur zweiten Heimat geworden. Allein die Basler Freunde selbst mochten ihn

nicht zum Bleiben überreden. Die Mehrheit des Rates neigte gerade damals mehr auf die Seite Roms, und niemand konnte ihm daher eine ungestörte Fortdauer seiner gelehrten Thätigkeit garantieren. Oekolampad selbst hätte in jenen Tagen am liebsten den Staub unserer Stadt von den Füssen geschüttelt. Er war es müde, diesen Zauderern, wie er die Basler nannte, zu predigen. Und so gern er den würdigen und gelehrten Mitarbeiter noch länger an seiner Seite gehabt hätte, so wenig wagte er es, ihn zurückzuhalten. Und so zog denn Pellikan Ende Februar 1526 nach Zürich, wo er in der Folge als Amtsgenosse Zwinglis und Bullingers während einer langen Reihe von Jahren eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltete.[34]) Auch wurde Oekolampads Hoffnung nicht getäuscht, dass er, einmal den Klostermauern entronnen, bald die Kutte und den letzten Schatten der Möncherei, von welcher er sich zum Ärger seiner Gesinnungsgenossen aus liebgewordener Gewohnheit bisher nicht hatte zu trennen vermögen, endgiltig von sich werfen werde.[35])

Für Lüthard war Pellikans Weggang ein schwerer Schlag. Bitter beklagt er sich bei Zwingli, dass Zürich ihm dies Leid zugefügt. Der betreffende Brief, das einzige, was von dem trefflichen Prediger der Barfüsserkirche überliefert zu sein scheint, ist so bezeichnend für die lebhafte Empfindung des Mannes und mithin auch für den volkstümlichen Reiz seiner Beredsamkeit, dass wir ihn gerne, der Hauptsache nach, mitteilen. Lüthard schreibt:[36]) »Wenn es erlaubt wäre, über einen Menschen wütend zu sein, so dürfte ich wahrlich dir, teurer Zwingli, aufs grimmigste grollen. Denn es hat mich bis zur Stunde noch kein Mensch ärger geschädigt als du! Du frägst, wieso? Nun, ich hatte in all den vielen Widerwärtigkeiten, Mühen und Gefahren, in welchen ich stehe, bisher einen treuen Arbeitsgehilfen, Leidensgefährten und Streitgenossen, meinen einzigen Pellikan, und siehe, den entreissest du mir und beraubst mich dadurch in solchem Masse, dass ich nun allein dastehe mitten unter den Wölfen, ja unter den Löwen. Wahrlich, ich wäre lieber gestorben,

als allein unter all diesen Nattern und Basilisken bleiben zu müssen! Nun habe ich nichts mehr zu wünschen als den Tod. Du aber solltest entweder Pellikan wieder hierherschicken oder mir für einen gleichwertigen Ersatzmann sorgen oder aber mich Ärmsten ebenfalls nach Zürich berufen. Nicht dass ich eurer Stadt zur Last fallen möchte! Ich will gerne mit dem geringsten Plätzlein im kleinsten Dorfe euerer Herrschaft vorlieb nehmen. Nur nicht länger hier bleiben oder dazu verurteilt sein, zur Schmach des Evangeliums untätig umherzuschweifen!«

Dass Zwingli diesem sehnlichen Wunsche Lüthards nicht entsprach, geschah ohne Zweifel auf Veranlassung Oekolampads; denn dieser schätzte den Lieblingsprediger der Bürgerschaft hoch. »Ich wollte,« schreibt er, »um Alles nicht, dass der Franziskaner-Prediger fortginge; denn er ist ein trefflicher Vorkämpfer der reinen Lehre; und wer würde an seine Stelle kommen? Einer der Wölfe, deren jener Orden so viele in sich birgt.«[37]) Und so blieb Lüthard Basel erhalten. Zum grössten Verdruss der Gegner fuhr »der Luzerner«, wie sie ihn, ächt baslerisch, mit schlecht verhehltem Ärger nannten, fort, unter wachsendem Zulauf mit rückhaltsloser Kühnheit in der Barfüsserkirche die Wahrheit zu verkündigen, oder, wie sie es hiessen, »den lutherischen Pöbel als berühmter Deklamator zu ergötzen durch schamloses Geschwätz, wie es ihm gerade in den Mund kam«.[38]) In keiner der vielen Volksversammlungen, welche die Evangelischen während jener Jahre abhielten, hat er gefehlt. Ständig finden wir ihn neben Oekolampad genannt, sei es als Ehrengast bei jenen eigentümlichen Mahlzeiten zu 50 oder 100 Gedecken, welche die evangelisch Gesinnten auf den Zünften veranstalteten, nachdem man ihnen sonstige Versammlungen untersagt hatte,[39]) sei es als Mitunterzeichner jener denkwürdigen Verantwortung der evangelischen Prediger Basels, worin sie dem Rat im Sommer 1527 auseinandersetzten, warum sie die Messe einen Gräuel gescholten hätten.[40])

Lüthard war auch Oekolampads Begleiter bei der Badener Disputation. Doch hat er dort weniger durch Reden als durch Schweigen Aufsehen erregt. Als ihn nämlich der berühmte Gegner der Reformation, Dr. Johann Eck von Ingolstadt, nötigen wollte, auf die Frage, ob er an die Gegenwart von Leib und Blut Christi im Abendmahl glaube, mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten, da liess er sich dazu durchaus nicht herbei und verharrte, auch als man ihn mit Gewalt auf die Kanzel schleppte, bei seinem Stillschweigen, worüber sich die katholischen Orte in einem besonderen Schreiben an Bürgermeister und Rat von Basel als über eine schwere Beleidigung bitter beklagten.[41]) Dieses in der That sehr befremdliche Verhalten können wir uns nur so erklären, dass sich Lüthard dem gewandten Eck gegenüber nicht die nötige Schlagfertigkeit zutraute und dem ohnehin in schwieriger Lage befindlichen Oekolampad nicht durch irgend ein ungeschicktes Wort das Spiel verderben wollte. An persönlichem Mut hat es jedenfalls Lüthard nicht gefehlt. Er war einer der ersten baslerischen Prediger, welche in den Ehestand traten, und musste deshalb viel Spott erleiden. Seine Frau wurde von den allezeit spitzigen Basler Zungen kurzweg »das Barfüsserweiblein« geheissen.[42]) Seine beiden Söhne, Christoph und Israel, liess er in Zürich erziehen, den einen im Hause des alten Freundes Pellikan, bei dem er je und je zu kurzem Besuche weilte, um sich im Verkehr mit ihm neuen Arbeitsmut zu holen.[43]) Von 1529 an war er, nach Wolfgang Wyssenburgs Ernennung zum Pfarrer von St. Theodor, auch Seelsorger am Spital.[44]) Nach langem und gesegnetem Wirken ist Lüthard am 8. Juli 1542 hier in Basel gestorben.[45])

Dieser im Reden und im Schweigen, im Thun und im Leiden so tapfere Mann, welcher der Reformation durch seine Predigten in der Barfüsserkirche auf so bedeutungsvolle Weise unter den Bürgern Eingang verschafft hatte, hat es erlebt, dass von seiner Kirche aus auch der schliessliche Sieg der Reformation erstritten

wurde. Lange hatte der Kampf gewährt und das zwiespältige Predigen nebeneinander bestanden Das musste nach den Anschauungen jener Zeit, die noch nicht zweierlei Kirchen in Einer Stadt, geschweige denn zweierlei Glauben in Einer Kirche, zu dulden vermochte, ein Ende nehmen. Am Mittwoch vor Weihnachten 1528 traten im Zunfthause zu Gartnern ungefähr 200 Bürger zusammen und beschlossen eine Eingabe an den Rat, er möge das zwiespältige Predigen abstellen und die Messe verbieten; sie würden Tag und Nacht nicht ruhen, bis ihre Bitte gnädig erhört werde.[46]) Darüber entstand grosse Aufregung in der Stadt, ja es kam zu einem sogenannten »eidgenössischen Aufsehen«. Es erschienen Abgeordnete von Zürich, Bern und Schaffhausen, von Luzern, Solothurn und aus den Urkantonen.[47]) Am 6. Januar 1529 wurden die beiden Parteien versammelt: in der Barfüsserkirche die Evangelischen, gegen 3000 Mann, aber nicht wie es in den Aufzeichnungen eines über die Reformation erbitterten Karthäusermönches jener Zeit heisst: »meistens junge Schranzen, Handwerksgesellen und einige Bauern aus den nächsten Dörfern«,[48]) sondern der Kern der Bürger- und Einwohnerschaft, oder wie das Urteil der Berner Gesandten lautet: »vil der grösser teil in Bassel, auch vernünftig, herrlich und mechtig rich personen«,[49]) in der Predigerkirche dagegen die katholischen, etwa 600, welche wir dem betreffenden Chronisten durchaus wollen gelten lassen als »alt, gestanden und tapfer Männer.« In der Barfüsserkirche erschien auch Oekolampad, um in bewegten Worten die Bürger zum Frieden zu ermahnen und mit ihnen in ernstem Gebet den Ausgang der Sache Gott zu befehlen.[50]) Es kam aber vorerst nur zu einem halben Vergleich und zu einer Vertröstung auf eine öffentliche Disputation, welche 14 Tage nach Pfingsten in der Barfüsserkirche sollte gehalten werden.[51]) Und da die Prediger der Gegenpartei, von dem leidenschaftlichen Bürgermeister Meltinger bestärkt, aufs neue anfingen, von den Kanzeln herab die Evangelischen zu schmähen, so riss diesen die Geduld.[52]) Am 8. Februar

früh um 6 Uhr traten 800 entschlossene Bürger in der Barfüsserkirche zusammen und erklärten, was die Obrigkeit mit ihrem langjährigen Raten nicht zu Stande gebracht, das wollten sie nun alles in Einer Stunde vollbringen.[53]) Es folgten zwei stürmische Tage, an welchen manches geschah, was nicht göttlich, sondern sehr menschlich war. Doch wurden nur Bilder zerstört und kein Blut vergossen. Und wenn nun inskünftige in der Barfüsserkirche auch kirchliche Bildwerke eine würdige Stätte finden werden, so wird das ja gewissermassen eine Sühne sein dafür, dass von ihren Hallen einst der Bildersturm ausgegangen ist.

Jene Versammlung in der Barfüsserkirche am 8. Februar 1529, so wenig erfreulich ihre nächsten Folgen auch waren, hat den endgiltigen Sieg der baslerischen Reformation entschieden. Ihre Gegner mussten aus der Stadt weichen. Der wohlwollende Bischof hatte sich schon fünf Jahre früher aus dem Kampf, in welchem ihm unbehaglich zu Mute war, nach Pruntrut zurückgezogen. Nun gingen auch die Domherren von dannen und mit ihnen ihr ganzer Anhang, darunter zahlreiche alte Adelsgeschlechter. Statt ihrer traten Oekolampad und seine Freunde an die Spitze des Gemeinwesens, und wenn auch die kirchlichen Formen, welche sie aufstellten, im Laufe unserer Tage vor unseren Augen zerbröckelt sind, die Segnungen jener Zeit dauern fort und werden auch nach uns noch von vielen Geschlechtern gepriesen werden. Der Rat und das Werk war aus Gott, darum konnte es nicht untergehen.

Die Barfüsserkirche aber, wo Basels Reformation so friedlich begründet und so stürmisch vollendet wurde, sie wird, nachdem sie lange Zeit ein verschlossenes Haus gewesen, nun bald aufs neue ihre Pforten öffnen, um ein Sammelpunkt zu sein für Basels Bürgerschaft. Je und je werden wiederum die Besten und Strebsamsten sich in ihren Hallen einfinden, allerdings nicht zum gleichen Zweck wie in den Tagen, von welchen jetzt die Rede war; nicht um in der heilsamen Erinnerung an die Grossthaten Gottes zu unserer

Seligkeit ihren Glaubensmut zu stärken, sondern um in der Anschauung von allerlei Gegenständen aus dem häuslichen, beruflichen, staatlichen und kirchlichen Leben vergangener Geschlechter ihren geschichtlichen Sinn zu beleben und ihren Gewerbfleiss anzuspornen. Und es werden so die alten Räume auch in ihrer neuen Bestimmung eine Gott wohlgefällige Aufgabe erfüllen, sofern nach des Apostels Wort Gottes Kinder dazu berufen sind, ihre gespannte Aufmerksamkeit allem zu schenken, was wahr, was ehrwürdig, was gerecht, was rein, was wohllautend ist, was irgend Tugend genannt werden kann und Lob verdient (Phil. 4, 8).

---

[1]) A. Sarasin, die Barfüsser Klosterkirche in Basel (Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer III.) 1845; Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 391 f. und 481 f.

[2]) Wurstisen sagt in seiner Chronik zum Jahre 1230, in dem Abschnitt »Barfüsser nisten zu Basel«, dass die Kirche »der höhe, grösse und magnificentz halb keiner anderen in der Stadt nichts nachzugeben« habe.

[3]) Der Umstand, dass gerade in der Reformationszeit so wirkungsvoll in der Barfüsserkirche gepredigt worden ist, beweist sehr wenig für ihre Akustik; denn damals kannte man entweder gar keine oder doch keine feste Bestuhlung. Die Zuhörer scharten sich in beliebiger Aufstellung um die Kanzel.

[4]) Herzog, in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte I., S. 33 ft. und in der Realencyklopädie XVI, 267 ff.

[5]) Nicht unfein nennt Anémond de Coct den Erasmus in einem Briefe an Farel (Herminjard, corr. des réf. I, 283) einen zweiten Janus: vir ille Janum referens.

[6]) Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte S. 90. Was Fechter über den Druck von Schriften Luthers durch Froben in seinen Miscellen zur Basler Buchdruckergeschichte (Beiträge zur vaterländischen Geschichte IX, S. 525 ff.) beigebracht, wird durch Pellikans Aussagen bestätigt; vgl. das Chronikon des Konrad Pellikan, herausgegeben von B. Riggenbach, 1877, S. 75.

[7]) Zu vergleichen ist auch der Bericht in den »Aufzeichnungen eines Basler Karthäusers«, Basler Chroniken I, S. 446.

[8]) Pellikans Chronikon, S. 27

[9]) Theodor Vulpinus (Regierungs- und Schulrat Renaud in Colmar): Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit, Strassburg 1892.

10) Pellikans Chronikon. S. 27 f; S. 54 ff.

11) A. a. O., S. 36.

12) A. a. O., S. 55, S. 78 und S. XVI.

13) Brief Pellikans an Luther in: Kolde, Analecta Lutherana S. 11 ff.; Brief Luthers an Pellikan in: De Wette, Dr. Martin Luthers Briefe I, S. 553 ff.

14) Pellikans Chronikon, S. 77 u. S. 79.

15) Nach Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel V, 450 hiess er ursprünglich Hans Sündli. Was sonst bisher über ihn in reformationsgeschichtlichen Schriften beigebracht worden ist, besteht aus spärlicher Benützung des Pellikan'schen Chronikons. Vgl. Hottinger, Geschichte der Eidgenossen während der Zeit der Kirchentrennung II, 402; Wirz, Neuere helvetische Kirchengeschichte (fortgesetzt von M. Kirchhofer) V, 2. Abt., 342 u. 355; Herzog, das Leben Ökolampads I, 86, 222, 295 u. Basler Chroniken I, 409, 421, 584. Einiges Weitere wird unten angeführt werden. Über seine Thätigkeit in Basel verbreitet sich Pellikans Chronikon S. 80 f; 87 ff; 96 f; 99.

16) Fechter teilt in den Beiträgen zur Vaterländischen Geschichte II, 214 f. Briefe des Burerius an Beatus Rhenanus vom September und November 1519 mit, in welchen es einerseits heisst: »Der Franziskaner (Lüthard) verkündet vollen Mundes und unerschrockenen Mutes Christum vor dem Volk«, anderseits aber auch gesagt wird: »er fährt bisweilen allzu freimütig drein.«

17) Diese ganze Darstellung der Ereignisse des Sommers 1522, welche ich zum Teil schon in meiner Ausgabe des Pellikan'schen Chronikons, S. 88 f., vertreten habe, bedarf gegenüber den Einwürfen von Renaud (a. u. O. S. 86) und Th. Burckhardt-Biedermann (Bonifacius Amerbach S. 156) eine nähere Rechtfertigung. Dass die Darstellung von Fridolin Ryff (Basler Chroniken I, S. 33 ff.) und des auf Ryff fussenden Wurstisen (in seiner Basler Chronik Buch VII, Kap. 11) namentlich in der chronologischen Ordnung durchaus unzuverlässig ist, hat schon Herzog erkannt. »Ryff leidet«, sagt er in der Vorrede zum Leben Ökolampads, »in der Darstellung der dem Siege der Reformation vorangehenden Bewegung offenbar an einiger Unordnung; er hat jene Begebenheiten auch ziemlich viel später aufgeschrieben«. Auch die Mitteilungen von Pellikan reichen nicht aus, völliges Licht in die Situation zu bringen. Dagegen enthält nun der von Burckhardt-Biedermann veröffentlichte Brief des Basilius Amerbach an seinen in Avignon weilenden Bruder Bonifacius vom 6. Juli 1522 eine wichtige Ergänzung der Pellikan'schen Data, speziell über das Verhalten des Rates. Derselbe hat offenbar in der ersten Hälfte des Jahres 1522 zwei auf die Reformationsbewegung bezügliche Mandate erlassen, eines das sich an die ganze Gemeinde und eines, das sich nur an die Prediger wandte. Das erste, das an das ganze Volk gerichtete, von welchem Basilius Amerbach eine genaue Inhaltsangabe giebt, war nach dessen ausdrücklicher Aussage (a. a. O. S. 157) nach dem Palmsonntage, aber einige Zeit vor dem Fronleichnamstage, also im Frühling 1522 erlassen worden und ist wegen seines dritten (gegen die Volksversammlungen gerichteten) Teiles unzweifelhaft (wie Burckhardt-Biedermann a. a. O. S. 21 richtig hervorhebt) eine Antwort auf die von Ryff (a. a. O. S. 33 f.) so drastisch geschilderte Volksversammlung in der Barfüsserkirche. Auf Grund dieses ersten Mandats wurde Reiblin,

weil er demselben zuwiderhandelte, sofort nach dem Fronleichnamstage seines Amtes entsetzt. Er war, wie Bossert (Blätter für Württembergische Kirchengeschichte 1889, 10 ff.) nachgewiesen hat, noch im Sommer 1522 einige Monate in Lauffenburg thätig und vom Herbst 1522 an in Zürich.

Das Ratsmandat dagegen, von welchem Pellikan (Chronikon S. 88) sagt, dass es im Juni 1522 den eigens zu diesem Zwecke versammelten Predigern der Stadt erteilt worden sei, und dessen Hauptinhalt Pellikan mitteilt, war ein ausschliessliches Prediger-Mandat, wie es denn auch nach Pellikans deutlicher Aussage keine andere Veranlassung hatte als die Beschwerden der canonici, der universitas und einiger priuores de senatu gegen des Barfüsserpredigers pia qua valet vehementia. Es hat weder mit einem Spanferkelschmaus noch mit Volksversammlungen etwas zu thun und kann deswegen durchaus nicht wie Burckhardt-Biedermann (a. a. O. S. 156. Anm.) thut, mit dem durch die Spanferkler, durch Reiblin und durch die Barfüsserversammlung hervorgerufenen Mandate identifiziert werden. Vielmehr ist dieses von Pellikan charakterisierte Mandat nun eben das von Ryff (a. a. O. S. 38) mitgeteilte, von ihm irrtümlicher Weise ins Jahr 1526, von Herzog (a. a. O. S. 268) ebenfalls irrtümlicher Weise ins Jahr 1523 verlegte Mandat »ussgangen des ewangelium halb«, welches, völlig entsprechend der Aussage Pellikans »omnibus prædicatoribus civitatis denunciatum« mit den Worten beginnt: »Wir burgermeyster und rat der statt Basel thund allen und jeden pfarrern, lütpriestern, seelsorgern, predicanten und verkündern des Worts gottes, sy syen in pfarren, clöstern, in unser statt Basel emptern und gebieten kund.«

Wenn Renaud hingegen einwendet, dieses Mandat sei zu reformationsfreundlich, als dass es das von Pellikan angeführte könne gewesen sein, so ist hinzuweisen auf das darin enthaltene nachdrückliche Verbot, für die Schriften Luthers oder »anderer Doktores« auf der Kanzel Propaganda zu machen, ja die in denselben vorgetragenen Sonderlehren überhaupt zu erwähnen. Und wenn Burckhardt-Biedermann sagt, nach Pellikan bestimme der Rat als Norm der Prediger die Kirchenväter, in dem erhaltenen Mandate aber nur die »ware heilige geschrift«, so darf man nicht übersehen, dass es auch bei Pellikan nicht nur heisst: »juxta antiquorum sanctorum explanationem«, sondern ebensowohl: »non secundum propria capita et renitente scriptura», was vollständig entspricht dem im Mandate enthaltenen Ausdruck: »alle ander leeren, Disputation und stempanien, den heiligen evangelien und geschriften ungemäss«.

Eine wesentliche Stütze erhält meine Ansicht auch durch die Vergleichung der in Rede stehenden Basler Mandate mit dem berühmten Berner Mandat vom Montag Viti u. Modesti (15. Juni) 1523. Dasselbe erklärt in seinem Eingang ausdrücklich, dass es dem Vorgang Basels und anderer »führnehmer Städte« folge, welche »in dieser fast grossen und schweren Zwietracht durch offene Mandat haben fürgenommen by den Iren Ruw und Einigkeit zu machen.« Und wenn wir nun die beiden Mandate mit einander vergleichen, so ergiebt sich in geradezu verblüffender Weise, dass das bernische Mandat (vgl. Valerius Anshelms Berner Chronik, herausgegeben von Stierlin. Bd. 6, S. 204 ff., und Stürler, Urkunden der bern. Kirchenreform, I, S. 101 ff.) den Hauptinhalt des baslerischen nicht nur in der gleichen Reihenfolge, sondern durchgängig mit denselben Worten wiedergiebt. Das baslerische muss also geraume Zeit vorher erlassen worden sein.

Auch die Veranlassung des Berner Mandats war eine ganz ähnliche wie die des baslerischen. Nach Anshelms Berner Chronik (ed. Stierlin, Bd. 6, 101 f.) hatte Berthold Haller »mit grosser Gunst, hintangesetzt die bäbstlich und bischöflich Ordnung und Wys, uf 23. November (1522) angefangen zu predien das heylig Evangelium, wie das der Evangelist Matheus hat beschriben.«

18) Fridolin Ryff; Basler Chroniken I, 35.

19) Fridolin Ryff; a. a. O.

20) Mezger, Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweiz-ref. Kirche, S. 39 ff.

21) Pellikans Chronikon S. 90.

22) in nostra ecclesia, quæ præ aliis ampla esset, et in corde civitatis commode sita; Pellikans Chronikon S. 97.

23) Vir religiosus, doctus theologus, eximius prædicator et humanus valde; a. a. O. S. 46. Vgl. v. Druffel, Der bairische Minorit der Observanz Kaspar Schatzger und seine Schriften (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, 1890, II, S. 397—433 und S. 548).

24) »Er ist ein guter alter Mann und lässt sich von den thörichten Mönchen verführen, dass er meint man achte seine Schriften für nützlich und gut, so man doch seiner sehr spottet und seine Schriften zu Guggisslen in Kramen braucht. Auch hat er viel gelesen, aber kein wahrer Grund ist da; seine Büchlein zeigen das, wie er gern möchte hoch einherfahren, hupft auf wie eine Heuschrecke und fällt bald wieder.« Vgl. B. Riggenbach, Eberlin von Günzburg, S. 175 ff.

25) Pellikans Chronikon S. 79.

26) A. a. O. S. 99.

27) Pellikan giebt seiner überaus anschaulichen Erzählung der Machinationen, welche die Gegner der Reformation während Schatzgers Anwesenheit gegen ihn und Lüthard ins Werk setzten (Chronikon S. 80 ff.) den bezeichnenden Titel »tragœdia Satzgeri mecum«.

28) Pellikans Chronikon S. 96.

29) Das ganze Ratsprotokoll habe ich abgedruckt in der Einleitung zu Pellikans Chronikon S. XX. ff. Wenige Tage vorher, am Oster-Dienstag 1523, hatte der Rat von Bern sich in ähnlicher Weise gegen etwaige reformationsfeindliche Umtriebe der Obern des Barfüsserordens verwahrt und dem Provinzial geschrieben, man lasse den Prediger des Berner Klosters, Dr. Sebastian Meyer, nur in der Hoffnung zum Provinzialkapitel nach Schlettstatt reisen, dass er nicht etwa versetzt werde, »dadurch Uns und den Unsern nit kleiner Mangel und Abgang der göttlichen und evangelischen Ler zustan wurde, weliche wir geneigts Willens zu hören«. (Vgl. Stürler, Urkunden der bernischen Kirchenreform I, S. 99 f.)

30) Pellikans Chronikon S. 96.

31) Ausdruck des Petrus Ramus; vgl. Thommen, Geschichte der Universität Basel, S. 139, Anm.

32) Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsass I, S. 202.

33) Pellikans Chronikon S. 97.

34) A. a. O. S. 105 ff., samt den dort im Auszuge mitgeteilten Briefen Ökolampads und Pellikans.

35) Pellikans Chronikon, S. 106, Anm. 1. u. S. 111, sowie die Briefe von Pierre Toussain an Farel v. 4. u. v. 18. Sept. 1525; Herminjard, corr. des réf. I, 377 ff., wo Toussain u. a. ausruft: vide, quanta molis sit, ex monacho reddere Christianum!«

36) Zwinglii opera t. VI, p. 475.

37) Brief Ökolampads an Farel v. 25. Juli 1525; Herminjard, corr. des réf. I, 370.

38) Narratio fratris Georgii Carthusiensis, Basler Chroniken I, S. 409.

39) »Zweckessen würde unsre Zeit sie nennen«, schreibt Hagenbach, Ökolampad und Mykonius S. 103. Vgl. Basler Chroniken I, S. 421.

40) Abgedruckt in Hagenbachs Ökolampad und Mykonius, S. 245—281.

41) Archiv für schweiz. Reformationsgeschichte I, S. 805; vgl. auch Eidg. Abschiede IV, I, a, S. 963.

42) H. Weiss, Versuch einer Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel, S. 31.

43) Pellikans Chronikon S. 149.

44) Manuscr. et impressa eccl. I, 8 (Basler Kirchenbibliothek).

45) Pellikans Chronikon S. 155 und Brief Sulzers an Calvin v. 24. Juli 1542, Heminjard, corr. des réform. VII, 73.

46) Fridolin Ryff; Basler Chroniken I, S. 71.

47) A. a. O. S. 73.

48) Basler Chroniken I, S. 446. Auch Burckhardt-Biedermann redet (Basilius Amerbach S. 29) von der »ungeduldigen, revolutionären Stimmung des niedern Volkes, welche der Sache zum Durchbruch verhalf«! Doch hat der nämliche Autor (S. 60) sich mit grosser Entschiedenheit dahin erklärt, dass die kirchlich-religiöse und nicht etwa die sozial-politische Strömung sowohl den ersten Impuls als den letzten Ausschlag gegeben habe.

49) Beiträge zur vaterländischen Geschichte V, S. 300.

50) Herzog, Ökolampad II, S. 132.

51) Fridolin Ryff, Basler Chroniken I, S. 77.

52) a. a. O. S. 80 ff.

53) Ökolampad an Capito, 13. Febr. 1529. Gerdesii, hist. ref. II, S. 140.

PETER MALENSTEIN.

JÜNGSTES GERICHT.

Ehemals in der Barfüsserkirche zu Basel.

STUDIEN ZUR GESCHICHTE DER BASLERISCHEN MALEREI DES SPAETERN MITTELALTERS.

VON

DANIEL BURCKHARDT.

Das Basler Jahrbuch enthielt vor einigen Jahren die farbenprächtige Schilderung einer »Charwoche im alten Basler Münster«; des genauesten wurden wir über das kirchliche Gepränge unterrichtet, das sich vor Zeiten in der ehrwürdigen Nacht unseres vornehmsten Gotteshauses abspielte; von Altar zu Altar folgten wir dem feierlichen Rundgang der Cleriker und lauschten dem Gesang ihrer Hymnen.

Mancher Leser dieses gehaltvollen Aufsatzes hat sich wohl mit Hilfe seiner Phantasie ein Bild von der einstigen künstlerischen Ausstattung des Münsters und dessen zahlreicher Nebenbauten geschaffen; er wird auch nicht ohne gerechten Zorn der barbarischen Bilderstürmer gedacht haben, die 1529 der kirchlichen Kunst Basels den Todesstoss versetzten. Nur wenige sorgsam behütete Reste zeugen heute noch von der verschwundenen Pracht der einstigen Kirchenzierden Basels; fast ausnahmslos gehören aber diese in ihrer Art oft künstlerisch hochbedeutenden Werke der Kleinkunst an, während die Schöpfungen der Malerei bis auf wenige rein dekorative Arbeiten heute beinahe gänzlich verschwunden sind.

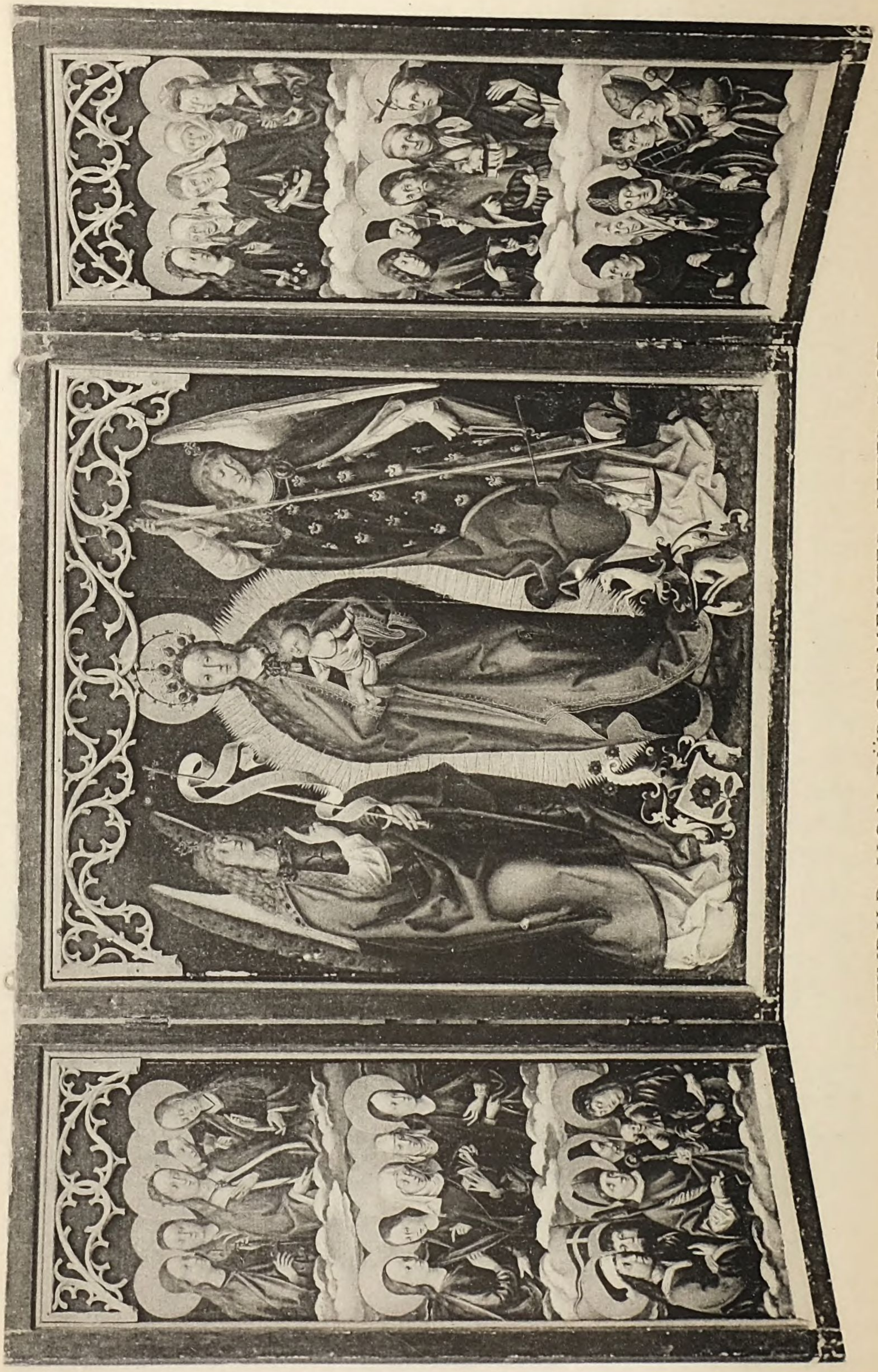
Sicherlich nahm aber unsere heimatliche Malerschule nicht die geringste Stelle im deutschen Kunstleben des ausgehenden Mittelalters ein, wissen wir doch, dass die beiden grössten deutschen Meister, Dürer und Holbein, auf ihrer Gesellenwanderung in Basel anhielten, wobei der erstere etwas mehr als ein Jahr in unsrer Vaterstadt Aufenthalt nahm, der letztere aber sogar Bürger wurde und lange Zeit hindurch in den Mauern Basels thätig war.

Versuchen wir in den folgenden Zeilen, die mittelalterliche Malerei Basels rasch zu überblicken, um dann an der Schwelle des neuen Zeitalters bei einem besonders hervorragenden Denkmal Halt zu machen, das einen Markstein in der Geschichte unsrer heimatlichen Kunst bildet und unsere Kenntnis von der baslerischen Kunstübung längst vergangener Zeiten erheblich fördern wird.

* * *

Die Geschichte der baslerischen Malerei beginnt erst sehr spät, da das Erdbeben von 1356 bis auf eine einzige Ausnahme sämtliche Spuren frühmittelalterlicher Kunstübung vernichtet hat. Kaum hatten sich aber Basels Bewohner von den furchtbaren Folgen des gewaltigen Naturereignisses erholt, so gingen sie mit bewunderungswertem Mut an das grosse und schwere Werk, ihre zerfallene Vaterstadt wieder aufzubauen. Stattlicher noch denn zuvor begannen sich die Gotteshäuser aus den Trümmern zu erheben; schon am 25. Juni 1363 feierte Bischof Senn von Münsingen das erste Hochamt im neu hergestellten Münster. Immerhin mag es lange gedauert haben, wohl bis ans Ende des Jahrhunderts, bis die Neubauten so weit fortgeschritten waren, dass an die übliche malerische Ausschmückung der Räume gedacht werden konnte.

Die ersten nach dem Erdbeben entstandenen Gemälde-Cyclen — die Bilder der Münstercrypta und der Westwand der Barfüsserkirche — sind künstlerisch wenig bedeutsam, fast könnten wir glauben, dass sie ursprünglich nur vorübergehenden Dekorations-



VOTIVBILD VON BÜRGERMEISTER PETER ROT.

Privatbesitz Basel.

zwecken zu dienen hatten; ihr Stil ist noch sehr altertümlich und trotzdem spricht manch einzelner Zug dafür, dass das Alter der Gemälde ein verhältnismässig geringes ist; an kleinen stilistischen Merkmalen glauben wir auch zu erkennen, dass diese alten Meister sich ihre Vorbilder aus fremden Bilderhandschriften holten, zu diesem Schritte gezwungen, da die Entwicklung der einheimischen Malerei durch das Erdbeben jäh unterbrochen worden war.

Diese unsre Mutmassung findet auch eine urkundliche Bestätigung: 1418 liess der Rat die schon längst zerfallene, vor dem Riehenthor gelegene Kapelle »zum elenden Kreuz« nach dem Muster der Karthause zu Dijon durch den Schlettstadter Maler Hans Tiefenthal ausmalen; die Art der Ornamentierung der Wände »mit Tieren und Pfauen«, wie sie das Verding vorschrieb, erinnert ganz deutlich an die Übung der gleichzeitigen burgundischen Miniaturmaler.

Noch bis in die ersten Jahre des Konzils befanden sich weitaus die meisten Basler Maler in den Banden der Tradition des XIV. Jahrhunderts.

Verschiedene Wandbilder, Miniaturen und Glasmalereien [1]) geben uns deutliche Kunde von den Kirchengemälden unserer Vaterstadt, welche dem feinsinnigen Aeneas Silvius a. 1438 so wenig zugesagt haben.

Mit überschlanker, schmächtiger Körperbildung, in seltsam gezierter Haltung, — der Oberkörper wiegt sich meist in den Hüften — in schleierartige Stoffe gekleidet, deren sanfte Falten die Umrisse des Körpers durchscheinen lassen, so treten die Heiligengestalten dieser alten Baslermeister uns entgegen. Rechnen wir dazu noch den süsslichen, weltfremden Ausdruck der Gesichter, die sehr bunte und unharmonische koloristische Behandlung, welche z. B. das späteste und beste Werk dieser frühen Gruppe baslerischer Malereien, den noch erhaltenen »Tod Mariæ« zu St. Martin vollständig ungeniessbar macht, so haben wir ein getreues Bild vom künstlerischen Können der in den ersten Jahren des Konzils thätigen Basler Maler gegeben.

Das bunte und vielbewegte Leben während der Kirchenversammlung sollte aber nicht ohne tiefgehenden Einfluss auf die Kunst bleiben. Neue künstlerische Aufgaben, zu deren Lösung man mit der alten Schablone nicht auskommen konnte, traten jetzt an die Meister. — Es ist sicher ein Zeichen neuer Zeit, dass es ein Maler a. 1440 wagen konnte, am Rheinthor den Einzug des Procop abzumalen; hier galt es mit eigenen Augen die Natur zu beobachten, denn für die Schilderung einer Hussitenschar wussten die mittelalterlichen Malerbücher keinen Rat.

Das junge Karthäuserkloster jenseits des Rheins scheint damals eine Hauptstätte baslerischer Kunstthätigkeit gewesen zu sein. Der erste greifbare Basler Maler, Meister Lawlin, begegnet uns 1441 in diesem Kloster, woselbst er den sogen. kleinen Kreuzgang mit Scenen aus der St. Brunolegende schmückte.[2]) Mühsam nur ringt sich der Meister vom mittelalterlichen Schema los, doch gelingt es ihm bereits, eine perspektivisch richtige Landschaft zu zeichnen, auch manche seiner figürlichen Typen weiss er der Natur abzulauschen; die Proportionen seiner Gestalten sind korrekt, die Bewegungen der Körper gleichmässig und natürlich.

Noch ehe im Kreuzgang Meister Lawlin, der noch mit einem Fusse im Mittelalter steht, arbeitete, war in der Schreibstube der Karthause Heinrich von Vullenho aus Utrecht thätig, eine dreibändige mit Miniaturen gezierte Bibelabschrift zu erstellen. Schon 1435 war der erste Band vollendet, unter dessen Bildern vornehmlich die Gestalt eines schreibenden St. Hieronymus höchlichst überrascht. Die Darstellung des heil. Kirchenvaters ist vollständig genrehaft: Ein freundlicher, ganz nach vorne gewendeter Greis sitzt an seinem Pult und hält sinnend, die Feder in der Hand, im Schreiben inne.

Unbedingt müssen wir dem Bildchen das Lob zollen, das edelste Werk baslerischer Malerei aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu sein. Bis aufs kleinste Detail der Schreibtisch-

Utensilien ist die Miniatur naturwahr ausgeführt; besonders der prächtige mit weissen Lichtern modellierte Kopf des Heiligen ist in seiner glücklichen Charakteristik ein kleines Meisterwerk. Wer hat aber dieses Bildchen geschaffen? Selten nur begegnet uns wieder die gleiche Hand unter den Bildwerken der Vullenho-Bibel; die Mehrzahl der übrigen Illustrationen ist brav aber handwerksmässig nach der Schablone der weit verbreiteten Prager Bilderhandschriften ausgeführt, wenn sie auch daneben von Zeit zu Zeit den Einfluss des Hieronymusbildes zeigt.

Am liebsten würden wir an Vullenho selbst als den Schöpfer der Malerei denken, lag doch seine Heimat Utrecht der Stätte nahe, wo Hubert und Jan van Eyk ihre gewaltigen Werke schufen. Lässt sich aber der Schreiber einer Handschrift ohne weiteres mit dem Illustrator derselben identifizieren? Wir stehen hier vor einem Rätsel, deren unsere heimatliche Kunstgeschichte manches birgt.

Von jetzt an ist die Entwicklung der baslerischen Malerei einige Jahrzehnte lang stetig im Wachstum begriffen. Rascher noch denn anderswo geschah der Fortschritt auf der eben eingeschlagenen Bahn lebendiger Naturwahrheit, besass doch offenbar Basel keinen grossen Meister der älteren Richtung, dessen Kunstweise noch lange Jahre hindurch als erste künstlerische Norm gegolten und sich als starkes Bollwerk gegen den bald mächtig eindringenden niederländischen Einfluss erwiesen hätte.

Schon in der bald nach 1455 gemalten Legende des Vincenz Ferrèr in der Predigerkirche [3]) und in einem 1456 datierten Wandbild des ehemaligen Augustinerklosters [4]) tritt uns die grosse Wandlung, die sich mittlerweile in der baslerischen Kunst vollzogen, klar vor Augen. Aller mittelalterliche Schematismus in der Behandlung des Figürlichen, der Landschaft und des Beiwerks ist verschwunden und an seine Stelle ist prägnante, fast herbe Individualisierung und strenge Naturwahrheit, die auch vor dem hässlichen nicht zurückschreckt, getreten.

Auch für diese Entwicklungsphase sind wir in der glücklichen Lage, ein sicheres Werk von einem bisher nur aus Urkunden bekannten Meister namhaft machen zu können.[5])

Im Ausgabebuch des sogen. hintern Amtes von 1455/56 finden wir die Notiz: »item als Peter Malenstein der moler das jüngst gericht zu den Barfüssern gemolet hat, dem ist geben 2 lb 6 sh.«

Eine der zehn Nischen des Langhauses der Barfüsserkirche enthielt nun auch bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts ein jüngstes Gericht mit Stifterfiguren,[6]) dessen Stilweise im Grossen und Ganzen an die 1456 datierte Kreuzigung im Augustinerkloster erinnert; wir haben hier also offenbar das 1455/56 entstandene Gemälde des Peter Malenstein vor Augen.

Malenstein, der 1436—1479 in Basel nachweisbar ist, muss ursprünglich noch der älteren Richtung angehört haben; in unserm Bilde zeigt er sich aber bereits von der neuen Weise stark berührt; als neuartige Züge nennen wir unter vielen anderen nur den grandiosen Faltenwurf der Christusfigur und die realistische Wiedergabe der mit grosser Anstrengung in die Posaunen stossenden Engel.

Schlag auf Schlag folgen sich nun neue Schöpfungen, eine die andere an Kraft und Gediegenheit überbietend.[7])

So entstand bald nach dem Ambrosiustage des Jahres 1460 die höchst lebendige Titelminiatur im Matrikelbuche der Basler Universität: In einem perspektivisch ziemlich korrekt gezeichneten gotischen Phantasiebau, der offenbar das Chor des Münsters darzustellen hat, haben sich vor dem von Ministranten umgebenen Bischof Johann von Venningen der erste Rektor der neuen Hochschule und der Bürgermeister von Basel knieend niedergelassen, um die Verlesung der Stiftungsbulle der Universität anzuhören. Von allen Seiten drängen sich in bunter Menge Professoren, Studenten und neugieriges Volk aller Stände heran, dem feierlichen Akte beizuwohnen.

Jedes einzelne Motiv dieses bedeutenden Werkes ist für Basel eine Errungenschaft.

Ganz nach dem berühmten Muster der grossen flandrischen Meister verlegt der unbekannte Basler Künstler den Vorgang in einen perspektivisch vertieften Innenraum; den epischen Erzählungston des Mittelalters hat er aufgegeben und eine dramatisch reich bewegte Handlung geschaffen; ungemein fein sind die einzelnen Figuren in der mannigfachen Abstufung des Ausdrucks von Staunen und Freude charakterisiert; dies sind nicht mehr die allgemeinen, unpersönlichen Typen der frühern Zeit, sondern greifbare Gestalten aus des Malers nächster Umgebung, die mit all ihren kleinen Eigentümlichkeiten wiedergegeben sind.

Was Göthe einige Jahrhunderte später den Dichtern angeraten, hat der alte Basler Meister bereits zu seiner künstlerischen Losung gemacht:

»Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebts, nicht vielen ists bekannt,
Und wo ihrs packt, da ists interessant.«

An Stelle der frühern idealen Gewandung ist jetzt auch die reiche zeitgenössische Tracht getreten, welche oft zum unschätzbaren Mittel für die Datierung wird.

In diese Entwicklungsphase, die wir ziemlich zutreffend mit »Zeit des niederländischen Einflusses« bezeichnen können, fällt nun auch die populärste aller baslerischen Bilderfolgen: der Todtentanz zu Predigern.

Diese stilistische Zueignung stützt sich vornehmlich auf eine sehr alte, noch dem tiefen XV. Jahrhundert angehörende Kopie (oder Studie?) der Gestalt des Kaufmanns,[8]) ferner auf die mit der genannten Miniatur von 1460 vollständig übereinstimmenden Kostüme des Todtentanzes, dann aber vornehmlich auf die Büchel'schen Aquarellnachbildungen des Klein-Basler Todtentanzes, der offenbar nach dem wohl wenig älteren Vorbilde des Predigerklosters geschaffen worden und bis ins XVIII. Jahrhundert verhältnismässig intakt geblieben ist.

Trotzdem die wenigen erhaltenen Reste des Gross-Basler Todtentanzes in kläglich übermaltem Zustand auf uns gekommen sind und die verschiedenen späteren Kopisten mehr oder minder dem Manierismus ihrer Zeit huldigten, dürfen wir es doch kühnlich aussprechen, dass der Meister dieses Bildercyclus ein hochachtbarer Vertreter seiner Richtung gewesen sein muss; mit wenigen Zügen wusste er jeder seiner Gruppen ein charakteristisches Gepräge zu verleihen, so dass die lange Folge der Darstellungen niemals ermüdend oder monoton gewirkt hat. Im Gegensatz zu den genrehaften Todtentanzholzschnitten Holbeins geht durch das alte Vorbild ein grossartiger, monumentaler Zug, der alles Kleinliche sorgsam vermeidet, niemals wird durch Nebensächliches die Aufmerksamkeit abgelenkt.

Ein geistesverwandter Meister, der rätselhafte Stecher mit dem Monogramm E S lebte damals am Oberrhein; stand vielleicht der Basler Maler in künstlerischer Beziehung zu diesem genialen Stecher?[9])

Zu Beginn der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts war das Kunstleben Basels sehr rege. Verschiedene Urkunden sprechen von grossen Aufträgen, welche an die damaligen Künstler gelangten:[10]) Kirchen und Stadtthore erhalten bildlichen Schmuck, hin und wieder hören wir auch von der Bestellung eines Tafelbildes, stark werden die Meister mit der Polychromierung plastischer Werke beschäftigt.

Wird es wohl je gelingen, ein Werk des Hans Balduff oder des Meisters Gilgenberg aus der Vergessenheit herauszuziehen?

Die junge Universität und in Verbindung mit ihr der Buchdruck, der schon sehr frühe — wohl bereits 1468[11]) — durch einen ehemaligen Gehilfen Gutenbergs, Berthold Ruppel von Hanau, in Basel eingeführt worden war, blieben nicht ohne starken Einfluss auf die Weiterentwicklung unserer heimatlichen Malerei, eröffneten sie doch den Künstlern neue stoffliche Gebiete und begründeten einen neuen Kunstzweig, die Buchillustration.

Schon vor 1463, also mehrere Jahre bevor die ersten Offizinen ihre Druckthätigkeit begannen, hatte sich in Basel der Heiligenmaler Adam von Spir niedergelassen und in der weissen Gasse im Hause »Wurms«, zwischen den Häusern zum Paradies und zum Ölbaum gelegen, Wohnung genommen. Unter »Heiligenmaler«[12]) verstand die damalige Zeit die Verfertiger von Einzelblättern des Holzschnitts, welche in der ältesten Periode vorwiegend Heiligenbildchen (»Helgen«) waren.

Die ersten Erzeugnisse dieses bis in den Sommer 1490 nachweisbaren Adam von Spir waren wohl äusserst rohe Erzeugnisse der Xylographie. Der Meister entwarf seine Zeichnung in einfachen, schweren Umrissen auf den sorgsam geglätteten und mit Kreide überzogenen Holzstock, schnitt dann mit dem Messer die Stellen heraus, welche im Abdruck weiss bleiben sollten. In späterer Zeit waren Zeichner und Holzschneider verschiedene Persönlichkeiten; die Herstellung der Incunabeln des Formschnitts geschah aber sicherlich durch einen und denselben Meister. War der Abdruck des Stocks auf starkem Papier genommen worden, so wurde das nun entstandene Bildchen koloriert, eine Thätigkeit, der sich die alten Heiligendrucker wohl ebenfalls selbst unterzogen, während gegen Ende des Jahrhunderts das Gewerke der Illuminierer und Rubrizierer sich damit befasste.

Es muss der künftigen Forschung aufbehalten werden, unter der Masse der deutschen Einzelholzschnitte die baslerischen Erzeugnisse herauszufinden; bevor wir nicht des näheren über die älteste Papierfabrikation Basels unterrichtet sind und besonders auch die von den Basler »Papyrern« angewandten Wasserzeichen kennen, wird diese Sichtung kaum geschehen können.

Schon im Jahr 1464 erhält Adam von Spir einen Genossen in dem kurz vor 1507 verstorbenen Leonhard Ysenhut[13]), und diese beiden Meister scheinen bis Ende der 1470er Jahre die einzigen oder doch sicherlich die hauptsächlichsten Vertreter ihres Faches in Basel gewesen zu sein.

Besitzen wir nun Werke, die von diesen beiden Heiligenmalern geschaffen sein könnten? Wir möchten diese Frage bejahen.

Die Holzschnitte der ersten illustrierten Bücher, die zu Basel im Laufe der 1470er Jahre in der Offizin des Bernhart Richel gedruckt worden sind, zeigen ausnahmslos die Kunstübung von Heiligenmalern. Noch ist nicht der geringste Versuch gemacht, eine Schattierung mit Hilfe von Schraffen hervorzubringen, starre Linien bilden den Umriss und deuten die Züge des Gesichts, das Schema des Faltenwurfs etc. an. Die Ausführung des einzelnen war vollständig dem Maler überlassen, der übrigens nur in den seltensten Fällen zur künstlerischen Vollendung solcher Holzschnitte vom Verleger beigezogen wurde.

Wie roh die Ausführung solcher Holzschnitte in der Regel war, zeigt die untenstehende Abbildung, welche eine Gruppe

VOTIVBILD VON BÜRGERMEISTER PETER ROT.

Äusserer Flügel, Ausschnitt.

Privatbesitz Basel.

aus dem Urteil Salomonis (in Richels »Spiegel menschlicher Behaltnisse«, Basel 1476) wiedergiebt. Gelingt es uns aber von der elenden Technik des Schnittes abzusehen, so wird uns die recht gute Zeichnung und die nicht unfeine Naturbeobachtung fesseln. Das Kindchen auf dem Arm der Schergen, welches mit rührend naiver Geberde, das drohende Unheil nicht ahnend, sein Fingerchen in den Mund steckt, wurde von einem oberrheinischen Heiligenmaler später kopiert und mit leichter Änderung als Illustration eines »Neujahrswunsches« verwendet. Das Kostüm der Figuren erinnert noch an burgundische Moden, das 1476 schon ziemlich veraltete »Zaddelwerk« am Kopfputz der Frau deutet vielleicht darauf hin, dass die Holzschnitte nicht sofort nach ihrer Vollendung verwendet worden sind.

Die bessern Holzschnitte der Richelschen Publikation zeigen unverkennbare Verwandtschaft mit der oben besprochenen Miniatur des Matrikelbuches, sie gehören zu den charakteristischesten Basler Erzeugnissen aus der »Zeit des niederländischen Einflusses« und dürften wohl das beste sein, was der Basler Holzschnitt vor Beginn der 1490er Jahre zu Stande gebracht; als ihre Meister haben also entweder Adam von Spir oder Ysenhut zu gelten.

Beide Heiligenmaler haben sich später zu selbständigen Druckerherren emporgearbeitet. In Ysenhuts Offizin erschienen ums Jahr 1489 zwei illustrierte Werke [14]), deren Bilderschmuck jedoch nach älteren Ulmerdruckern kopiert ist und somit nichts zur Charakteristik des Meisters ergiebt. Von Adam von Spir wissen wir, dass er gegen Ende seines Lebens »Bettbücher im Churer Bysthumb« gedruckt hat.[15]) Die Werke selbst, die vielleicht Holzschnitte enthielten, sind verschollen.

* * *

Diese kleine Abschweifung auf das selten begangene Gebiet ältester Basler Buchillustration hat uns gezeigt, dass in unserer Vaterstadt am Ende der 1470er Jahre auf allen Gebieten der zeichnenden Künste ein ernstes Streben nach Naturtreue wahrnehmbar ist;

gross ist aber das Schönheitsgefühl der damaligen Meister nicht gewesen; es hat ihnen auch zumeist die Gabe gefehlt, ihren Schöpfungen Geist und Empfindung des Ausdrucks zu verleihen; ihr Streben galt nur der genauen Nachahmung der äussern Dinge, packende Charakteristik erschien ihnen als die Hauptsache.

Eine starke Reaction gegen diese Auffassung beginnt sich bald geltend zu machen. Janitscheks »Geschichte der deutschen Malerei« behandelt diesen Umschwung in einem inhaltreichen Kapitel mit der treffenden Überschrift »neue Wege zu alten Zielen«: alle bisherigen Errungenschaften werden schliesslich wieder in den Dienst der mittelalterlichen Gefühlsweise gestellt; Martin Schongauer von Kolmar war der Meister, in welchem nochmals die Idealität der alten Zeit auflebte; als Erbteil seiner künstlerischen Vorgänger besass aber Schongauer offene Augen für die Natur und alle Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens; die guten Seiten zweier grundverschiedener Kunstrichtungen hat er in seiner reifen Zeit zu vereinigen verstanden und damit Werke geschaffen, deren reizvoll eigenartiger Stil auch in unserer Vaterstadt sehr bald Aufsehen erregte und zur Nacheiferung anspornte.

Es waren vornehmlich Schongauers zahlreiche Kupferstiche, welche die neue Kunstweise rasch allerorts verbreiten halfen; in Basel wurde diesem Stil noch durch ein besonderes Moment frühzeitig Eingang verschafft: Schon a. 1482 hatte hier ein Bruder des grossen Martin Schongauer, der Goldschmied Georg, Aufenthalt genommen und damit eine lange Reihe von Beziehungen zwischen der Kolmarer Werkstatt und der Basler Schule eröffnet.[16]) Nicht nur örtliche Nähe, sondern auch persönliche Bande verknüpften also die beiden bedeutendsten Kunstcentren des Oberrheins. Sämtliche Brüder Martin Schongauers haben zeitweise in Basel geweilt; von Martin selbst ist vorläufig nur eine einmalige, wohl vorübergehende Anwesenheit urkundlich bekannt, doch findet sich im Matrikelbuch der Basler Universität eine 1486 datierte Miniatur, die seine Hand

verrät und wohl kaum das einzige für unsere Vaterstadt geschaffene Werk des grossen Meisters gewesen ist. Haben die reichen Zünfte, die prachtliebenden Stifte und Klöster doch gewiss ihre Ehre darein gesetzt, eine Schöpfung des berühmten benachbarten Malers in ihren Kapellen zur Aufstellung bringen zu können.

Bis auf das kleine, ebengenannte Denkmal ist die ganze Pracht Schongauerscher Malereien heute verschwunden; auch der von seinen Zeitgenossen[17]) oft und viel gerühmte Goldschmied Georg Schongauer hat keine sicher beglaubigten Werke hinterlassen, wir müssten uns denn entschliessen, eine Gruppe von Kupferstichen — grösstenteils nach Handzeichnungen Martin Schongauers ausgeführt — als Arbeiten dieses Goldschmieds anzuerkennen.[18])

Neben den längst verschollenen Originalwerken Martin Schongauers boten, wie bereits bemerkt, die zahlreichen Stiche des Kolmarer Meisters fast ein Jahrhundert über eine unerschöpfliche Fundgrube von Kompositionen für die oft erfindungsarmen Basler Künstler. Ohne das Vorbild von Schongauers Kupferstich-Passion wären die Wandmalereien der St. Ulrichskapelle und der Muttenzerkirche unmöglich gewesen;[19]) der ziemlich fertige Schöpfer der Wandgemälde zu St. Peter[20]) (Sakristei) lehnte sich ebenfalls — besonders bei den Evangelisten-Symbolen in den Zwickeln des Deckengewölbes — mehrfach an Schongauersche Stiche an; die Milde und Weichheit der von ihm selbständig geschaffenen Typen zeigt, dass der Meister nicht nur äusserlich zu Schongauers zahllosen Nachahmern gehörte, sondern dass er auch etwas vom Geist des gewaltigen Zeitgenossen besessen.

Besser aber noch als diese umfangreichen Bildercyclen, die meist nur ganz handwerksmässig hergestellt wurden und oft auch unter dem Unbill der Zeitläufte hart zu leiden hatten, lässt uns ein wohlerhaltener Flügelaltar die damalige Kunstweise, wie sie von begabten Meistern geübt wurde, erkennen, er zeigt uns auch, dass die tüchtigen Maler des alten Basel trotz der mannigfachen Einflüsse von aussen doch ihre Eigenart nie ganz aufgegeben haben.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts befand sich in der Bildergallerie des markgräflichen Hofes zu Basel ein Triptychon, das sicherlich eines der wertvollsten Denkmäler einheimischer Kunstübung ist. Das Altarwerk wurde 1808 bei der grossen Versteigerung der markgräflichen Sammlung einem baslerischen Kunstfreund zugeschlagen, in dessen Familienbesitz es sich heute noch befindet.[21])

Das ungefähr meterhohe Mittelstück des Flügelaltars wird entgegen oberrheinischem Brauch nicht durch eine Holzschnitzerei, sondern durch ein Gemälde gebildet, das die Gestalten des Erzengels Gabriel, der Madonna mit dem Kind und des Erzengels Michael — alle in ganzer Figur — zeigt. (Die beigegebenen Lichtdrucke entheben uns einer eingehenden Beschreibung). Die Innenseite jedes Flügels enthält drei durch horizontale Wolkenschichten getrennte Reihen mit den Halbfiguren von je fünf männlichen oder weiblichen Heiligen.[22]) Eine einzige Komposition erstreckt sich über die Aussenseiten der Flügel: die Auferstehung Christi. Bevor wir den Stilcharakter dieses kostbaren Werkes näher prüfen, suchen wir die ungefähre Zeit seiner Entstehung festzustellen.

Zu Füssen der Madonna erblicken wir zwei Wappenschilde mit Helm, Kleinod und Decke: es sind die Wappen der Familien Rot und von Rümlang; offenbar verdankt also das Triptychon seine Entstehung dem aus den Burgunderkriegen bekannten Bürgermeister Peter Rot, Gatten der Margaretha von Rümlang.[23])

Ist nun aber der 1487/1488 verstorbene Peter Rot selbst Stifter des Bildes oder haben wir es nur mit einem ihm zu Ehren von seinen Söhnen errichteten Epitaph zu thun? Die deutsche Kunstgeschichte lehrt uns, dass die Erben oft lange mit der Erstellung solcher Epitaphien zögerten, so malte beispielsweise Hans Holbein d. Ä. sein »Schwartzsches Votivbild« etwa dreissig Jahre nach dem Tode des Bürgermeisters Ulrich Schwartz.

Vielleicht giebt uns das Gemälde selbst eine Antwort auf die kunstgeschichtlich wichtige Frage der Datierung.

Wir wissen, dass Peter Rot a. 1453 eine Pilgerfahrt zum heil. Grab gethan hatte; später gelangte Rot in seiner Vaterstadt rasch zu Amt und Ehren, wurde 1455 zum erstenmal Bürgermeister und war Führer des baslerischen Fähnleins bei Grandson und bei Murten. Er starb, wie bereits bemerkt, 1487 oder 1488.

Seltsamerweise beziehen sich nun die beiden zunächst ins Auge fallenden Darstellungen des Altarwerkes nicht auf die kriegerischen Thaten, sondern auf die Pilgerfahrt des Bürgermeisters.

Die Aussenseiten der Flügel enthalten einen an diesem Ort sonst ganz ungebräuchlichen Gegenstand: Das heilige Grab. Schon Aug. Bernoulli hat die Ansicht ausgesprochen, dass diese Komposition eine Anspielung auf die Wallfahrt des Bürgermeisters sein dürfte. Das Bild des Schreins zeigt die Madonna, assistiert von den beiden Erzengeln Gabriel und Michael. Auch diese grosswürdigen Gestalten sollten an die beschwerliche aber ohne Gefährde zurückgelegte Pilgerreise des Bürgermeisters erinnern, galten doch dem gläubigen Volke die heiligen drei Erzengel als die willkommensten Reisebegleiter. Offenbar gründet sich dieses Patronat auf die Geschichte des Tobias, an dessen Fahrt der Erzengel Raphael teilgenommen; in Erweiterung des biblischen Textes haben die Maler des XV. Jahrhunderts bei der Schilderung der Reise des Tobias auch Gabriel und Michael beigezogen, wie wir es z. B. auf dem bekannten Bilde des Verrocchio in der Florentiner Akademie wahrnehmen können; in unserm Falle nun hat der Meister (resp. der Besteller) in ziemlich gedankenloser Weise sogar auf die Darstellung des Erzengels Raphael verzichtet und lediglich die weit populäreren Gestalten von St. Gabriel und St. Michael angebracht.

In zweifacher Weise deutet also unser Triptychon auf die Pilgerreise Rots hin: es ist somit ein Votivbild, das der fromme Basler kürzere oder längere Zeit nach glücklich vollbrachter Fahrt anfertigen liess, denn es wäre wohl gekünstelt anzunehmen, dass die Söhne Rots erst nach dem Tode ihres Vaters, also fast vierzig

Jahre nach dessen Heimkehr aus dem heiligen Land, dieses Ex-voto gestiftet hätten. Das Bild ist also vor 1487 resp. 1488 entstanden; seine nähere Datierung kann jedoch nur auf kunstkritischem Wege geschehen.

Ein Blick auf die malerische Ausführung des Altarwerkes zeigt uns den gewaltigen zwischen ihm und den vielen bis jetzt genannten Wandbildern bestehenden Unterschied. Hier gröblich ausgeführte Schildereien, die fast nur in mit Farbe ausgefüllten Umrissen bestehen, dort ein fein gearbeitetes Kabinetstück,[24]) in welchem der Meister mit vielem Geschick durch Abstufung von Licht und Schatten das Figürliche plastisch gebildet hat. In ungemein harmonischer Weise sind die Farben kombiniert; die koloristischen Unterschiede zwischen diesem Meisterstück baslerischer Malerei und den Erzeugnissen der oberrheinischen Schule Schongauers sind beträchtlich und auffallend. Die hellen, bunten, oft schillernden Farben der Kolmarerschule: giftiges Maigrün, himmelblau, hellrot treffen wir nirgends; dunkle, gebrochene Farben, besonders ein tiefes blaugrün, sind auf dem Rotschen Bilde vorherrschend. Die rein zeichnerische Ausführung der Köpfe ist aufgegeben, an Stelle der an Kupferstecher-Technik gemahnenden Schraffierungsweise der Nachfolger Schongauers ist, wie schon bemerkt, eine Modellierung durch bräunliche mit dem breiten Pinsel aufgetragene Schatten getreten.

Immerhin hat aber unser Meister dennoch manches der Schule Schongauers abgesehen. Die lieblichen, zarten Mädchenköpfe der jugendlichen weiblichen Heiligen verdanken ihre Entstehung wohl der berühmten Kupferstichfolge Schongauers, den klugen und thörichten Jungfrauen; auch die würdevollen, charakteristischen männlichen Typen, besonders der prächtige Patron des Stifters, Petrus Martyr (rechter Flügel, mittlere Reihe), sind von Schongauers Geiste berührt. Glücklich hat unser Maler manche Mängel der Schongauerschen Formengebung zu vermeiden gewusst, nirgends begegnen

wir der unschönen, knolligen Gesichtsbildung des Kolmarer Meisters; an Stelle der kreisrunden bei Schongauer beliebten Kopfform der weiblichen Heiligen wendet unser Meister eine ovale, etwa an Typen Rogiers gemahnende Form an; auch die unnatürlichen Hände der Schongauerschen Persönlichkeiten mit den überaus langen, knöchernen Fingern finden wir nicht, dafür eine aristokratische Hand mit vollen, wenn auch immer sehr langen Fingern. Durch das meisterhafte Spiel der Hände seiner Heiligen hat der Basler Maler jede Monotonie in seinen sechs Halbfiguren-Kompositionen zu vermeiden gewusst. (Besonders charakteristisch für den Stil der Schongauerschen Schule ist der beigegebene »Tod von St. Ursula.« Die Verschiedenheiten zwischen direkten Schülern Schongauers und unserm Basler Meister werden durch das Vergleichen der beiderseitigen Kompositionen leicht zu Tage treten.)

Manche Einzelzüge unseres Altarwerkes sind aber Schongauer fremd und weisen auf niederländische Art hin. Schon die rein äusserliche Wahrnehmung, dass sich die Figuren des Mittelstückes und der Innenseiten der Flügel nicht vom gewohnten damascierten Goldgrund abheben, muss uns bei einem am Oberrhein entstandenen Gemälde befremden; auch die Mittelgruppe mit der ganz von vorne gesehenen heiligen Jungfrau überrascht uns: jeder mütterliche Zug fehlt dieser Madonna, das Spiel des lebhaften Kindes lässt sie teilnahmlos; Schongauer hat es auf seinen Madonnenbildern nie unterlassen, eine enge handelnde Verbindung zwischen Mutter und Kind herzustellen. Deutlicher noch zeigt die Komposition der Flügel-Aussenseiten Annäherung an niederländische Art. Die ziemlich herb gebildeten Engel und heiligen Frauen, der schlitzäugige, für starke Untensicht berechnete Kriegerkopf weisen nicht auf die Schongauersche Richtung hin, wohl aber sind sie für die ältere, unter niederländischem Einfluss stehende Übung charakteristisch. Ganz ähnliche Typen treffen wir bei dem Vorgänger Schongauers, dem uns schon bekannten Kupferstecher E. S.

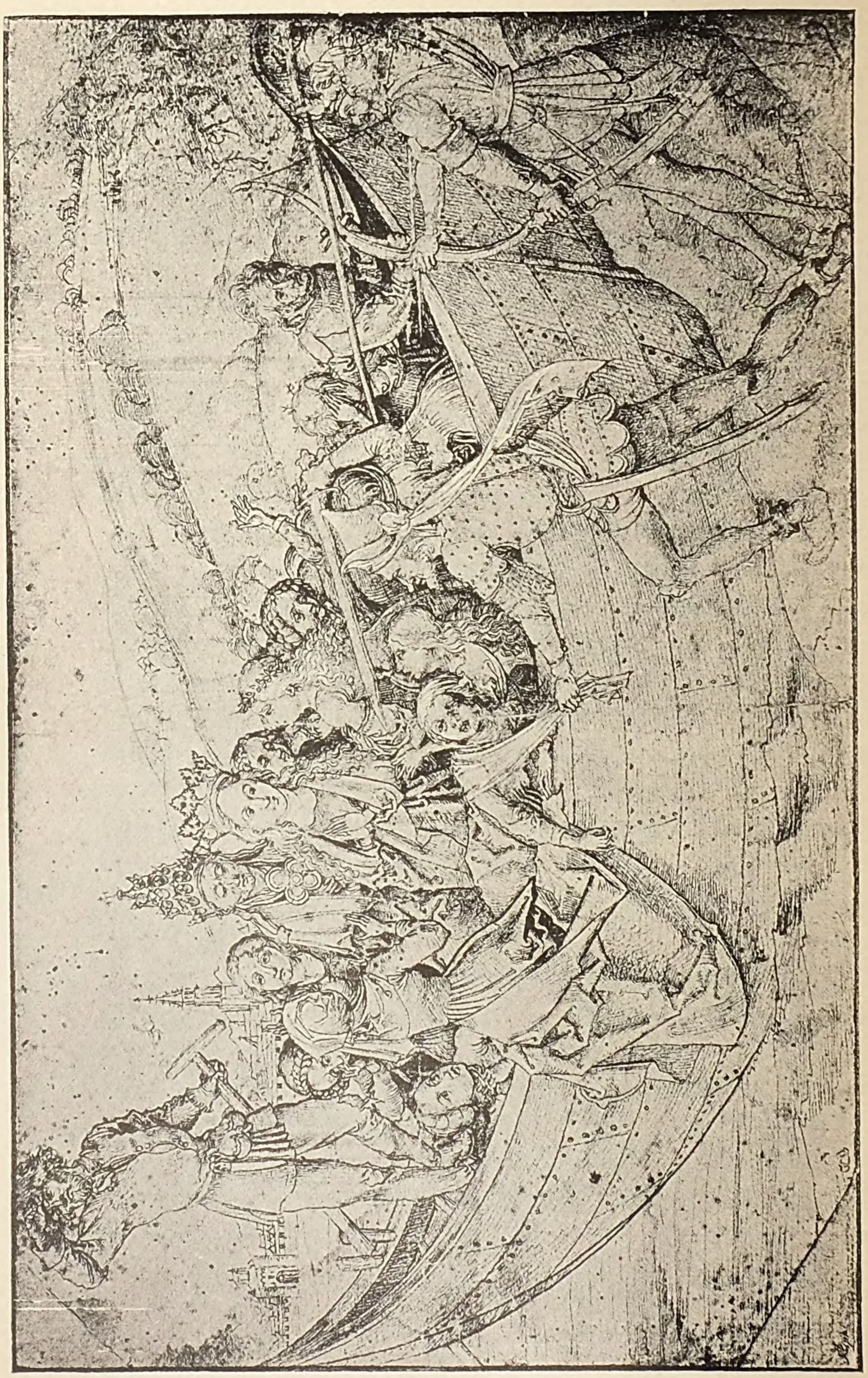
Herrlich aber und jedes Lobes wert ist die einzigartige Landschaft der Aussenseite; kaum hat die oberrheinische Kunst je ein ähnliches Werk geschaffen.

Kämmerer bemerkt in seiner trefflichen Monographie über »die Landschaft in der deutschen Kunst«, dass »das Betonen des zeichnerischen Elementes gegenüber dem Malerischen die deutschen Schulen von den niederländischen unterscheide.« Auf unser in deutschen Landen entstandenes Altarwerk passt diese These nun aber ganz und gar nicht. Die ungemein breite Ausführung des Landschaftsbildchens im Hintergrunde der Auferstehungsscene steht im schärfsten Gegensatz zu allem, was die deutschen Schulen des XV. Jahrhunderts hervorgebracht haben. Das ganz anspruchslose Motiv seiner kleinen Landschaft hat unser Meister offenbar aus dem hügeligen Gelände der elsässischen Nachbarschaft Basels, etwa aus der Gegend von Ober-Michelbach entlehnt. Eine mit Bäumen und Gebüschen bestandene Ebene wird von einigen sanft ansteigenden Hügelketten durchzogen, ein höheres Gebirge schliesst den Horizont ab. Aus dem Obstgarten des Mittelgrundes blickt uns ein freundliches Haus an, vor dessen Thor zwei Männer Zwiesprache halten, ein dritter Mann treibt seinen Esel dem Hause zu.

Die Ausführung hat auf jeden koloristischen Effekt verzichtet; der Vordergrund ist bräunlich gehalten, die Färbung geht nach und nach in zartes, duftiges Blau über, das sich leicht vom hellen Horizonte abhebt.

Nur Einzelheiten, wie die kugelige Form der Bäume und Gebüsche erinnern noch an Schongauer; der Kolmarer Meister hat aber nie ein Auge für die anspruchslosen landschaftlichen Reize seiner Heimat besessen; bizarren Felsformationen brachte er grösseres Interesse entgegen als den friedlichen Thälern seines Vaterlandes.

Auch die Mehrzahl der niederländischen Landschaftsbilder mit ihrem künstlich konstruierten reichen Aufbau bietet nichts, das mit unsrer Komposition verwandt wäre; am ehesten nähert sich



SCHULE SCHONGAUERS.

Tod der hl. Ursula.

Albertina Wien.

unserm Bilde die Auffassung des Hans Memling, der — besonders bei den landschaftlichen Hintergründen seiner verschiedenen Madonnendarstellungen — stets höchst bescheidene Kompositionsmotive wählte, seine Hauptaufgabe aber in reizvoller Stimmung suchte.

Der Rotsche Flügelaltar zeigt also einesteils Anklänge an Schongauersche Kunstweise, andernteils nähert er sich stark dem seit Mitte der 1450er Jahre in Basel herrschenden niederländischen Stil. Vielleicht gehörte also der Meister ursprünglich der älteren Richtung an und geriet in seinem Alter in gewisse Abhängigkeit von Martin Schongauer, dessen Einfluss sich um die Mitte der 1480er Jahre in Basel zu verbreiten begann. Rot hat also augenscheinlich erst in seinen letzten Lebensjahren zum Dank für die göttliche Bewahrung während seiner vor langer Zeit vollbrachten Pilgerfahrt den Altar gestiftet.

Wie die Mehrzahl der Votivbilder hatte das Triptychon jedenfalls später als Epitaph des Bürgermeisters zu dienen und mag so ein halbes Jahrhundert hindurch eine hervorragende Zier der Barfüsserkirche[25]), der Grabstätte Peter Rots, gebildet haben; seiner Aufstellung im Gotteshause der Barfüsser verdankt auch das Kunstwerk seine Erhaltung bis auf den heutigen Tag. Gehörte doch die Barfüsserkirche zu denjenigen Gotteshäusern der Stadt, deren »Kilchenzierd« einige Monate vor dem eigentlichen Bildersturm auf geordnete Weise durch »unsrer Herren Werkleuth gerumbt« wurde.[26])

Der Name des Meisters unseres Altarwerkes wird wohl stets im Dunkel bleiben; der Maler war jedenfalls einer der tüchtigsten Basler Künstler damaliger Zeit und scheint auch viel beschäftigt gewesen zu sein. Ein Blick auf die Halbfiguren der innern Flügelseiten zeugt deutlich, dass auch die Nummern 81—84 unserer Gemäldesammlung im Museum, die Heiligen Dorothea, Margaretha, Barbara und Katharina, Werke dieses trefflichen Künstlers sind.

So besass also die Basler Malerschule des letzten Viertels des XV. Jahrhunderts einen Vertreter, der sich wohl neben Schühlein,

Wolgemut oder Zeitblom zeigen durfte; auch das verwandte Handwerk der Goldschmiede mag durch Georg Schongauer zur Blüte gekommen sein. Weniger gut stand es um die Bücher-Illustration. Wiewohl in den grossen Offizinen wacker gedruckt wurde, ist doch kein Prachtwerk mehr erschienen, das dem »Spiegel menschlicher Behaltnisse« annähernd zu vergleichen wäre. Es war dem jungen Albrecht Dürer vorbehalten, den Holzschnitt mit neuem Leben zu erfüllen.

Aus einer zeitgenössischen Quelle[27]) erfahren wir, dass der geniale Nürnberger Künstler 1492 als Wandergesell in Basel anhielt, herbeigezogen durch den grossen Ruf des Goldschmiedes Georg Schongauer. Ob Dürer auch zu Basler Malern in Beziehung getreten, verschweigt zwar diese alte Quelle. Die ganze künstlerische Art des jungen Nürnbergers klingt aber so stark an die Übung der oberrheinischen Maler an, dass wir wohl annehmen dürfen, Dürer habe während seiner Basler Zeit nicht bloss gegeben, sondern auch genommen.

Schon aus dem Jahre seiner Ankunft in Basel, 1492, besitzen wir den Titelholzschnitt der Kessler'schen Ausgabe der Hieronymusbriefe, dessen noch erhaltener Stock auf der Rückseite Dürer's vollen Namen trägt. Damit hat ein neuer Aufschwung in der Basler Bücher-Illustration begonnen. Dürer schuf bis zum Frühjahr 1494 in unserer Vaterstadt eine Reihe von Werken, die bereits den Keim seiner künftigen Grösse zeigen; die alten, matt gewordenen Karten- und Heiligenmaler raffen sich wieder auf, um im Verein mit dem genialen jungen Meister auch ihre ganze Kraft einzusetzen. So finden wir während der Jahre 1492—1494 eine kurze Blütezeit des Basler Holzschnitts, der aber leider der Weggang des jungen Nürnbergers ein rasches Ende bereitete.

Der Beginn des XVI. Jahrhunderts fand die Baslerische Malerei noch immer im Banne der Schongauer'schen Weise. So ist das hübsche, 1509 entstandene Grabbild der Barbara Jungermann (öffent-

liche Kunstsammlung No 87) ganz und gar im Geiste des grossen Kolmarer Meisters geschaffen; die reizende Landschaft des Hintergrundes erinnert noch leise an den Maler des Rot'schen Altarwerkes.

Ein gewisser Hang zum Derben beginnt sich mit der Zeit auch unter den kirchlichen Malereien bemerkbar zu machen, vielleicht dürfen wir hierin den Einfluss des kecken Illustrators und Goldschmieds Urs Graf erkennen. Es ist auch erwiesen, dass ein Werk des Graf nahe verwandten Berner Malers Nikolaus Manuel in einem Wandbild der Muttenzer Kirche Verwendung gefunden hat.

Nur kurz durften wir diese letzten Erzeugnisse der Basler Schule noch berühren, denn bereits stehen wir an der Schwelle der neuen Zeit. Wenige Jahre nur trennen uns von der Ankunft des jungen Holbein.

Bei welchem Basler Meister hat der siebzehnjährige Holbein wohl anfänglich gearbeitet? Wie stand es um das Kunstvermögen dieses Meisters? Vielleicht gelingt der künftigen Forschung einst die Beantwortung dieser Fragen, durch welche ein nicht unwichtiges, kunstgeschichtliches Rätsel gelöst und mancher fremdartige Zug in Holbeins ersten Basler Werken erklärt würde.

Quis poma aurea tanget?

---

[1]) Datiert oder datierbar sind folgende in diese Periode fallende Werke Baslerischer Malerei:

[1]) Wandgemälde in der Nicolauskapelle beim Münster: St. Johannes Ev., St. Georg, St. Johannes Bapt., St. Anton, St. Dorothea, St. Margaretha, St. Christoph. Das zwischen St. Georg und Johannes Ev. gemalte Wappen der Familie Rot lässt uns erkennen, dass diese Gemälde wohl einst zum Epitaph des Götzmann Rot gehörten, der ums Jahr 1430 starb und in der Nicolauskapelle beigesetzt wurde. (Erhalten sind diese Bilder in getreuen Kopien von Eml. Büchel).

[2]) Brevier des Bischofs Friedrich ze Rhin: 1438.

[3]) 3-bändige Bibel des Carthäusers Vullenho: 1435, 1443, 1445.

4) Todtenschilde der einstigen Carthause (jetzt in der Waisenhauskirche) 1433.

5) Glasgemälde der Carthause mit St. Johannes Ev. (jetzt in der Waisenhauskirche): der Baugeschichte des Klosters nach kaum vor 1430 entstanden.

Auf Grund dieser datierten Werke müssen folgende Wandgemälde ebenfalls in den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts entstanden sein:

6) Verspottung Christi und Einzelfigur des Schmerzensmannes. (Einst in der vordern Crypta des Münsters, erhalten in Kopien von J. J. Neustück.)

7) St. Christoph, Geburt Christi und Verkündigung der Maria. (Einst im Langhaus der Theodorskirche, erhalten in Kopien von Neustück.)

8) Fürbittender Christus vor Gott-Vater. (Einst im Langhaus der Martinskirche, erhalten in einer Kopie von Emanuel Büchel.)

9) Tod Mariæ. (In einer Nische der Martinskirche zunächst dem Chor, in den obern Partien heute noch wohl erhalten.)

10) Grosses Epitaph mit Kreuzigung Christi und Darstellung der 7 Sacramente, letztere in kleinerm Massstab als Einfassung der Hauptkomposition. (Einst im Langhaus der Barfüsserkirche. Das Gemälde wurde früher irrtümlich als Epitaph des Götzmann Rot angesprochen, da im Abschluss seiner architektonischen Einfassung das Rot'sche Wappen angebracht ist. Vielleicht könnte sich aber das Epitaph auf Hans Rot beziehen, der 1434 für sich und seine »Vordern« ein anniversarium stiftete. Dies nach Mitteilung von Herrn Dr. Rudolf Wackernagel. Erhalten in Kopien von Neustück und einer Lithographie von Hasler.)

11) Maria in einem Buche lesend. Zu ihren Häupten Halbfiguren von Propheten mit Spruchbändern und Engel, zu ihren Füssen Joseph (?) in kleinerm Massstab. (Einst in der Barfüsserkirche. Erhalten in Kopie von Neustück.)

2) Die Maler C. Guise und J. J. Neustück haben Kopien nach diesen noch unter der Tünche erhaltenen Bildern angefertigt.

3) Das Wandbild hat sich bis auf den heutigen Tag in verhältnismässig gutem Zustand erhalten. Eine eingehende Besprechung lieferte Aug. Bernoulli im Basler Jahrbuch 1885, woselbst sich auch eine gute Abbildung des Gemäldes befindet. Das Bild dürfte Bernoulli zu spät datiert haben.

4) Das Gemälde stellt eine Kreuzigung mit Maria und Johannes dar. (Gute Kopie von J. J. Neustück im historischen Museum.)

5) Den Hinweis auf diese interessante Thatsache verdanken wir der Freundlichkeit des Herrn Dr. Rudolf Wackernagel.

6) Vergl. den nebenstehenden Lichtdruck nach einer augenscheinlich getreuen Aquarellkopie von J. J. Neustück.

7) Dieser Periode dürften ausserdem folgende Baslerische Wandbilder angehören:

1) Jüngstes Gericht. (Einst in der Johanneskapelle auf dem Münsterplatz; Kopie von J. J. Neustück.)

2) Madonna mit 9 Heiligen. (Einst in der Kapelle des Ehegerichtshofes; Kopie von Hieronymus Hess.)

[3]) Gekreuzigter Christus, am Fusse des Kreuzes sechs anbetende Mitglieder der Familie Spitz. (Das Grabmal ist im Kreuzgang noch erhalten, doch das Gemälde ist verschwunden; Kopie von J. J. Neustück.)

[4]) Kreuzigung mit Maria, Johannes, 2 Heiligen und 2 Stiftern. (Einst über der »hintern Thür des Kreuzgangs«; Kopie von Eml. Büchel.)

[5]) St. Euphrosina, Madonna, St. Ursula. (Einst über dem Eingang ins Klingenthal »bei der Drachenmühle«; Kopiert von Eml. Büchel.)

Als charakteristisches Werk der Kleinkunst verdient noch genannt zu werden:

[6]) Eine Scheibenmonstranz aus dem Basler Kirchenschatz, deren Hostienkapsel das höchst realistische in Silber geschnittene Porträt des Papstes Pius II. zeigt. 1460 datiert. (Jetzt in Berlin.)

[8]) Die Federzeichnung befindet sich in einem der Amerbach'schen Sammelbände der Kunstsammlung.

[9]) Es ist besonders die Folge der »ars moriendi« von Meister E. S., die an die Weise des Basler Todtentanzes anklingt.

[10]) Vergl. Fechter, Basler Taschenbuch 1856. 170 ff.

[11]) A. v. d. Linde, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst III 859.

[12]) Dem gleichen Handwerk wurden übrigens in Basel die allerverschiedensten Bezeichnungen zu teil: Maler, Briefmaler (»Brief« wurden die mit gedruckten Unterschriften versehenen Holzschnitte genannt; oft wird vom »Prieff an der Wand« gesprochen, der in den Behausungen der Bürger die Gemälde ersetzen muss.) Heiligenmaler, Cartenmaler (Spielkarten gehörten zu den häufigsten Erzeugnissen dieser Meister), Briefdrucker, Heiligendrucker, Cartendrucker, Cartenmacher.

[13]) Eine wichtige Quelle für die Geschichte der Basler Heiligenmaler bilden Dr. Carl Stehlins »Regesten zur Geschichte des Basler Buchdrucks«.

[14]) Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. 71.

[15]) Stehlin a. a. O. Reg. Nr 773. 774. 778—780.

[16]) Siehe des Verfassers Aufsatz in den »Jahrbüchern der königl. preuss. Kunstsammlungen« B. 14. Martin Schongauer und seine Brüder in ihren Beziehungen zu Basel.

[17]) Beatus Rhenanus, libri III rerum Germanicarum pag. 184.

[18]) Passavant zählt im zweiten Teile seines »peintre-graveur« die Stiche an folgenden Orten auf: 149. 28—29; 150, 41; 125, 8; 151, 44; 188, 47. Alle Stiche sind auf Papier mit dem Wasserzeichen der »rota gladiosa« von St. Catharina gedruckt. (Den Hinweis verdankt der Verfasser Herrn Dr. Max Lehrs, Direktor des königl. Kupferstichkabinets in Dresden.)

[19]) Vielleicht haben wir in Caspar Koch (thätig 1490—1515) den Meister dieser dekorativen Malereien zu erkennen. Ähnliche Aufträge erhielt Koch 1503, 1504 und 1512 (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. Band 6. R. Wackernagel.)

[20]) Ausser den im Text genannten Malereien sind noch folgende, teilweise dem ziemlich tiefen XVI. Jahrhundert angehörende Wandbilder unter dem Zeichen Schongauers geschaffen worden:

[1]) Kreuztragung; Kreuzigung. (Einst in der Nicolauscapelle beim Münster; kopiert von Eml. Büchel.)

[2]) Himmelfahrt der Maria Magdalena; Schmerzensmann und Madonna; Christus in Gethsemane. (Einst am Westportal von St. Peter; kopiert von J. J. Neustück.)

[3]) Sechs Heilige in ganzer Figur. (Einst über dem Eingang in die Carthause, deren heute noch erhaltenes Thor 1503 erbaut wurde; kopiert von Eml. Büchel.)

[21]) Herr Dr. Wilhelm Vischer-Iselin hat dem Verfasser auf liebenswürdigste Weise das Studium des Altarwerkes erleichtert und dessen photographische Aufnahme gestattet. Es sei ihm auch an diesem Orte herzlich dafür gedankt.

[22]) Folgende Heilige sind dargestellt:

a. Linker Flügel. Obere Reihe: Catharina, Barbara, Ursula, Gudula, Margaretha. Mittlere Reihe: Apollonia, Heilige ohne Attribut, Clara, Brigitta (?) Heilige ohne Attribut. Untere Reihe: Sebastian (?), Mauritius, Erasmus, Fridolin, Georg.

b. Rechter Flügel. Obere Reihe: Dorothea, Francisca, Ottilia, Verena, Maria Magdalena. Mittlere Reihe: Johannes Ev., Benedict, Johannes Bapt., Franciscus, Petrus Martyr. Untere Reihe: Leonhard, Bruno, Wolfgang, Laurentius, Alban.

[23]) Vergl. August Bernoulli in den »Beiträgen zur vaterländ. Geschichte«. Neue Folge. I 331 ff.

[24]) Die Maltechnik ist diejenige der Schongauerschen Schule: Auf mit Kreidegrund überzogenes Tannenholz wird die Farbe ziemlich dünnflüssig aufgetragen.

[25]) Tonjola erwähnt in seiner »Basilea Sepulta« pag. 115 irrtümlich einen zu St. Peter befindlichen Grabstein des Peter Rot, während wir im Buche »Spital F.« des Staatsarchivs pag. 128 den Eintrag finden:

Petrus Rot miles magister civium et Margaretha Rötin nata de Rumlang ejus uxor sepulti sunt in ecclesia fratrum minorum Basiliensium. (Mitgeteilt von Herrn Dr. Rudolf Wackernagel.)

Auch die Thatsache, dass St. Franciscus, Stifter des Barfüsserordens, auf dem rechten Flügel des Altarwerkes zunächst dem Namenspatron des Bürgermeisters, St. Petrus Martyr, angebracht ist, dürfte dafür sprechen, dass das Triptychon eigens für die Barfüsserkirche gemalt wurde.

[26]) Mandat vom 15. April 1528, abgedruckt in Streubers Taschenbuch 1850, 19 ff.

[27]) Scheurl, Pirkheimeri opera 352. Vgl. für das Nähere die Schrift des Verfassers: Albrecht Dürers Aufenthalt in Basel.

GRABMAL DER KOENIGIN ANNA.

Münster Basel.

DAS GRABMAL DER KOENIGIN ANNA IM MUENSTER ZU BASEL.

VON

HEINRICH WOELFFLIN.

Das Grabmal der Königin Anna geniesst in der kunsthistorischen Litteratur von jeher einen hohen und unbestrittenen Ruhm: einstimmig wird es den edelsten Leistungen der gotischen Plastik zugezählt.[1]) Am eingehendsten hat darüber gehandelt Wielemans in den Mitteilungen der k. k. Centralcommission 1869, S. XVII f. Der Aufsatz enthält aber viele Irrtümer, und die beigegebenen Abbildungen erfüllen bei weitem nicht die Aufgabe, eine zureichende Vorstellung zu vermitteln. Um das Monument endlich der vergleichenden Forschung zugänglich zu machen, entschloss sich die Redaktion dieser Festschrift, eine photographische Aufnahme anfertigen zu lassen, zu welchem Zweck die Steinplatte abgehoben, von ihrem dunkeln Standort im Chorumgang ans Licht transportiert und dort hochgestellt wurde. Dem Unterzeichneten fiel die Aufgabe zu, das so gewonnene schöne Bild mit ein paar Worten zu begleiten.

Königin Anna, Gemahlin Rudolfs von Habsburg, starb zu Wien 1281 und verlangte auf ihrem Sterbebette, im Münster von Basel bestattet zu werden, in der Absicht, die Basler so für viele Unbill zu entschädigen, die Stadt und Stift von Seite ihres Gemahls hatten

erfahren müssen. Zwei königliche Prinzen lagen schon am gleichen Ort, der 18jährig verstorbene Hartmann und ein im Alter von wenigen Wochen abgeschiedener Knabe, Karl. Den letztern nahm die Mutter zu sich ins Grab.[2]) — Es war eine gewaltige Feierlichkeit, als der Leichenwagen mit 40 Pferden und grosser Begleitung der Stadt sich näherte. Die ganze Geistlichkeit des Bistums war aufgeboten, ihm entgegenzugehen. Drei Bischöfe hielten Messe. Man that den Sarg auf, damit männiglich die Tote sehen könnte. Sie war balsamiert, hatte einen gelben seidenen Rock an mit Gold und ein weisseidenes Tuch auf dem Haupt, darauf von Gold und Edelsteinen eine Krone war. Donnerstag den 19. März wurde sie beigesetzt in der Mitte des Chores, hinter dem Hochaltar, in einem erhabenen Grab.[3])

Das Grab befindet sich nicht mehr an diesem Ort, sondern steht jetzt in einer Fensternische des Chorumgangs auf der linken Seite. Offenbar hängt diese Versetzung zusammen mit dem Erdbeben von 1356, das den Chor hart mitnahm.

Die Grabplatte mit den Figuren von Mutter und Kind deckt einen Sarkophag von nicht ganz 1 m Höhe. Er ist glattwandig, nur besetzt mit Wappenschilden: drei an der Langseite, einer zu Häupten und einer zu Füssen.[4]) Die Länge des Grabmals beträgt mit den Vorsprüngen der Platte gegen dritthalb Meter; die Fensternische musste verbreitert werden, um diese Füllung aufnehmen zu können. In der Tiefe genügt sie gerade, um das Knäblein zu bergen; das breitere Feld mit der Königin tritt in den Gang vor.

Die zwei Arkaden der Platte sind durch krabbenbesetzte Kielbogen gebildet, die auf schlanken Rundstäben mit Epheukapitellen aufsitzen. Nach aussen treten zwei stärkere Stäbe hinzu, übereckgestellte Fialen tragend. Oben eine Kehle mit Ahornlaub. Zwischen den zwei Kielbogen ein Wappenschild mit dem Reichsadler.

Der Königin sind zwei Kissen unter das Haupt geschoben, als ob sie läge; das Motiv des Liegens wird aber nicht festgehalten,

vielmehr ist die Figur durchaus als stehende behandelt, ein Widerspruch, über den bekanntlich die ganze mittelalterliche Kunst sich niemals beunruhigt hat. Die Hände sind modern und geben nicht das Ursprüngliche. Sie dürfen nicht senkrecht vom Körper abstehen, nach aussen gerichtet, sondern sollen, aufwärts gestellt, an die Brust sich anlegen. Auch ist es unrichtig, die Hände gewölbt einander gegenüberzustellen, sie gehören knapp zusammen, Fläche gegen Fläche. Auch die Form der Hand entspricht nicht dem gotischen Stil. Die Figur würde an Klarheit und Ruhe gewinnen, wenn die Ergänzung im richtigen Sinne vorgenommen oder auch nur die fremde Zuthat entfernt würde. Auch beim Knaben sind die Hände willkürliche Restauration, wirken dort aber besser, weil sie wenigstens die Einheit der obern Fläche nicht zerstören. Es war auch hier die gleiche Geberde gegeben wie bei der Mutter. Wurstisen bringt in seiner Chronik eine Abbildung in Holzschnitt, die zwar nicht gut ist, aber in diesem Punkte doch dazu dienen kann, Zweifler von dem ursprünglichen Zustand zu überzeugen.[5]) Erst am Ende der Gotik im Zusammenhang mit durchgreifenden Stiländerungen fangen die Hände an, vom Körper sich loszulösen.

Diese stehende, betende Königin ist bekleidet mit einem Mantel und einem einfachen, gegürteten Unterkleid aus dünnerm Stoffe. Der Mantel, der über die Brust mit einer Schnur verbunden ist, kommt gleichmässig über die Schultern herab, macht einen Überschlag und wird dann beiderseits aufgenommen und unter den einen Arm geklemmt,[6]) so dass für den weitern Verlauf stark kontrastierende Motive sich ergeben: ein ruhiges, breites Faltengehänge einerseits und die rasch herunterwirbelnden Saumlinien andrerseits. Das Unterkleid mit einfachem rundem Ausschnitt am Hals zieht sich wenig fältelnd über die gotisch-flache Brust hin (auf der eine breite Agraffe sitzt) und erscheint erst unten, unter dem Mantelsaum hervorkommend, mit tiefen Furchen, wobei es ein wenig am Boden hinschleppt. Diese Draperie ist das Werk einer ganz gereiften Kunst. Es ist

verwendet, was der Stil an Faltenmotiven besitzt, aber mit Mass und Auswahl, so dass ein sehr edler Eindruck zu Stande kommt. Die Führung der Überschlags- und Saumlinien ist bewegt, aber nicht unangenehm unruhig, die Formkontraste sind sehr wirkungsvoll durchgeführt, und von grosser Schönheit ist die Art, wie am Mantel die einzelnen Wellenschläge sich folgen und die Bewegung von den schleppenden Falten unten aufgenommen wird, so dass der ganzen Figur ein leiser Schwung sich mitteilt, trotzdem Standbein und Spielbein nicht merklich unterschieden sind. Die Füsse stehen auf einer Platte, die halbrund vorspringt und auf der abgekehrten Seite ein Blattornament mit tiefen Unterhöhlungen zeigt.

Die Königin trägt natürlich eine Krone. Der Kranz daran ist abgebrochen, kann aber nach einem erhaltenen Restchen ergänzt werden, was für die beabsichtigte Wirkung des Kopfes nicht gleichgültig ist.[7]) Unter der Krone fällt das Kopftuch in steiler Linie herab.[8]) (Um diesen Vertikalen einen Kontrast zu geben, ist das obere Kissen übereck gelegt.) Nach den Wangen zu ergeben sich wirksame schattige Tiefen, in denen das freifallende, gleichmässig sich ringelnde Haar nur bescheiden zum Vorschein kommt. Um die gotisch-hohe Stirn läuft ein weiches Band, und eine andere schmale Binde schliesst sich eng um Wangen und Kinn. Das Gesicht bekommt dadurch für uns etwas Nonnenhaftes, was aber durchaus nicht der Sinn dieses häufig verwendeten Toilettenstückes ist.

Im Kopf ist die Nase ergänzt und der Mund so bestossen, dass sein Ausdruck etwas leidet. An den Augen bildet der untere Rand der Lidspalte eine reine Horizontallinie und ist von so geringer Erhebung, dass die Flächen fast zusammenfliessen. Es ist das eine dem gotischen Stil sympathische Formung, wobei durch Verstärkung des Schattens am Unterlid der Blick leicht jenen weich-verschwommenen Charakter gewinnt, der dem empfindsamen Zeitalter so sehr zusagte. Unsere Abbildung giebt den Eindruck nicht ganz richtig wieder.

Das wirklichkeitsgemässe Porträt der Königin in dem Kopfe zu suchen, ist jedenfalls nicht statthaft; der Knabe dagegen besitzt einen stark individuellen Zug, nur steht die ganze Darstellung hier im Widerspruch zu der Thatsache, dass er schon mit wenigen Wochen starb. Das lächelnde Gesicht, an dem nur die Nasenspitze zu ergänzen war, ist eine sehr durchgeführte und ausgezeichnete Arbeit. Ganz vortrefflich sind die Haare behandelt. Dass die Hände ursprünglich anders lagen, wurde bereits gesagt. Der Kleine trägt den üblichen hemdartigen Kittel. Die Füsse stehn auf einem Löwen, und an diesen ist ein Schild gelehnt mit dem Habsburger Wappen, von gleich vorzüglicher Arbeit wie die Figur.

Das Grab ist in rotem Sandstein ausgeführt, doch sollte das Material nicht gesehen werden; das Ganze war mit Farbe überzogen. Spuren dieser alten Bemalung finden sich noch in grössern Partien an den beiden Kissen, deren Ornament sich deutlich erkennen lässt. Dann an allen Säumen und auch in einigen Furchen des Mantels: an den Stellen, wo die Innenseite sich zeigt, hat man sich ein leuchtendes Rot zu denken mit einer Musterung in dunklem Braunrot.

Die Frage nach der Entstehungszeit des Monuments wird gegenwärtig dahin beantwortet, dass es nach 1356 zu setzen sei, dass wir es also mit einer Arbeit aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu thun hätten, die das im Erdbeben zu Grunde gegangene ursprüngliche Grab ersetzen sollte. Man stützt sich dabei auf stilistische Erwägungen: die Kielbogeneinfassung scheint mit einem frühern Datum sich nicht zu vertragen. Ausserdem wurde bemerkt, dass die Wappen von Österreich und Steiermark am Sarkophag noch nicht zu rechtfertigen wären zur Zeit als die Königin beigesetzt wurde (1281).[9])

Dem letztern Einwand gegenüber muss nun freilich gesagt werden, dass Platte und Sarkophag verschiedene Dinge sind, dass sich sehr wohl denken lässt, es sei der gegenwärtige Sarkophag bei der Versetzung des Grabes aus der Chormitte in den Chorum-

gang gemacht worden, während die Platte herübergenommen werden konnte. Und in der That, wenn man genauer zusieht, bemerkt man starke stilistische Unterschiede. Der Habsburger Löwe unten ist nicht nur von einer geringern Hand gearbeitet worden als derjenige auf der Platte, sondern gehört einer spätern Stilepoche an: das Tier ist schon ganz körperlos und ausgefranst gebildet.[10])

Für die zeitliche Bestimmung der tektonischen Formen müssen in erster Linie die analogen Bildungen an der Façade des Münsters als Zeugen vernommen werden. Der Kielbogen lässt sich wirklich vor 1356 nachweisen (Eck-Tabernakel der rechten Seite). Und wenn hier die Linienführung noch nicht ganz identisch ist, so muss doch die schlagende Übereinstimmung der Fialen der Gräber mit denen der Baldachine über den Stifterfiguren der Façade sehr ins Gewicht fallen.[11]) Bei unbefangener Prüfung wird man aber weiter zugeben, dass Basen und Kapitelle am Grab durchaus die Formen der frühen Gotik besitzen, und wenn man findet, dass auch an den Kielbogen die Profile noch aus dem Viereck genommen sind, und man damit den sehr abweichenden Stil an den Bauteilen der Zeit nach dem Erdbeben ins Auge fasst, so lässt sich die Überzeugung nicht bannen, dass die Grabplatte nicht nur aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen kann, sondern dass sie daher stammen muss.

Damit verbindet sich nun aufs beste, was man aus den Figuren allein von jeher herausgelesen hat. Es schien immer wie ein Wunder, dass sich in dieser späten Zeit noch ein Meister gefunden habe, der die edle ruhige Sprache des ältern Stiles sprach. Die Königin Anna hat die grösste Verwandtschaft mit der Gemahlin Heinrichs II. an der Façade, die man immer dem frühern 14. Jahrhundert zuwies, oder, wenn man weiter gehen will, mit den Figuren der Vorhalle des Freiburger Münsters. Der kleine Knabe Karl findet dort dann auch seinen Gespan.

Es bliebe noch die Frage, ob Figuren und architektonische Fassung an unserm Monument überhaupt gleichzeitig entstanden seien, ob nicht die beiden Gestalten in einen etwas später gefertigten Rahmen hineingesetzt worden seien. Die Frage erledigt sich dadurch, dass, soweit man sehen kann, alles aus einem Stück gemacht ist. Dagegen ist der Unterschied in der Behandlung des Figürlichen und des Tektonischen nicht zu übersehen. Die wundervolle Präzision, wie man sie etwa an dem Löwen des Wappenschildes sieht, findet sich nicht mehr in dem ornamentalen Blätterwerk, auch nicht in dem Adler zwischen den Bogen. Es muss die Arbeit in eine zweite Hand gekommen sein.

Nach dem jetzt vorliegenden Material bleibt es ganz unbestimmt, wie lange die Grabplatte nach der Beisetzung auf sich warten liess. Der Kunsthistoriker hat also von dieser Seite völlig freies Feld. Sobald man aber überhaupt zugiebt, dass die Platte noch vor dem Erdbeben entstanden sei, so muss man auch für wahrscheinlich halten, dass es nur ein Grab der Königin Anna gegeben hat, dasselbe, das wir jetzt noch besitzen.

---

[1]) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, VI², S. 490.
Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 581 f.
Bode, Geschichte der deutschen Plastik, S. 82.

[2]) Remigius Meyer, Gertrud Anna, in den Beiträgen zur vaterl. Geschichte, hrsg. v. d. hist. Ges. in Basel, Bd. V, 1854.

[3]) Vgl. Wurstisen, Chronik von Basel, 1580, S. 140
Dazu E. Büchel, Sammlung der merkwürdigsten Grabmäler etc. des grossen Münsters zu Basel mit handschriftlichem Text 1771 (öffentliche Kunstsammlung).

[4]) Es sind oben und unten die Wappen von Habsburg und Hohenberg (Familie der Königin), vorn in der Mitte der Reichsadler, daneben Österreich und Steiermark.

[5]) Die Restauration rührt aus der Mitte unseres Jahrhunderts her. Wielemans a. a. O. war der Meinung, ein völlig intaktes Ganzes vor sich zu haben.

6) Der stillose Faltenknäuel, der über dem Arm erscheint, ist Ergänzung.

7) Die Krone stimmt in der Form nicht überein mit derjenigen, die der Königin wirklich ins Grab mitgegeben wurde (vgl. Zeichnung in der öffentl. Kunstsammlung Basel).

8) Die linke Seite (vom Beschauer aus) ist neuere Ergänzung; daher der abweichende Charakter.

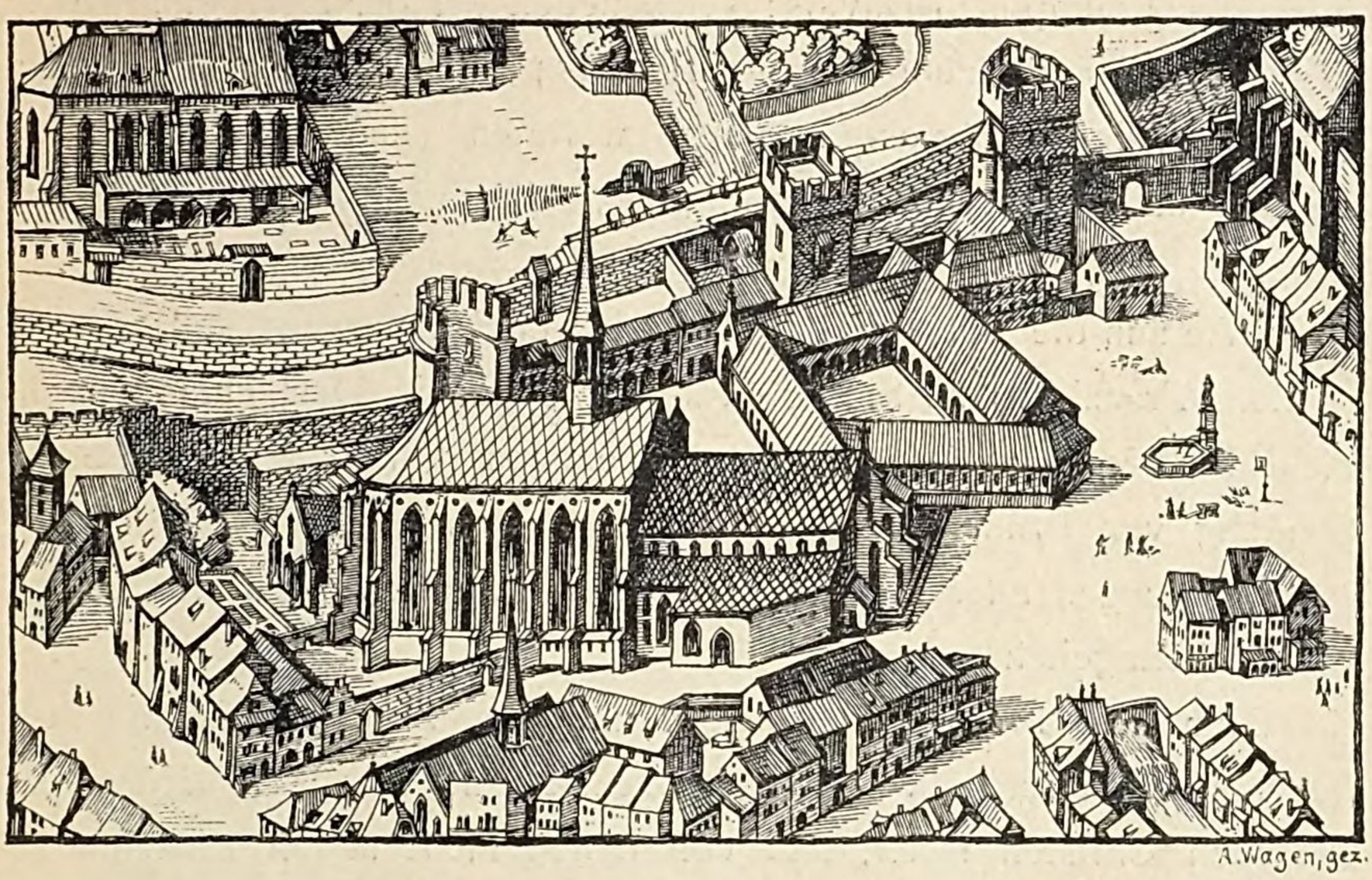
9) Remigius Meyer a. a. O. S. 195.

10) Ob die Platte früher überhaupt keinen Sarkophag hatte und hochstand? Die Scheibe unter den Füssen der Königin ist doch wohl schon Grund genug, dies auszuschliessen.

11) Die linke Fiale am Grab ist in der obern Hälfte ergänzt und mit falschen Krabben versehen worden. Vgl. die ganz erhaltene Fiale der rechten Seite.

GRABSTEIN EINES BASLER BARFÜSSERS.

Historisches Museum, Basel.



A. Wagen, gez.

GESCHICHTE DES BARFUESSERKLOSTERS ZU BASEL.

VON

RUDOLF WACKERNAGEL.

Am Pfingsttage des Jahres 1221 feierte Franz von Assisi beim Porciunculakirchlein ein Generalkapitel seines Ordens. Mönche und Novizen in der Zahl von annähernd dreitausend waren um ihn versammelt; sie lagerten auf den weiten Wiesen unter Zelten. Auch ein Kardinal, mehrere Bischöfe, Angehörige anderer Orden waren anwesend; die Bewohner der Gegend brachten Speise und Trank in Fülle herbei; die Freude über eine so grosse Versammlung von Brüdern und über des Franziskus glückliche Heimkehr aus dem heiligen Lande war eine allgemeine. Franz predigte den Brüdern

über das Triumphlied Davids: »Gebenedeit sei der Herr mein Gott, der meine Hände zum Streit abrichtet«; auch dem Volke wurde gepredigt; in der grossen Menge walteten eine Liebe, Geduld, Demut und brüderliche Freudigkeit, die nicht zu beschreiben waren.

Wie nun die Versammlung bald aufgehoben werden sollte, kam es dem Franziskus zu Sinne, dass sein Orden in Deutschland noch nicht Fuss gefasst habe. Die vor einigen Jahren unternommene Sendung von Brüdern in dieses Land war missglückt; sie hatten Misshandlungen aller Art erduldet und waren unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt.

Nun liess Franz durch den Mund des Bruders Elias zu den Versammelten reden von den in Deutschland lebenden Menschen, die auch Christen seien, und von denen nicht selten Einzelne in Italien gesehen würden durch das Land nach Rom zu den heiligen Stätten pilgernd, mit langen Stöcken, in der Sonnenglut schmachtend, aber Gott und seinen Heiligen lobsingend. Die zu ihnen gesandten Brüder seien freilich übel behandelt worden, und er zwinge keinen, wiederum hinzugehen; die aber der göttliche Eifer dorthin zu ziehen treibe, denen werde er grössere Freiheiten geben als den über Meer Ziehenden.

Auf diese Worte erhoben sich freudig an die neunzig Brüder, welche die Wildheit der Deutschen nicht fürchteten und entschlossen waren, dorthin zu gehen und Misshandlungen, ja selbst den Tod zu erdulden.

Damit war die Mission nach Deutschland gesichert. Franziskus ernannte zu deren Führer und zum Haupte der neu zu gründenden Ordensprovinz einen Sohn jenes Landes, den Caesarius von Speyer.

Caesarius traf aus der Zahl derer, welche sich angeboten, eine Auswahl von fünfundzwanzigen, zwölf Geistlichen und dreizehn Laien. Wie er selbst einer der hervorragendsten Brüder war, so befanden

sich auch unter denen, die mit ihm ziehen sollten, namhafte Männer: der gelehrte Johannes von Piano di Carpine; Thomas von Celano, nachmals der Biograph des Franziskus; Barnabas aus Deutschland, ein ausgezeichneter Prediger in lombardischer und in deutscher Sprache; Simon aus Tuscien, Sohn der Gräfin von Collazzon, nachmals Ordensminister.

Im September desselben Jahres trafen diese Sendlinge nach der Anordnung des Caesarius in Trient zusammen. Caesarius predigte zum Klerus, Barnabas zum Volke. Dann zogen sie weiter über das Gebirge, zu zweien und dreien, bettelnd, oft von Hunger schwer gepeinigt, durch Tirol, über Botzen, Brixen, Sterzing, Matrey, bis sie endlich an Dörfern, Schlössern und Klöstern vorbei nach Augsburg gelangten. Hier fanden sie beim Bischof, bei der Geistlichkeit und beim Volke freundliche Aufnahme; es war um die Mitte des Oktober. Sie blieben aber nicht hier stehen; vielmehr entsandte nun Caesarius die Häuflein seiner Brüder nach Osten und Westen, um überall dem Orden Eingang zu bereiten; dreie wurden nach Salzburg geschickt, dreie nach Regensburg, andere zogen nach Würzburg und drangen von hier aus nach Mainz, nach Worms, nach Speyer, nach Strassburg, nach Köln. Ihr Wirken war allenthalben ein so erfolgreiches, dass der Orden eine grosse Zahl neuer Brüder gewann und schon im Jahre 1222 durch Caesarius ein Kapitel zu Worms konnte abgehalten werden, das erste Provinzialkapitel der Minoriten auf deutschem Boden. Es wurde gefeiert im Münster; in dem einen Chore waren die Domherren, im gegenüber liegenden zweiten die Barfüsser versammelt; einer der letztern celebrierte die Messe, und im Wechselgesange antworteten sich die beiden Chöre, so dass der Gottesdienst in grosser Feierlichkeit vor sich gieng.[1])

* * *

In solcher Weise hielt der Barfüsserorden seinen Einzug in Deutschland.

Welches war sein Wesen?

Das Entscheidende in der Regel [2]) des hl. Franz wird darin erblickt werden dürfen, dass die soweit als möglich gehende Erneuerung des ursprünglichen, von der Welt noch freien christlichen Lebens als Ziel gesetzt, für Erreichung dieses Zieles aber keineswegs die mönchische Abgeschlossenheit, sondern das Hinaustreten in die Welt vorgeschrieben wird.

Wie bestimmt der Ordensstifter beabsichtigte, sein Werk in der reinsten Form des Christentums auszuprägen, geht aus der Fassung der Regel unverkennbar hervor. Immer aufs neue wird die Forderung engsten Anschlusses an die Vorschriften Christi wiederholt; dessen Weisungen an die Jünger werden wörtlich aufgenommen als Weisungen an die Ordensbrüder. Aus diesem Geiste entspringen die franziskanischen Gebote der Demut, der unbedingten Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit; aus diesem Geiste erklärt sich auch, dass die Forderung der Armut, die ja in den Gesetzen der andern Orden sich ebenfalls findet, hier gesteigert wird zum Verzicht auf Eigentum nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für den Verein als solchen. Die Brüder sollen gleich Pilgern und Fremdlingen in dieser Welt Gott arm und niedrig dienen, von erbettelten Almosen leben, durch die Herrlichkeit der höchsten Armut Könige des Königreichs der Himmel werden.

Dies sind Ordensvorschriften; die ihnen unterthan werden, sind Mönche. Es handelt sich also zunächst um die Einführung einer Reformation im Mönchtum. Aber Franziskus will hierbei nicht stehen bleiben; seine Anhänger sollen nicht innerhalb hoher Klostermauern den Geboten folgen, sondern diese Gebote aller Welt verkündigen. Sie sollen durch die Welt gehen nicht nur als Bettler, sondern auch als Prediger. Mit der Predigt wirken sie für Ausbreitung der in ihrer Ordensregel niedergelegten Grundsätze; durch

dieses Mittel erweitert sich die Reformation, welche zunächst für das Mönchtum erstrebt wurde, zu einer Reform der ausserhalb des Ordens liegenden Welt. —

Aus der innerlichen geistigen Eigenart des neuen Ordens ergab sich seine äussere Erscheinung.

Die Brüder waren die erklärten Vertreter der Armut und der Demut; sie trugen ärmliche Kleider, einen Strick als Gürtel und an den Füssen nur im Notfalle Schuhe. Für ihren Unterhalt sorgten sie, indem sie ohne Scham Almosen begehrten; weder als Geschenk noch als Arbeitslohn nahmen sie Geld an.

Wie die Ordensregel sich an das Innerste des einzelnen Bruders wendet und die von ihr auferlegte Nachfolge Christi zu einer Sache seines Gewissens und seiner begeisterten Hingabe macht, so ist auch die Organisation des Ordens, welche sie vorsieht, von grossartiger Einfachheit. An der Spitze des Ordens steht der Minister; auch zur Leitung der einzelnen Provinzen sind ministri berufen; Custoden und Guardiane führen die Aufsicht über die kleineren Bezirke und über die einzelnen Niederlassungen. So tragen also die Inhaber der höchsten Autorität den Namen minister; sie sollen nicht herrschen, sondern den Ihren im Geiste dienen, sie überwachen und stärken. Würde und Name eines Priors sind ausgeschlossen, weil keiner mehr sein soll als der andere. Der Orden ist ein geschlossener, sein Gelübde ein bindendes, der Eintritt von einem wohlbestandenen Probejahr abhängig. Dennoch sind die äusseren Formen der Zugehörigkeit zum Orden, wenigstens in der frühen Zeit, noch sehr freie. Die Regel sieht vor, dass die Brüder nicht an einem bestimmten Orte bleiben, sondern durch die Welt ziehen, durch Wort und gute Werke predigen; sie können so gut Laien sein als Geistliche; es ist möglich, dass sie da oder dort in Dienstverhältnisse eintreten, für Andere arbeiten. Dem entspricht, dass der Orden nach der ursprünglichen Auffassung keiner Klöster bedurfte. Als die Barfüsser 1225 nach Erfurt kamen, fragte einer

der Bürger den Bruder Jordanus, ob ihnen ein Kloster gebaut werden solle; da antwortete er: ich weiss nicht, was ein Kloster ist; aber errichtet uns ein Haus nahe dem Wasser, damit wir in dieses hinabsteigen können, unsere Füsse zu waschen.[3]) — Indessen führte die Entwicklung der Sache von selbst zu festen Niederlassungen; nur gewannen diese auch in der Folgezeit nicht den Charakter abgeschlossener Klöster, welchen bindende Bedeutung für den einzelnen Bruder zukam. Die stabilitas loci, die bei den alten Orden galt, war hier nicht vorhanden; der einzelne Minorit gehörte nur seiner Provinz an.[4])

Auf allen diesen Elementen beruhte die eigentümliche Kraft des Ordens. Sein Auftreten im Gewande der Armseligkeit, seine Demut und Dienstbereitschaft gewann ihm ohne weiteres die Herzen Vieler; es war kein Orden, der sich von der Welt abschloss; er übte die Predigt in einer den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Weise. Zu der Verwaltung des Predigtamtes trat die Darreichung der Sacramente, und so kam es, dass die Minoriten thaten und übten, was der Weltklerus thun und üben sollte. Von den Streitigkeiten, die hieraus entstanden, wird später zu reden sein; es mag hier genügen, daran zu erinnern, wie entscheidend für den ausserordentlichen Erfolg der Minoriten sein musste, dass sie ein Orden waren und zugleich alle Befugnisse der Weltgeistlichkeit besassen. Sie sahen sich an der freiesten Bethätigung nicht gehindert, wohl aber durch eine ernste Regel und Disziplin vor den Gefahren der Freiheit geschützt.

Es ergiebt sich hiernach als natürlich, dass die Minoriten einerseits dem geistigen Verlangen, dem religiösen Bedürfnisse völlig gerecht werden konnten, andrerseits für den Dienst der Kirche im höchsten Sinne brauchbar erfunden wurden. Der Weltklerus war vielfach seiner Aufgabe nicht gewachsen; die andern Orden boten Trost und Segen nur ihren Angehörigen; die Bevölkerung sah unter sich die Häresie in den mannigfachsten Formen entstehen. Bei

solchen Umständen war das Erscheinen dieses Ordens von der höchsten Bedeutung.

Die Kirche stattete ihn sofort mit wesentlichen Privilegien aus, durch welche er namentlich dem Episcopat gegenüber eine freie Stellung erhielt. So war die Übertragung der Inquisition auf Ketzerei eine keineswegs nichtssagende Einschränkung der bischöflichen Gewalt; es kamen dazu die Befreiung der Minoriten von allen Abgaben, Zehnten und Auflagen; ihre Exemtion von der Gerichtsbarkeit; die Verleihung des Rechts zur Erteilung von Ablass; die Befugnis, allenthalben Gottesdienst zu feiern, zu predigen, Beichte zu hören, das Abendmahl zu spenden, das Begräbnis zu vollziehen u. s. w. Durchweg und in allen Dingen war der Orden unmittelbar dem Papste unterstellt.

* * *

Die Ausbreitung des Minoritenordens in Deutschland war eine erstaunlich rasche. 1221 waren die ersten Brüder aus Italien über die Berge herübergekommen; schon in den nächstfolgenden Jahren hatte der Orden Häuser in zahlreichen und bedeutenden Städten. Wenn damals von ihm gesagt wurde: »Sie erfüllten plötzlich die Welt«, so galt dies zu allernächst von Deutschland; ihre meisten Niederlassungen sind hier noch im 13. Jahrhundert entstanden.

Bis 1229 war ganz Deutschland noch eine einzige Provinz des Ordens, seit 1223 in vier Custodien zerfallend. 1229 wurde die Provinz in zwei Provinzen, die rheinische und die sächsische, zerlegt; 1239 traten an deren Stelle drei Provinzen: die oberdeutsche, die kölnische und die sächsische.

Von diesen Provinzen umfasste die oberdeutsche, nach ihrem ältesten und bedeutendsten Konvent auch Strassburger Provinz genannt, sechs Custodien: Elsass, Rhein, Bodensee, Schwaben, Bayern und Basel.[5])

* * *

Über die Niederlassung der Minoriten in Basel fehlen bestimmte Zeugnisse. Es ist anzunehmen, dass sie von Strassburg aus hieher gekommen seien.[6])

Zum erstenmale in Basel urkundlich erwähnt werden sie 1238.[7]) Hier ist schon von einer »domus fratrum Minorum« die Rede; als magister oder rector dieses Hauses erscheint ein Bruder Dietrich; noch bemerkenswerter ist, dass die Brüder schon ein eigenes Siegel führen. Es muss danach geschlossen werden, dass die Niederlassung 1238 schon einige Jahre bestanden habe, und man wird, wenn auch urkundliche Nachrichten mangeln, der Angabe der Provinzchronik des Berard Müller Glauben schenken dürfen, dass die ersten Minoriten im Jahre 1231 nach Basel gekommen und von Bischof und Bürgerschaft wohlwollend aufgenommen worden seien.[8]) Hienach wäre die Niederlassung der Minoriten in Basel früher als diejenige der Dominikaner, welche zum Jahr 1233 bezeugt ist.

Diese erste Niederlassung in Basel befand sich noch ausserhalb der Stadtmauer, bei dem Thore zu Spalen, an der Stelle des spätern Klosters Gnadenthal.[9])

Die Ansiedelung war an einem solchen Orte, auf noch unbebautem Felde, leichter zu vollziehen; sie entsprach auch den Forderungen der Demut und Dürftigkeit; sie vermied endlich, und dies war wohl ein wesentlicher Grund, den Konflikt mit dem Pfarrklerus der Stadt, da dessen Parochierechte bei der Mauer aufhörten.[10]) Von der Geschichte des Klosters während dieser seiner frühesten Periode wissen wir nichts erhebliches; die Namen einiger Brüder werden uns überliefert, und in einer Bulle des Papstes Innocenz von 1247 erscheinen neben den übrigen Basler Klöstern auch die Minoriten als diejenigen, welche zur strengen Vollziehung der wegen Zerstörung der bischöflichen Pfalz über die Bürger verhängten geistlichen Strafen aufgefordert werden. Im übrigen aber liegen keinerlei wichtigere Zeugnisse vor, insbesondere fehlen solche über die Aufnahme der Brüder in Basel.[11]) Die Vermutung scheint nicht ungegründet, dass eine

solche dokumentierte Aufnahme überhaupt nicht stattgefunden habe, und zwar gerade deswegen, weil das Kloster ausserhalb der Mauern lag. Erst bei dessen Verlegung in die Stadt selbst scheint es zu einem solchen formellen Akte gekommen zu sein.

Es geschah dies im Jahre 1250. Die Lage des Klosters auf dem unbeschützten Felde konnte damals wohl als eine gefährdete empfunden werden; auch war der Konvent nun hinreichend erstarkt, um eine Niederlassung im Innern der Stadt ansprechen zu können. Bischof Berthold willfahrte dem Begehren und verlieh durch Urkunde vom 24. Juni 1250 den Brüdern einen Almendplatz beim Wasserthor[12]) innerhalb der Mauern, damit sie auf demselben zur Ehre Gottes, der Jungfrau Maria und Aller Heiligen Kirche und Wohnungen errichten könnten. Bei der Verleihung waren zugegen Vogt, Schultheiss, Ratsherren und Bürger im Namen der Stadt und gaben ihren Willen dazu.[13]) Im November des gleichen Jahres erfolgte dann auch die Zustimmung von Propst und Konvent des St. Albanklosters, in dessen Parochie die den Minoriten übergebene Hofstatt gelegen war.[14])

Die Brüder schritten nun zum Bau ihres neuen Klosters. 1253 scheint dasselbe, wenigstens was die Wohnungen betrifft, vollendet gewesen zu sein; denn im Dezember dieses Jahres befand sich ihr altes Haus vor dem Spalenthor schon im Besitze der Tänikoner Schwestern.[15]) Noch im Sommer eben dieses Jahres hatte Papst Innocenz IV. unter Verheissung von Ablass alle Christgläubigen aufgefordert, die Minoriten zu Basel «welche eine Kirche mit andern zu ihrem Gebrauche dienlichen Gebäuden angefangen haben, zu bauen» hiebei durch Gaben zu unterstützen.[16]) Drei Jahre später verhiess Papst Alexander IV. allen denjenigen Ablass, welche an den Festen des hl. Franziskus, des hl. Antonius von Padua und der hl. Klara und in der darauffolgenden Oktave die Kirche der Minderbrüder zu Basel andächtig besuchen.[17]). Hieraus ist zu entnehmen, es sei um diese Zeit die Kirche so weit vollendet gewesen, dass sie in gottesdienstlicher Weise besucht werden konnte.

Wir dürfen diese um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaute Kirche nicht in der heutigen Barfüsserkirche erkennen; sie ist ohne Zweifel ein bescheidenes Gotteshaus gewesen. Wir haben aber keinen Grund, anzunehmen, dass sie sich nicht schon an der Stelle der heutigen Kirche befunden habe. Auch die Situation des Klosters kann von der spätern nicht wesentlich verschieden gewesen sein. Die Grenzen des Bezirkes waren die Stadtmauer, die Häuserreihe an der zum Äschenthor (Schwibogen) hinaufführenden Strasse, der Birsig, und endlich die Liegenschaft des Spitals, welch letzterer schon bald nach der Ansiedelung der Barfüsser, in den 1260er Jahren, in dieser Gegend an den Schwellen errichtet wurde. Von diesen Grenzen wurde diejenige des Birsigs durch die Barfüsser zuerst überschritten. Schon 1260 übergaben ihnen Bischof und Rat zu Erweiterung des Klosterbezirkes ein Stück Landes auf dem linken Ufer des Birsigs[18]); da es sich um Land handelte, über welches die Behörde solchergestalt verfügen konnte, so wird man dabei an Land neben der Stadtmauer zu denken haben, woselbst sich später in der That Klostergebäulichkeiten befanden. Indessen blieben die Barfüsser hiebei nicht stehen: von Thüring Marschalks Witwe brachten sie vier auf dieser Stelle gelegene Häuser an sich;[19]) Omanns Haus, das am Birsig stand und an ihre Liegenschaft grenzte, wurde ihnen durch das Stift St. Leonhard abgetreten und zwar, wie der Schaffner des Stifts in seinem Zinsbuche bemerkte, aus Zwang des Bischofs Heinrich (von Isny).[20])

Griff so das Kloster hier über den Birsig hinüber, so erweiterte es sich an anderer Stelle, zwischen Kirche und Birsig, durch Erwerb von Häusern und Land des Spitals; es geschah dies 1288, hauptsächlich zur Vergrösserung des Kirchhofs.[21])

* * *

Die Geschichte wohl aller neugegründeten Klöster der Barfüsser im 13. Jahrhundert hat etwas gemeinsames: wir fühlen aus ihr heraus eine Kraft und Freude, wie sie nur jugendlichen Zeiten eigen

ist. Es ist nicht mehr der Geist, welcher in den Jahren der Entstehung des Ordens und seiner ersten, teilweise noch in Furcht und Ungewissheit begleiteten Ausbreitung gewaltet hatte; diese innerliche Begeisterung, die ihren Ursprung nahm aus unmittelbarem Verkehre mit der lautern und schwärmerischen Gestalt des Ordensstifters, finden wir nicht mehr. Noch in der Erzählung des Jordanus a Giano, niedergeschrieben vierzig Jahre nachdem dieser den hl. Franz verlassen und dessen Lehre nach Deutschland gebracht hatte, ist sie fühlbar vorhanden; aber schon Jordanus selbst musste staunen, wenn er die Niedrigkeit, in welcher er und seine Begleiter einst nach Deutschland gekommen, mit dem gegenwärtigen Stand und Glanz des Ordens verglich, und er erinnerte sich der Worte des Apostels, dass das, was thöricht sei in Gott, weiser sei denn die Menschen; dass nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen seien, sondern was vor der Welt schwach sei und unedel und verachtet, das habe Gott erwählt, auf dass er zu Schanden mache, was stark sei, damit sich kein Fleisch rühme vor Gott.[22])

Das ist Sprache des Jordanus, die wir ebensowohl als Warnung wie als Bekenntnis auffassen dürfen. Andre Barfüsser möchten zu dieser Zeit schon weniger demütig gesprochen haben. Der Orden hatte alle Ursache sich seines Erfolges zu freuen und stolz zu sein; im Laufe eines halben Jahrhunderts hatte er über Deutschland sich ausgedehnt; aus dem Stande der Niedrigkeit und des demütigen Dienstes hatten viele seiner Brüder zu hohen Würden sich emporgehoben. In Nikolaus IV. bestieg der erste Minorit den päpstlichen Stuhl; unter den deutschen Bischöfen jener Zeit begegnen wir mehreren Angehörigen des Ordens; Minoriten waren Beichtväter der Könige Wilhelm und Rudolf. Von dem letztern erzählt Vitoduran,[23]) dass er dem Barfüsserorden mit besonderer Liebe zugethan gewesen sei; seine Gemahlin, die Königin Anna, schenkte 1276 den Brüdern, als sie ihr Provinzialkapitel zu Basel begiengen, eine beträchtliche Summe.[24]) Glänzend vor allem aber war das 1282 zu Strassburg

gefeierte Generalkapitel nicht nur deshalb, weil die Zahl der teilnehmenden Brüder 800 betrug, sondern weil ein Fürst wie Herzog Rudolf von Österreich und drei dem Orden angehörende Bischöfe aus der oberdeutschen Provinz: Heinrich von Basel, Konrad von Toul, Albert von Marienwerder, der Versammlung beiwohnten.[25])

Denselben Eindruck erhalten wir auch aus der Betrachtung der Geschichte des Basler Ordenshauses. Wie thätig und bewusst dieses Kloster schon in der Ausgestaltung seiner eigenen Hofstatt vorgieng, haben wir soeben gesehen; es wäre dies nicht möglich gewesen ohne ein festbegründetes Ansehen bei der Bevölkerung und ohne die Unterstützung mächtiger Personen. Unter den letztern tritt sofort Bischof Heinrich von Isny hervor; er ist aber keineswegs der einzige, nur derjenige, dessen Persönlichkeit uns am nächsten bekannt ist.

Wenige Jahre nachdem die Barfüsser sich zu Basel innerhalb der Stadtmauern niedergelassen hatten, erschien hier Bruder Berthold von Regensburg, »der grosse Prediger, der wie vom Geiste des Elias erfüllt mit brennenden Worten die verdunkelten Herzen der Sünder durchdrang und Unzählige aus der Verirrung zu einem gebesserten Leben führte.«[26]) Es ist ausser Zweifel, dass sein Auftreten in Basel zur Stärkung des Ordens mächtig beitrug; vielleicht ist er einer der ersten gewesen, welcher in der neuen Kirche des Klosters predigte.

Auch die Bischöfe Albert von Marienwerder und Iwan von Lacedämon, die gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in Basel und dessen Umgegend vielfach als Weihbischöfe thätig erscheinen, waren Minoriten.[27])

Ebenso ist Konrad Probus, Lector des Klosters zu Konstanz, 1271 Provinzial der oberdeutschen Provinz, 1279 Bischof von Toul, dem Hause seines Ordens in Basel nahe gestanden. Er machte zu dessen und zu der Beginensamnung am Rindermarkt Gunsten eine Stiftung; er verweilte wiederholt in Basel und in den angrenzenden

Landen; seine Stellung am Königshofe, seine Thätigkeit als Gesandter Rudolfs, seine Beziehungen zum Papst lassen ihn als einen bedeutenden Mann erscheinen, dessen Gunst dem Basler Kloster Ansehen und Gewinn bringen musste.[28]) Noch am Ende des 15. Jahrhunderts wird in der Reihe Derjenigen, deren Jahrzeiten von den Barfüssern begangen werden, »ein Bischof von Dol« genannt, wobei wir ohne Zweifel an Konrad Probus zu denken haben.

Von höchster Bedeutsamkeit ist aber in dieser Beziehung Bischof Heinrich gewesen. Dass er, wie berichtet wird, dem Konvent Basel als Lesemeister angehört habe, ist zwar nicht festzustellen. Aber er war Minorit und wurde 1275 Bischof von Basel, und es ist selbstverständlich, dass er in dieser Stellung dem Kloster besondere Geneigtheit schenkte. In einer bestimmten Richtung, in Betreff des Erwerbs eines dem Stift St. Leonhard gehörenden Hauses durch das Barfüsserkloster, ist das direkte und von der Gegenpartei unverhohlen als Unrecht empfundene Eingreifen Heinrichs sicher bezeugt;[29]) man kann nicht zweifeln, dass er auch auf andere Weise hier den Interessen des Ordens gedient habe. Die mächtige Stellung des Mannes, die ausserordentliche Art seiner Persönlichkeit lassen auch auf diesem Gebiete eine nicht gewöhnliche Wirkung vermuten; bestimmtes einzelnes ausser jenem schon erwähnten Factum ist nicht nachzuweisen; dass der staunenswerte Bau der Kirche keineswegs Heinrichs Förderung und Einfluss direkt zu danken sei, wird unten gezeigt werden; aber das unverkennbare Gedeihen des Klosters zu jener Zeit und in den folgenden Jahrzehnten ist sicherlich zum guten Teile darauf zurückzuführen, was dieser mächtige Kirchenfürst für das Kloster gethan hat. Man hat dabei nicht nur an bestimmte Erweisungen zu denken, sondern ebensowohl die allgemeine geistige Wirkung in Anschlag zu bringen, welche von dem Vorhandensein eines solchen Mannes ausgieng; es ist natürlich, dass dieselbe dem Kreise, aus welchem dieser Mann hervorgetreten und in dessen Regel er geblieben, unmittelbar zugute kam.[30])

Die Blüte des Barfüsserklosters, von welcher soeben die Rede war, dauert ein volles Jahrhundert; sie beginnt mit der Niederlassung in der Stadt und hält an bis zum Erdbeben des Jahres 1356; sie ist gekennzeichnet durch zunehmendes Ansehen des Hauses in Basel selbst und im umliegenden Lande, durch zahlreiche Stiftungen und Vergabungen, die Gunst edler Geschlechter, das Aufkommen und Gedeihen der unter der Leitung der Barfüsser stehenden Häuser von Klarissen und Tertiariern; ihre herrlichste Frucht ist der Chor der Klosterkirche.

* * *

Als Anzeichen der Bedeutung, welche dem Konvent Basel schon in früher Zeit zukam, ist bereits die Thatsache erwähnt worden, dass eine Custodie der oberdeutschen Provinz von diesem Konvent den Namen trug. Zu dieser Custodie gehörte ausser dem Hause Basel vor allem das früh gegründete zu Freiburg i./B.; später kamen im Elsass Mülhausen und Thann, im Breisgau Neuenburg, in der Schweiz Bern, Freiburg, Solothurn und Burgdorf hinzu.[31]) Im Bereiche der Custodie ist darum, weil sie Basler Custodie hiess, irgend ein Vorrecht dieses Hauses freilich nicht anzunehmen; die Benennung spricht nur für dessen Ansehen und Alter. Auch ist die Führung des Custodenamtes eine von Basel ganz unabhängige. Dagegen zählte Basel zu denjenigen Häusern der Provinz, welche sich durch Grösse und Ansehnlichkeit, sowie durch die Lage in einer namhaften Stadt zur Abhaltung der Provinzialkapitel eigneten. Solche Versammlungen haben häufig in Basel stattgefunden.

Die Basler Custodie war kein Sprengel des Hauses von Basel; wohl aber kam diese Eigenschaft dem Gebiete zu, innerhalb dessen die Brüder dieses Hauses die Befugnis ad predicandum et petendum hatten. Dass ein solches bestimmt umgrenztes Gebiet bestand, darf wohl aus der Analogie des Predigerklosters geschlossen werden.[32]) Indessen fehlen ausdrückliche Nachrichten über den Um-

fang dieses Gebietes, und wir haben uns damit zu begnügen, dass wir »Herbergen« des Basler Barfüsserklosters in den Städten Liestal, Rheinfelden, Laufenburg und Laufen, in Schopfheim und in Hirsingen finden.[33]) Diese Herbergen gehörten dem Basler Kloster und waren dazu bestimmt, den Brüdern desselben, wenn sie terminierten d. h. predigend und bettelnd das Land durchzogen, als Absteigequartier zu dienen. Die Verteilung dieser Herbergen im Lande rings um Basel veranschaulicht in ungefährer Weise den Umfang des Klostersprengels.

* * *

Die Besonderheit und die Stärke der Barfüsser (wie auch der Prediger) lag in ihrer Freiheit der Bewegung, in der Vielgestaltigkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Hiezu kam als weitere mächtige Förderung der Umstand, dass ihrem Orden zahlreiche andere Religiosen sich anschlossen und unterordneten, ihren Geist in sich aufnahmen, ihren Einfluss weiter verbreiteten. Es waren dies die Angehörigen des zweiten und dritten Ordens, die Klarissen und die Tertiarier.

Der Orden der hl. Klara war ebenfalls eine von Franziskus ausgehende Stiftung und stand somit schon von Beginn an in enger Beziehung zum Minoritenorden. Seine Angehörigen heissen sorores pauperes; die ihnen von Franziskus gegebene Regel[34]) ist derjenigen der Minderbrüder zum Teil wörtlich gleich. Seit 1245 war den letztern die geistliche Leitung der Klarissen durch päpstlichen Befehl ausdrücklich übertragen; von da an werden sie »geistliche Väter«, »patres spirituales« der Klarissen genannt. Diese Ergänzung des Minoritenordens durch eine aus der gleichen Gesinnung geschaffene, innerlich verwandte und organisatorisch eng-verbundene Gemeinschaft von Klosterfrauen war natürlicherweise für die Entwickelung des Ordens von hoher Bedeutung. Die Gründung solcher Häuser ist daher auch durch die Minoriten eifrig gefördert worden.[35])

In Basel entstanden schon im 13. Jahrhundert mehrere Klöster der Klarissen.

Das früheste derselben ist das Klarakloster vor dem Spalenthor in Gross-Basel, an der Stelle der ersten Niederlassung der Minoriten und wohl im Hause dieser ersten Niederlassung selbst. Zuerst genannt wird dieses Kloster 1268[36]), zuletzt 1278.[37])

1279 wurden die Schwestern dieses Hauses durch Bischof Heinrich den Minoriten in das bisherige Bussbrüderkloster an der Stadtmauer von Klein-Basel, in der Diözese Konstanz, verlegt.[38]) Urkundlich werden sie an diesem neuen Orte zuerst erwähnt 1280.[39])

Seit 1282[40]) erscheint endlich das Kloster Gnadenthal. Darunter ist wiederum jenes Kloster vor dem Spalenthor zu verstehen, darin zuerst die Minoriten und nach mehrfachen Wandlungen c. 1268 bis 1279 die nun in Klein-Basel wohnenden Klarissen gewesen waren. Jedoch war dieses Kloster Gnadenthal zunächst offenbar nur ein Haus von Tertiarierinnen; es wurde in diesen Jahren nicht geleitet durch eine Äbtissin, sondern durch eine Meisterin[41]); erst 1289 geschah die Incorporation des Klosters in den Klarissenorden, vollzogen durch Würdenträger der Minoriten, den Provinzial, den Stellvertreter des Custos, und den Guardian des Basler Klosters.[42])

So bestanden fortan in beiden Städten Basel Konvente von geistlichen Töchtern der Barfüsser. Die Beziehungen derselben zum Barfüsserkloster waren mannigfache und stetige. Bei den Käufen und Leihen dieser Klöster finden wir Barfüsserbrüder unter den Zeugen oder die Geschäfte vollziehen sich im Barfüsserkloster selbst[43]); der Bürger Gerung zum Roten Haus ist Schaffner der Barfüsser und zugleich Pfleger der Frauen von St. Klara in Klein-Basel; die Stiftung des Konrad Probus zu Gunsten der Barfüsser und der Beginen 1293 wird den Klarissen zur Verwaltung übergeben[44]); aus dem Sundgauer Adelsgeschlechte von Heidweiler ist ein Sohn Barfüsser, eine Tochter Klarisse zu Basel, Konrad von Heidweiler verkauft Land an Gnadenthal, Lucard von Heidweiler schenkt sol-

ches an St. Klara[45]); gleiches ist bei denen von Zässingen der Fall, von welchen Hartung und Hetzel Mönche im Barfüsserkloster sind, eine Tochter aber Nonne zu St. Klara in Klein-Basel ist.[46]) Diese Beispiele zeigen, wie engverbunden die Interessen der Klöster waren; für den Erfolg der Wirksamkeit der Barfüsser war das Vorhandensein der Frauenklöster um so mehr von Wert, als diese hauptsächlich von Töchtern der Adelsgeschlechter dieser Lande bewohnt waren.

Die Beziehungen reichten über Basel hinaus. Mit den Klarissenklöstern zu Alspach, zu Mülhausen, Freiburg i./B. und Königsfelden fanden mannigfache Berührungen der Basler Klöster und durch diese vermittelt auch sonstiger Kreise in Basel statt; die drei zuletzt genannten waren der Custodie Basel der Minoriten angeschlossen.

Eine noch kräftigere Unterstützung bei dem Eindringen in die Welt fanden die Barfüsser an den Gliedern des Dritten Ordens. Der heilige Franz hat diesen Orden neben denjenigen der Minderbrüder und der Armen Schwestern als den Orden von der Busse geschaffen, in der Form einer nur halbklösterlichen Kongregation von Laien. Mit der Gründung dieses Ordens öffnete er einen neuen Weg zu der von ihm erstrebten Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums. Denn die Angehörigen dieses Ordens, Männer oder Weiber, erhielten zwar eine bestimmte Regel, die ihnen Pflichten auferlegte: wer einmal in diese Gemeinschaft eingetreten war, der konnte sie nicht verlassen, um in die Welt zurückzukehren, sondern nur um in einen wirklichen Orden überzutreten; die Angehörigen sollten graue Kleider tragen, nicht mit Seide sich schmücken, dem Theater, den Gelagen und Tänzen fernbleiben, keine Waffen tragen ausser zur Verteidigung des Glaubens und des Vaterlandes, häufig fasten und beichten, den Gottesdienst fleissig besuchen, regelmässig kommunizieren, friedfertig leben und ihren Obern, ministri, gehorsam sein.[47]) Aber sie konnten bei alledem in ihrer weltlichen

Lebensstellung bleiben; die eheliche Verbindung und der Beruf mussten nicht aufgegeben werden. Hierin liegt die grosse Bedeutung dieser Institution; sie zeigte, dass auch das alltägliche Leben, dass auch die Pflichten der Familie und der Arbeit der Verfolgung desjenigen hohen Zieles angepasst werden konnten, das bisher nur in der strengen klösterlichen Form erreichbar geschienen hatte.

Das Aufgeben des bisherigen weltlichen Lebens war den Tertiariern nicht vorgeschrieben, aber gestattet. Sie konnten zur Befolgung ihrer gemeinsamen Regel die gemeinsame Wohnung wählen, wenn sie wollten, und so Regelhäuser gründen, welche den Klöstern wirklicher Orden ähnlich waren. Aus den Urkunden ersehen wir in der That, dass solche Regelhäuser hier und anderwärts in grosser Zahl bestanden; man ist sogar versucht, die Insassen dieser Regelhäuser als die einzigen vorhandenen Tertiarier anzusehen. Doch wäre dies unrichtig; dass bestimmt umschlossene und einheitlich auftretende Kongregationen, wie diejenigen der Regelhäuser waren, in den Urkunden viel eher begegnen müssen, als die frei lebenden Glieder der Gemeinschaft, ist natürlich.

In Basel scheint der Gedanke des dritten Ordens vor allem in Errichtung von Regelhäusern, Samnungen, für Frauen seine Ausprägung gefunden zu haben. Ein Brüderhaus erscheint nur in der frühesten Zeit; es ist dies das Haus der Bussbrüder oder Sackbrüder in Klein-Basel, zuerst 1268 genannt[49]), zuletzt 1273[50]); 1279 wurde durch den Bischof das Kloster den Schwestern von St. Klara übergeben, die Brüder grösstenteils in das Barfüsserkloster gethan.[51])

Von den Brüdern der Dritten Regel in Basel ist später nur noch vereinzelt die Rede[52]); in grosser Zahl aber begegnen die Samnungen der Regelschwestern. Einer Aufzählung derselben und nähern Darlegung ihrer Verhältnisse bedarf es hier nicht; es genügt, auf die wertvolle Zusammenstellung Fechters zu verweisen.[53]) Nur das eine mag hervorgehoben werden, dass die grosse Mehrzahl dieser Häuser sich in der Nähe des Barfüsserklosters befand. Die

innere Zusammengehörigkeit kam hierdurch auch äusserlich zur Geltung; auf die Beziehungen der Barfüsser zu diesen Regelschwestern und auf das Verhältnis der letztern zu den Beginen werden wir später bei Anlass des grossen Beginenstreites zu reden kommen.

* * *

In solcher Weise stand das Barfüsserkloster auf breiter Grundlage da. Seine Thätigkeit hatte freien Spielraum kraft der dem Orden verliehenen Privilegien, von welchen schon oben die Rede war; sie wurde mächtig unterstützt durch die Wirksamkeit der ihm unterstellten Kongregationen. Das Ansehen und der Einfluss des Klosters drangen immer weiter, in alle Schichten des Volkes, und die natürliche Folge hievon war das äussere schöne Gedeihen des Konvents. Die Gläubigen vergabten Geld und Gut an das Kloster, stifteten Messen und Jahrzeiten auf seinen Altären, erwarben das Recht bei ihm begraben zu werden. Angehörige der edelsten Geschlechter der Stadt und des Landes wandten den Barfüssern ihre Gunst zu und begehrten, durch ihre Vermittelung der ewigen Gnaden und Tröstungen teilhaft zu werden. So sind Gutthäter des Hauses in dieser frühern Zeit die von Eptingen, Freuler, Herr Johann von Tegerfelden der Chorherr von Beromünster, Frau Elisabeth von Hasenburg Herrn Thürings von Ramstein Ehefrau, Ritter Hugo von Schauenburg u. a. m; von Bürgern nennen wir hier die zum Rosen, Fuchs, Schliengen, Roth. Die Güter, welche das Kloster in solcher Weise erwarb, waren Häuser oder Zinse von solchen in Basel selbst, meist in seiner Nähe, aber auch Güter ausserhalb der Stadt, zu Uffholz, Waltenheim, Muttenz, Lausen, Suntheim, Hundsbach, Sennheim, Tegerfelden u. s. w.

So reihte sich Vergabung an Vergabung und sammelte sich Gut bei Gut bis zum Reichtum. Die Frage liegt am nächsten, wie sich eine solche Gestaltung der Verhältnisse mit der Regel des Ordens habe vertragen können, wonach die einzelnen Minderbrüder

und der Orden selbst nichts ihr Eigen nennen sollten. Diese Frage ist schon im 13. Jahrhundert, schon wenige Jahre nach dem Entstehen des Ordens, gestellt und behandelt worden; sie wurde in ihren weitern Folgerungen der Anlass zu einer gänzlichen Spaltung innerhalb des Ordens selbst.

Die Forderung der vollkommenen Armut konnte nur in den primitivsten Zeiten und Zuständen des Ordens ihre wirkliche Erfüllung finden. Sobald die Entwicklung nur einen Schritt weiter gieng, entstanden Verhältnisse, welche jenes Prinzip zurücktreten liessen. Die Frage war dann die, ob dieses Aufgeben des Prinzips ein thatsächliches oder nur ein scheinbares sei. Wenn der Orden sich in einer Stadt niederliess, sich Wohnung schuf, das Volk hier zur Predigt versammelte, Gottesdienst hielt, die Brüder von hier aussandte und die von ihren Wanderungen zurückkehrenden hier beherbergte, so war alles dies nur möglich unter Erwerbung von Grund und Boden, Hofstatt und Haus, Geld und Gut. Diesen Zustand, dem nicht auszuweichen war, mit jenem hauptsächlichen Grundsatze der Regel in Einklang zu bringen, war die Kirche schon frühe bemüht; ihre erste hierauf bezügliche Erklärung findet sich in einer Bulle des Papstes Gregor IX. von 1230; danach soll den Barfüssern einzeln oder insgesamt weder ein Eigentumsrecht noch ein freies Verfügungsrecht zustehen, sondern lediglich ein Gebrauchsrecht. Diese Deutung des Verhältnisses ist mehrfach von den Päpsten wiederholt worden; die Häufigkeit dieser Wiederholung zeigt, dass ernste Gewissen immer aufs neue in diesem Zustand der Dinge einen Anlass der Beunruhigung empfanden. Die durch alle diese Zweifel hindurch aufrecht erhaltene Meinung, die wir wohl Fiktion nennen dürfen, war, dass der Orden an allen Sachen, die er zum täglichen Leben gebrauchte, den Niessbrauch haben sollte, während das Eigentum dem apostolischen Stuhle zustehe.[54])

In Folge dieser Auffassung konnte nun freilich mit Recht verlangt werden, dass für Rechtsgeschäfte über solches Gut eben-

falls an den Stuhl zu Rom gelangt werde; um die incommoditas und difficultas dieses Verfahrens zu vermeiden, gestattete Papst Nikolaus IV. durch Bulle vom 22. November 1290 dem Barfüsserorden, für Besorgung aller solcher Geschäfte Schaffner (veros et legitimos procuratores, administratores, yconomos, syndicos et actores) anzustellen durch Herbeiziehung von Personen, die dem Orden nicht angehören.[55])

Dementsprechend finden wir schon in früher Zeit auch in den Basler Urkunden solche Schaffner als Vertreter des Klosters auftretend; wo es sich um Vermögenswerte handelt und um Geschäfte über solche, da erscheinen niemals Guardian und Konvent als die Handelnden, sondern jeweilen dieser Schaffner.[56])

* * *

Über die Stärke des Basler Konventes in dieser Zeit mangeln bestimmte Nachrichten. Als Kaiser Rudolf im Jahre 1274 zu Basel einritt, da zogen ihm unter dem übrigen Basler Klerus auch 36 Minoriten[57]) entgegen; 1358 hinwiederum wird bezeugt, dass der Basler Konvent vor dem Erdbeben zum mindesten 60 Brüder gezählt habe.[58])

Von diesen Brüdern sind einige wenige der Erwähnung im einzelnen wert. So vor allem Dietrich Gölin, in den 1270er Jahren Lector zu Basel, dann Provinzial der oberdeutschen Provinz, aus einem Breisgauer Adelsgeschlechte stammend und wohl dem Dichter Diethelm Gölin verwandt; in den Ordenschroniken wird er geschildert als ein Mann von reinem Wandel, der strengsten Erfüllung der Regel beflissen, durch zahlreiche Wunder ausgezeichnet.[59]) Weiterhin ist zu nennen Jacobus de Porta, an Tugenden und Wundern so hervorragend, dass sein Ruf weithin erscholl; 1339 liess er die wunderbaren Erscheinungen, deren er durch die Jungfrau Maria gewürdigt worden, feierlich beglaubigen; 1349 starb er.[60]) Endlich der Chronist Johann von Winterthur, dessen Aufenthalt in Basel jedoch nur zum Jahre 1328 bezeugt ist.[61])

Im übrigen mag auch hervorgehoben werden, dass in dieser frühen Zeit das Kloster Söhne der angesehenen Geschlechter von Eptingen, von Zässingen, Zerkinden, Brotmeister u. s. w. dem Konvente angehörten.[62])

* * *

Die dem Kloster in dieser Zeit innewohnende Kraft hat nun ihren monumentalen Ausdruck gefunden in dem Neubau der Klosterkirche; was von diesem Neubau noch heute vor unsern Augen steht, der Chor, erregt unsere höchste Bewunderung.

Für die Annahme, dass um diese Zeit, d. h. unter Ludwig dem Bayern, ein Neubau der Kirche ausgeführt worden sei, sprechen folgende Thatsachen:

a. Die päpstlichen Erlasse von 1253 und 1256, von welchen oben S. 167 die Rede war, zeigen der erstere die Kirche im Bau begriffen, der andere die Kirche zum Gottesdienste geeignet, also in der Hauptsache vollendet. Dies war die alte Minoritenkirche zu Basel, ohne Zweifel ein beschränkter Bau.

b. In einem Testament von 1291,[63]) wobei sämtliche Gotteshäuser der Stadt Legate zugewiesen erhalten und zwar die einen, wie das Münster und St. Martin, mit dem Zusatze ad edificium, ad fabricam, findet sich dieser Zusatz bei dem den Barfüssern ausgesetzten Legat so wenig wie bei demjenigen für die Prediger, die leprosi u. s. w. Hieraus darf geschlossen werden, dass 1291 bei den Barfüssern keine fabrica im Gange war, vielmehr noch die alte Kirche von 1256 stand.

c. Bei der Einrichtung der heutigen Barfüsserkirche zum Kaufhause 1843 fanden sich an der Holzdecke des Chores zwei Gemälde, deren eines einen Bischof mit dem Wippingenschen Wappenschilde darstellte.[64])

d. In einem Leihebrief von 1342 über ein Haus in vico Escheimertor [65]) wird bestimmt, dass der von diesem Hause den Barfüssern

fallende Zins von denselben verwendet werden solle »ad usum edificii chori ipsorum.«

Gerhard von Wippingen war 1309—1325 Bischof von Basel. Vorher finden wir ihn als Bischof von Lausanne, noch früher als Archidiaconus von Richmond. In seiner Basler Zeit giebt er das Bild eines thätigen und entschlossenen Fürsten; er machte sich um das Bistum verdient durch die Reorganisation der Stifter St. Ursitz, St. Martin zu Kolmar und Münster im Granfeld, durch den Erwerb von Strassberg und Büren, vor allem durch die Gründung von Neuenstadt. Am Hofe König Heinrichs VII. war er in wichtigen Geschäften thätig; später schloss er sich an Friedrich den Schönen an.

Wenn nun im Chore der Barfüsserkirche das Bild und Wappen Gerhards angebracht wurde neben dem Bilde der Mutter Gottes, welcher der Chor geweiht war, so muss hieraus auf ein wirksames Eingreifen des Bischofs zu Gunsten dieses Baues geschlossen werden. Der Bau wurde nicht etwa zu Gerhards Zeiten, sondern erst später vollendet, wie die Urkunde von 1342 lehrt; aber dass so spät noch, als der Chor mit der Holzdecke geschlossen wurde, die Erinnerung an Gerhards Verdienste um den Bau zu einem Schmucke dieser Art Anlass geben konnte, zeigt, wie wesentlich jene Verdienste waren. Wir haben dabei wohl an Schenkungen zu denken, welche den Beginn des Baues überhaupt erst ermöglichten.

Es darf hiebei daran erinnert werden, dass die Wahl Gerhards zum Bischof von Basel durch den Papst und gegen den Willen des Domkapitels und der Stadt selbst erfolgt war; das Domkapitel hatte Lütold von Röteln gewählt, und die Bürger hatten diesen anerkannt. Papst Clemens aber verhalf seinem Erwählten zum Bistum und zwar nicht unwesentlich durch die Thätigkeit der Barfüsser und der Prediger zu Basel, welchen er aufgetragen hatte, Klerus und Volk zu Basel vom Gehorsam gegen Lütold abzumahnen, und zum Gehorsam gegen Gerhard zu vermögen.[66]) Der letztere verdankte mithin sein Bistum zum guten Teile der Unterstützung der Barfüsser.

Hiezu kam ein weiteres: unter den beiden Gegenkönigen Friedrich und Ludwig hing Gerhard dem erstern an, und dieselbe Parteistellung beobachtete in Übereinstimmung mit dem Papste auch sein Nachfolger Johann; in gleicher Weise scheinen die Basler Barfüsser, sich hierin von der grossen Mehrzahl ihrer Ordensgenossen unterscheidend, nicht Ludwigs Sache gedient, sondern dem Papste sich untergeordnet zu haben. Es ergäbe sich also ein Zusammengehen der Barfüsser mit dem Bischof während der Zeit des Kirchenbaues, und wir hätten letzteren zu betrachten unter gleichzeitigem Hinblick auf diese allgemeinen Zustände und Parteiungen.

In Basel wiederholte Zwistigkeiten der Gegenbischöfe Gerhard und Lütold 1310, Johann und Hartung 1325; in Deutschland die Kämpfe Ludwigs mit seinem Gegenkönig Friedrich und mit dessen Hause; über allem der grosse Streit des Papstes mit dem Kaiser. Daneben nun noch die tiefe Spaltung, welche innerhalb des Minoritenordens durch die Diskussion der Armutfrage entstand, wobei der Papst mit seiner Deutung der Regel auf der einen Seite, ein grosser Teil des Ordens aber ihm gegenüber auf der andern Seite stand und auf diesem Wege zum Parteigänger Ludwigs wurde. Man vergegenwärtige sich die Lage Deutschlands in diesen Zeiten, da der Kaiser gebannt und sein Land mit dem Interdikte belegt war, die Geistlichkeit aber und insbesondere die Barfüsser sich an das Interdikt nicht kehrten, vielleicht auch mancherorts vom Volke gezwungen wurden, die Thüren ihrer Kirchen aufzuthun und den Gottesdienst zu halten.

Welche Stellung in diesen Streitigkeiten die Basler Barfüsser einnahmen, ist zwar nicht mit völliger Sicherheit nachzuweisen, wohl aber auf Grund einzelner Angaben bestimmt zu vermuten. Danach haben die Barfüsser das Interdikt beobachtet, gleich den Konventen im nahen Neuenburg und in Schaffhausen.[67]) Welche Kämpfe sie deswegen zu bestehen hatten, wissen wir nicht. Die Bürgerschaft hat meist zu Ludwig gehalten, und so sind Anfeindungen erheblicher Art ohne Zweifel nicht ausgeblieben.[68])

Wir finden danach die Basler Barfüsser immer auf demselben Punkte, dem Papste gehorsam und dem von ihm gesetzten Bischofe anhangend. Es wäre somit nicht unangemessen, in dem damals errichteten grossartigen Kirchenbau den stolzen und bewussten Ausdruck ihrer Gesinnung und das Denkmal einer von ihnen in schwerer Zeit festgehaltenen Stellung zu erkennen.

Dabei bleibt aber immer fraglich, inwieweit es sich bei diesem Bau um die ganze Kirche oder zunächst nur um den Chor gehandelt habe, mit andern Worten ob im Erdbeben von 1356 das alte Langhaus oder ein erst kurz vorher erbautes niedergelegt worden sei. Das letztere ist unwahrscheinlich; von der Erwägung abgesehen, dass es passend erscheinen konnte, während des Chorbaus das alte Langhaus noch zur Verfügung zu haben, ist geltend zu machen, dass ein zugleich mit dem Chor aufgeführtes Langhaus beim Erdbeben nicht so völlig zerstört worden wäre. Spuren eines solchen frühern Baus sind aber jetzt nicht mehr vorhanden; vielmehr unterscheidet sich das heute stehende Langhaus technisch sehr wesentlich vom Chor: es ist sichtlich mit beschränkten Mitteln und rasch aufgeführt worden, während der Chor das Gepräge einer Zeit trägt, welche ruhig zu Werke gehen und auch in finanzieller Hinsicht aus dem Vollen schöpfen konnte.

Dieser Bau des Chors ist also, wie angenommen werden muss, etwa im zweiten Jahrzehnt begonnen und um die Mitte des Jahrhunderts vollendet worden. Bei der spätern Anfügung des Schiffes ist der ursprüngliche Plan in der Hauptsache doch wohl befolgt worden; wir würden somit die Kirche heute wirklich in derjenigen Gestalt vor uns sehen, welche einst der unbekannte grosse Meister seinem Werke zu geben beabsichtigte.

Bestimmte Nachrichten über die Einwirkungen des Erdbebens von 1356 auf Kirche und Kloster der Barfüsser zu Basel fehlen.[69]) Nur zu vermuten ist, wie bereits ausgesprochen wurde, dass das

Langhaus niedergeworfen wurde; ebenso wird auch das Klostergebäude im wesentlichen zerstört worden sein. Der Chor dagegen blieb stehen.

Mit der Wiederherstellung des grossen Schadens waren die Barfüsser auf Jahre hinaus beschäftigt. Päpstliche Indulgenzen, zahlreiche Vergabungen von Gönnern des Klosters, auch Beiträge des Rates des Stadt brachten die Mittel zur Förderung des Werkes.[70]) Die Urkunden des Klosters aus den Jahrzehnten nach dem Erdbeben bis zum Schlusse des Jahrhunderts zeigen, gewiss nicht zufällig, eine erstaunliche Menge von Schenkungen und Jahrzeitstiftungen. Wir dürfen hierin einen neuen Beweis dafür erkennen, dass das Erdbeben, so verheerend diese Katastrophe auch gewesen sein mag, die Kraft des wirtschaftlichen Lebens und die reiche vorwärtsdrängende Entwickelung der Stadt keineswegs gebrochen hat. Es war eine kurze schwere Störung, die rasch überwunden wurde. Ihre Folge war eine beinahe völlige Erneuerung der Stadt in ihrer äusseren Erscheinung; sie hat aber auch, wie uns diese zahlreichen Vergabungs- und Stiftungsbriefe des Barfüsserarchivs lehren, eine mächtige Belebung der Sinnen und Gemüter bewirkt.

Wie lange der Wiederaufbau von Kirche und Kloster gedauert hat, wissen wir nicht.[71])

* * *

Eine jede Darstellung der Vergangenheit des Barfüsserklosters ist dadurch bedingt, dass die vorhandenen Zeugnisse nur von äussern Dingen und nur von vereinzelten Begebenheiten reden. Was wir erfahren über die Verhältnisse des Hauses zur Provinz, zu den Frauenklöstern und zu den Regulierten des Dritten Ordens, über den Bau von Kirche und Kloster, über Quellen und Verwaltung des Vermögens, über die Beziehungen zum Bischof und zur Stadt, über einzelne Brüder des Konvents u. s. f. — alles zeigt nur vereinzelt dastehende Erscheinungen und vor allem nur äussere Formen.

Diese geben nichts als eine Ahnung dessen, was das eigentliche Leben und Geschehen gewesen ist. Die Gesinnungen, die das Kloster erfüllten, die Art der Thätigkeit der Brüder, die Wirkungen, die sie erzielten, bleiben uns beinahe völlig verborgen.

Es wäre in dieser Beziehung für die Geschichte des Klosters im 14. Jahrhundert von besonderem Werte, näheres zu erfahren über das Verhältnis unserer Barfüsser zu derjenigen tiefen Bewegung der Geister, welche als die Mystik bekannt ist. Die Teilnahme an dieser Richtung begegnet freilich zumeist bei dem andern Bettelorden, bei den Dominikanern; hier hat die Mystik ihre mächtigsten Verkündiger gefunden. Eckhart und Heinrich Suso gehörten diesem Orden an; in zahlreichen Klöstern, namentlich auch in denjenigen der Dominikanerinnen, fand die neue Richtung ihre Pflege.

Dem gegenüber tritt die Teilnahme der Franziskaner sehr zurück; wohl aus dem Grunde, weil dieser Orden von Anbeginn der ungelehrtere war, sich vornehmlich aus den niederen Kreisen des Volkes ergänzte, ein noch weniger entwickeltes geistiges Leben hatte. Doch ist auch er nicht völlig ohne Bethätigung auf diesem Gebiete geblieben. Vor allem David von Augsburg und Berthold von Regensburg sind hier zu nennen[72]); neben diesen sodann vereinzelte weniger bedeutende Vertreter[73]). So ein Basler Barfüsser selbst, von welchem Sprüche mystischen Inhalts uns überliefert werden[74]); auch bei den Klarissen im nahen Freiburg scheint diese neue Richtung eifrig gepflegt worden zu sein.[75]).

Basel war im 14. Jahrhundert ein Hauptort mystischen Lebens; aber wir finden nicht, dass das Barfüsserkloster von diesem Leben in besonderem Masse berührt worden sei. Wir haben wenigstens kein bestimmtes Zeugnis hiefür; unmöglich ist freilich keineswegs, dass Gedanken und Lehren dieser Art von den in die Regelhäuser des Dritten Ordens eingetretenen Begharden und Beginen in aller Stille gepflegt und auf diesem Wege auch den Barfüssern gebracht worden seien.

Auch Heinrich von Nördlingen stand in keinem nachweisbaren Verkehre mit den Barfüssern. Als dieser Priester 1338 nach Basel kam und hier mit Tauler von Strassburg zusammentraf, bildete sich um ihn ein Kreis einer »heiligen ehrbaren geistlichen Gesellschaft«. Das waren die Gottesfreunde. Er hatte Beziehungen gehabt zu dem franziskanischen Königsfelden; dass er auch in Basel mit den Barfüssern zusammenkam, ist schon darum glaubhaft, weil er in dem neben ihrem Kloster gelegenen Spital seine Herberge hatte und seine Predigten hielt. Aber in seinen Briefen, die doch so viele Einzelheiten dieses Basler Aufenthaltes berühren, erwähnt er die Barfüsser mit keinem Worte. Zu seinem Kreise gehörten Margaretha zum goldenen Ring, die Freundin der Prediger, und die Priorin im Klingenthal, eine geborne Gräfin von Falkenstein.[76])

Dagegen hat später, nahe dem Ende des Jahrhunderts, in den Mauern des Barfüsserklosters ein Mann gelebt, welcher als einer der letzten Vertreter der Mystik und als Nachfolger jener alten Gottesfreunde anerkannt wird: Otto von Passau. Er erscheint 1362 als Lesemeister, 1363 als Custos, 1385 als Konventual zu Basel[77]); 1386 vollendete er sein Werk »die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron«, ein grosses Erbauungsbuch in deutscher Sprache, den Gottesfreunden gewidmet; von der Beliebtheit dieses Werkes und der weiten Verbreitung, welche es fand, zeugen die zahlreichen erhaltenen Handschriften und die frühen Druckausgaben desselben.[78])

* * *

Schon vorhin ist die Möglichkeit berührt worden, dass in den zahlreichen Beginenhäusern Basels die mystische Richtung Anhänger gefunden habe und aus solchen Häusern wohl auch in das Barfüsserkloster gedrungen sei. Eine eingehende Behandlung des Basler Beginenwesens würde vielleicht, wie sie überhaupt eine lohnende Arbeit wäre, so auch in dieser Beziehung sichere Angaben ermöglichen; hier kann nur die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges aus-

gesprochen und auch im übrigen nur eine allgemeine Hindeutung auf diese Beginenhäuser und deren Beziehungen zum Barfüsserkloster gegeben werden, zugleich mit einer Erwähnung des grossen Beginenstreites zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Die Institution der Begharden und Beginen ist älter als diejenige der Barfüsser. Ihre Anfänge werden im 12. Jahrhundert und in belgischen Städten gefunden. Es waren Angehörige freier Vereinigungen, die durch Regeln geordnet waren, aber keine verpflichtenden Gelübde forderten. Sie wohnten, wie es scheint, meist zusammen, in einer klosterähnlichen Gemeinschaft; aber sie konnten auch für sich allein wohnen. Es waren vorwiegend Frauen, seltener Männer. Sie bewahrten Besitz und Beruf; daneben widmeten sie sich der Krankenpflege, dem Gebete, der frommen Betrachtung. Die Unbemittelten ernährten sich durch die Arbeit ihrer Hände oder durch Almosenheischen.

Schon frühe verbreiteten sich diese Beginen auch in den deutschen Landen. In Basel erscheinen sie zuerst um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Im 14. Jahrhundert sind sie hier in grosser Zahl anzutreffen.

Inzwischen aber und ohne Zweifel unter bestimmter Rücksicht auf die Beginen war die Dritte Regel des hl. Franziskus erlassen worden, von welcher oben geredet wurde, und es entstanden da und dort die Samınlungen der Tertiarier, der Bussbrüder, der Regelschwestern, die dem Barfüsserorden affiliert waren. Die Folge der Gleichartigkeit oder Verwandtschaft der beiden Institute, aber wohl nicht minder auch die Folge des Strebens, einen festeren Rückhalt zu gewinnen, war, dass zahlreiche Beginen die Dritte Regel annahmen. Ein völliges Aufgehen der einen Institution in der andern fand darum nicht statt; es gab nach wie vor Beginen, die nicht Regelschwestern waren, wie auch umgekehrt keineswegs alle Regelschwestern aus dem Beginenverbande herübergekommen waren.[79])

Diese Verhältnisse finden wir nun auch in Basel. Von den hiesigen Regelhäusern des Dritten Ordens ist schon oben die Rede

gewesen;[80]) wegen solcher Beginen, die sich dem Dritten Orden nicht anschlossen, sondern unabhängig blieben, ist auf Fechter[81]) zu verweisen. Von Bedeutung für uns ist hier nur das Verhältnis dieser Gemeinschaften zu den Barfüssern.

Zunächst ist daran zu erinnern, dass mehrere Regelhäuser in der nahen Nachbarschaft des Barfüsserklosters sich befanden;[82]) und dass auch einzelne Beginen daselbst Häuser besassen.[83]) Die hier wohnenden Frauen besorgten den Klosterbrüdern manche häusliche Geschäfte;[84]) in dem Hause, das 1312 der Ita Pfirterin gehörte, befanden sich später »etliche swestern, die haben den Barfüsserherrn ir cleider gewäschen.«[85])

Noch deutlicher vergegenwärtigt die Nähe dieser Beziehungen der Umstand, dass wiederholt der Schaffner des Barfüsserklosters vor Gericht die Frauen des Dritten Ordens vertritt,[86]) oder, was noch auffallender ist, dass im Namen des Klosters die Regelmeisterin handelt. Katharina von Pfirt, Klara zu Rhein, dann nochmals eine Katharina von Pfirt, der erstern Nichte, sämtlich nacheinander Regelmeisterinnen der Frauen des Dritten Ordens, erscheinen und handeln für das Kloster entweder neben dem Schaffner oder auch ohne denselben; 1359 ist es die ältere Katharina von Pfirt, »que pronunc existit procuratrix seu negociorum gestrix dicta vulgariter ein schaffnerin cardiani et conventus fratrum Minorum;«[87]) unter den im Archiv der Barfüsser liegenden Privilegien war eine vom Schultheiss besiegelte Urkunde, »quod magistra tertie regule potest esse procuratrix fratrum Minorum.«[88])

Dass im übrigen unter den Gutthätern des Klosters, welche Vergabungen machten, Jahrzeiten und Messen stifteten, auch Beginen waren, versteht sich von selbst.

Die Gemeinschaft aller Interessen, der geistigen wie der finanziellen, war eine sehr nahe; und wir vermögen danach zu ermessen, welch grosse Wichtigkeit die am Ende des 14. Jahrhunderts anhebenden Kämpfe, die unter dem Namen des Beginenstreites bekannt sind, für das Barfüsserkloster hatten.

Der Stand der Beginen hatte schon lange Anlass zu Bedenken gegeben. Man warf ihm vor, dass in den Beginenhäusern häretische Lehren verbreitet würden, dass sie Gelegenheit zur Unzucht böten; man bestritt den von ihnen erhobenen Anspruch, ohne Arbeit sich nur von Almosen zu ernähren. Das Institut wurde von den Mendikantenorden als ein gefährlicher Rivale und von der Kirche überhaupt als ein Herd der Heterodoxie betrachtet, und die hieraus entstehende Opposition führte 1311 zur förmlichen Aufhebung und zum Verbot des Beginenstandes. Es ergab sich indessen sofort eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, indem einzelne Begharden und Beginen ihre Orthodoxie, andere wiederum ihre Zugehörigkeit zum Dritten Orden erweisen konnten. Die Folge war teilweise Aufhebung, teilweise Bestätigung der frühern Massregel und eine um so schwankendere Haltung, je weniger klar der Unterschied zwischen Beginen und Tertiariern vorhanden war oder erkannt wurde.[89]) Ein Teil dieser umfassenden Bewegung war auch der Basler Beginenstreit.

Der Verlauf dieses Streites ist von Wurstisen ausführlich und mit prächtiger Lebendigkeit dargestellt worden,[90]) sodass es, wenigstens in vorliegender Arbeit, zulässig erscheint, lediglich auf ihn zu verweisen.

Der Streit begann im Jahre 1400. Die Parteien waren auf der einen Seite die Dominikaner und die Mehrzahl des Klerus, mit Johannes Mulberg, Lesemeister der Dominikaner, und Johannes Pastoris, Rektor der Schule auf Burg, als Wortführern, auf der andern Seite die Beginen und Begharden mit den Minoriten, welchen sie sich zum grossen Teile als Mitglieder des Dritten Ordens angeschlossen hatten. »Die Gegner der Beginen und Begharden beriefen sich vor allem darauf, dass durch die Bullen Clemens V., Johannes XXII. und ihrer Nachfolger bis auf Bonifaz IX. der Stand der Beginen und Begharden als solcher von der Kirche aufgehoben und die Beobachtung ihrer Ordensregeln und Lebensweise, wie das Tragen der

frühern Ordenstracht als Häresie erklärt worden sei; ausserdem wiesen sie nachdrücklich darauf hin, dass es mit der christlichen Glaubenslehre im Widerspruch stehe, wenn Laien — und die Angehörigen des Dritten Ordens des hl. Franziskus hätten als solche zu gelten, — die sich durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt verschaffen könnten, vom Bettel leben wollten, der nur den vier Orden der Mendikanten gestattet sei. Die Minoriten dagegen erklärten, dass die gegen die Beginen und Begharden gerichteten päpstlichen Bullen auf die in Basel mit diesem Namen bezeichneten Personen keine Anwendung finden könnten, da diese zum grössten Teile Brüder und Schwestern ihrer Dritten Regel seien; zu den früheren den Dritten Orden privilegierenden päpstlichen Bullen erlangten sie eine neue und erwirkten ausserdem, dass dem Bischof und dem gesamten Klerus zu Basel von Rom aus die Weisung erteilt werde, alles, was sie gegen die Tertiarier gepredigt und gehandelt hätten, zu widerrufen und die aus der Stadt verwiesenen Beginen und Begharden in ihren Besitz und ihre Rechte zu restituieren «[91]) Dennoch war der schliessliche Ausgang des Streites ein für die Barfüsser ungünstiger. 1411 einigte sich Bischof Humbert mit dem Rate der Stadt dahin, dass die Beginen und Begharden in Basel nicht mehr geduldet werden sollten. Sie mussten ihr Zusammenleben aufgeben, ihre Ordenskleidung ablegen und ihre Häuser verlassen. Von diesen Häusern waren eine Anzahl schon früher dem Spital überlassen worden; die noch übrigen zog nun der Bischof zu Handen, verkaufte sie jedoch im folgenden Jahre um 230 Gulden an die Barfüsser.[92])

Bei Betrachtung dieses Streites und seines Ausganges kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass nicht lediglich um der Beginen, um ihres Rechtes und Wesens willen gestritten worden sei, sondern dass es sich um die Barfüsser selbst gehandelt habe. Für zahlreiche Gegner derselben war dieser Streit ein willkommener Anlass. Man wird in dieser Beziehung vor allem das Verhalten der Dominikaner, deren Lektor Mulberg im Vordergrunde stand,

und dasjenige der Augustiner, deren Prior sich ebenfalls vernehmen liess, nicht als ein ganz unbefangenes ansehen wollen; die einen Mendikanten waren den andern gram. Aber auch der Weltklerus hatte Ursache, den Barfüssern, die ihm in seinen Einkünften Eintrag thaten, nicht freundlich gesinnt zu sein: gerade in jenen Jahren des Beginenstreites waren auch diese Beschwerden der Pfarrer und Kapläne über Eingriffe der Bettelmönche neuerdings laut geworden. Es mögen also Beweggründe dieser Art zum schliesslichen Unterliegen der Beginen und der auf ihrer Seite stehenden Barfüsser mitgewirkt haben. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass der Widerwille gegen die Beginen ein sehr verbreiteter war, so dass es kaum angeht, seine sachliche Berechtigung abzuleugnen. Die Arbeitsscheu und der Bettel dieser doch nicht in Klöstern lebenden Leute und wohl zum guten Teil eine mannigfach von ihnen begünstigte Unsittlichkeit haben diesen allgemeinen Widerwillen erregt. Was Mulberg insbesondere betrifft, so steht seine Gestalt als diejenige eines reinen und nur auf die Sache selbst schauenden Kämpfers da; seine Angriffe auf die sittlichen Gebrechen nicht nur der Beginen, sondern des baselischen Klerus überhaupt haben ihm den Hass des letztern in solchem Masse zugezogen, dass er Basel verlassen musste und im Auslande starb.[93])

* * *

Über die soeben berührten Zwistigkeiten der Barfüsser mit dem Pfarrklerus ist folgendes zu sagen.

Dass solche Zwistigkeiten entstanden, war natürlich. Die ausserordentliche Gunst, welche sich die Bettelorden sofort nach ihrem Auftreten in den weitesten Kreisen gewannen, musste nicht nur die Eifersucht des übrigen Klerus, namentlich des Pfarrklerus, erregen, sondern der letztere fühlte sich bald auch thatsächlich und in empfindlicher Weise getroffen. Die Mendikanten waren vom Papste berechtigt erklärt, frei zu predigen, Beichte abzunehmen,

bei ihren Kirchen auch Laien zu beerdigen; die Folge war, dass viele Gläubige sich in diesen Dingen zu den Mendikanten hielten und die Pfarrer der gewohnten Opfer und Gefälle von ihren Gemeindemitgliedern verlustig giengen. Der Streit hierüber, zwischen den beiden Gewalten in entschlossener Weise geführt, von den Bischöfen und den Päpsten in zahlreichen Erlassen oft wechselnden Inhaltes behandelt aber nie entschieden, hat das ganze Mittelalter hindurch gedauert und seine schliessliche Beilegung erst auf dem Konzil zu Trient 1563 gefunden.[94])

Auch in Basel war die Geistlichkeit wiederholt in der Lage, sich über solche Beeinträchtigung durch die Bettelklöster zu beklagen; gegenüber den Barfüssern kamen in dieser Beziehung hauptsächlich das Kloster St. Alban und die Stifter St. Leonhard und St. Peter in Betracht, welche sämtlich Pfarrrechte besassen. Auffallenderweise scheinen jedoch solche Streitigkeiten der Barfüsser mit St. Alban, in dessen Pfarrsprengel doch ihr Kloster lag, nur selten vorgekommen zu sein; um so häufiger entstanden sie mit St. Peter und vor allem mit dem benachbarten St. Leonhard. Dabei war es namentlich das Begräbnisrecht, um welches sich der Streit drehte; denn alles, was mit dem Toten in die Kirche gebracht wurde, gehörte zusammen mit den Opfern, die an den verschiedenen Gedächtnistagen einer Leichenfeier fielen, der betreffenden Kirche. Eine Einschränkung dieses Rechtes wurde aber schon 1311 durch das Dekret des Papstes Clemens V. gegeben, wonach diejenige Kirche, bei welcher die Beisetzung stattfand, ein Viertel dieser Funeralien an die Pfarrkirche, welcher der Tote angehört hatte, entrichten sollte. Diese quarta funeralium ist von da an in Basel ein volles Jahrhundert lang Gegenstand eines Streites gewesen, welcher nur zeitweise ruhte. St. Leonhard und St. Peter erhoben wiederholt gegenüber den Barfüssern den Anspruch auf die Quart; die Barfüsser aber verweigerten die Zahlung, weil jene Konstitution ihren Ordensprivilegien, worunter auch das freie Begräbnisrecht gehöre, zuwiderlaufe. Der Streit wurde vor

einem päpstlichen Kommissär geführt, in hartnäckiger Weise hin und her und schliesslich nach Rom selbst gezogen. Endlich im Jahre 1408 erfolgte der Spruch durch Gregor XII., und zwar in der Hauptsache zu Ungunsten der Barfüsser, im übrigen unter beträchtlicher Ermässigung der von den beiden Stiftern gestellten Forderungen: die Barfüsser wurden verurteilt, an St. Peter von 4, an St. Leonhard von 16 verstorbenen Pfarrkindern, welche zwischen 1381 und 1401 bei ihnen bestattet worden waren, die Quarten der Funeralien und der Vermächtnisse zu bezahlen und ausserdem beiden die Prozesskosten zu vergüten. Der Betrag der quartpflichtigen Funeralien für St. Peter wurde auf 40 Pfund Wachs und c. 22 Gulden, für St. Leonhard auf 132 Pfund Wachs und rund 300 Gulden bemessen. Die förmliche Ansagung dieses Spruches durch die Stifter an das Barfüsserkloster ist in den Urkunden [95]) mit Anschaulichkeit geschildert; sie geschah Samstag den 15. September 1408 abends um 5 Uhr. Da begaben sich die Abgeordneten der Stifter in Begleit des Notarius Konrad Anenstetter von Reutlingen in das Kloster und fanden die Mönche zur Vesperfeier im Chore versammelt; wie nun hier der Notar die Sentenzen — für jedes Stift mehrere Pergamente grössten Formats — verlesen wollte, unterbrach ihn der Barfüsser Lesemeister Rudolf Buchsman mit der Bemerkung, dass ihnen das Endurteil schon bekannt sei; die formelle Intimation werde als geschehen erachtet, und das Kloster werde sich dem Spruche unterziehen. Daraufhin zog man gemeinsam hinüber ins Refektorium, woselbst sich inzwischen der Konvent versammelt hatte, und hier leistete nun ein jeder der 13 Barfüsser in die Hand des Notars das eidliche Versprechen, die ihnen auferlegten Summen bezahlen und in Zukunft die Quart gemäss der päpstlichen Konstitution entrichten zu wollen. Damit hatten die langen Zwistigkeiten über die kanonische Quart ihr Ende erreicht.[96])

* * *

Seit den 1390er Jahren tritt, wie die Urkunden unverkennbar zeigen, ein allmähliches Nachlassen in den Vergabungen an das Barfüsserkloster ein. Von den seltenen Jahrzeitstiftungen dieser spätern Zeit mögen nur diejenigen des Götzmann Rot 1403,[97]) des Peter Reich von Reichenstein 1429,[98]) des Peter Schaltenbrand 1430,[99]) des Grafen Hans von Thierstein, Herrn zu Pfäffingen und Blumenberg, 1437[100]) einzeln genannt werden. Die Urkunden betreffen nun zumeist die Besorgung des vorhandenen, nicht unbeträchtlichen Besitzstandes; Verleihungen, Zinsverkäufe, Fröhnungen, Gerichtssprüche sind ihr Inhalt. Auch tritt die Bethätigung der edlen Geschlechter sichtlich zurück; es sind vorwiegend Bürger und kleine Leute, mit denen das Kloster in diesen Dingen zu thun hat.

Auch ist die Periode der ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts durch keinerlei bedeutsames Ereignis in der Klostergeschichte ausgezeichnet. Erwähnung besonderer Art verdient nur Johannes Grütsch, der durch Gelehrsamkeit und besondere Eleganz der Rede berühmte Prediger des Klosters. Er war Doktor der Theologie und verfasste Predigten de passione domini, de tempore und de sanctis, sowie ein Quadragesimale, welch letzteres noch im 15. Jahrhundert grosse Verbreitung durch den Druck fand.[101])

Erst zur Zeit des Konzils von Basel gewinnt die Geschichte des Klosters wieder allgemeineres Interesse. Im Refektorium der Barfüsser pflegte die deputatio pacis des Konzils ihre Sitzungen zu halten, ebendort tagte der Gerichtshof des Konzils[102]) und fanden 1434 die Verhandlungen wegen Zulassung der päpstlichen Legaten zum Präsidium statt;[103]) hier auch wurde 1448 die Widerrufung des dem Konzil gegebenen Geleites durch den Rat der Stadt feierlich verkündet.[104])

Weit erheblicher war das Eingreifen des Konzils in das innere Leben des Klosters. Es kam zu einer Reformation des Klosters und Übergabe desselben an die Richtung der Observanz.

Es ist für Beurteilung dieses Vorganges an die schon oben [105]) berührten Streitigkeiten über die Armutfrage zu erinnern. Das Ge-

bot der vollkommenen Armut, in der Ordensregel enthalten, gelangte schon frühe nicht zur gänzlichen Ausführung. Den hieraus entstehenden schweren und grundsätzlichen Bedenken suchte die eine Partei im Orden zu genügen durch das aufrichtige ernste Streben nach Erfüllung, während die andere Partei den Zwiespalt zwischen der Regel und der Wirklichkeit durch freiere Deutung jener zu beseitigen sich bemühte. Von dem Belange, welche dieser Zwiespalt innerhalb des Ordens beim Streite Ludwigs des Bayern mit dem Papste erlangte, ist schon die Rede gewesen; auf der einen Seite stand der Papst, welcher kraft seiner Autorität eine freiere Auffassung der Regel als bindend erklärte; die Opposition wurde vertreten durch Michael von Cesena, Wilhelm von Occam u. a. m. Aber diese Diskussion der Frage war zu sehr durch politische Beziehungen beeinflusst; auch tritt die theoretische und litterarische Behandlung unangemessen hervor. Nur das praktische Bemühen für eine strenge Beobachtung der alten franziskanischen Armut konnte eine reine Wirkung hervorbringen. Dies geschah in den 1360er Jahren durch Paulutius von Trinci aus Foligno und seine Genossen und Nachfolger, die Paulutianer; in den von diesen gebildeten Konventen sollte die ursprüngliche Strenge der Regel nach aller Möglichkeit durchgeführt werden. Damit war eine eigentliche Reformation des Ordens und die Schaffung einer auf strikte Beobachtung der Regel dringenden Partei im Orden, der Observanten, angebahnt, was um so wichtiger war, da die gewissenhafte Befolgung des Armutgebotes nur geschehen konnte auf Grund einer ernsteren Gesinnung, welche zugleich eine Läuterung des ganzen klösterlichen Lebens und eine Befestigung der Zucht herbeiführte

Die Genossenschaft der Observanten breitete sich stätig aus; ihre volle Anerkennung erlangte sie auf dem Konzil zu Konstanz 1415 durch dessen Beschluss, dass den Anhängern der »regularis observantia« der Anspruch auf mindestens zwei Konvente in jeder Provinz eingeräumt, sowie das Recht zur Wahl eigener General-

und Provinzialvikare (neben den General- und Provinzialmeistern alter Ordnung) gegeben werde.[106])

In der oberdeutschen Provinz fand die Observanz zuerst Eingang im Konvent Heidelberg 1426; es folgte 1435 die Reformation des Konventes Rufach, 1443 diejenige des Konventes Pforzheim.[107]) Zu diesen trat nun auch der Konvent Basel.

Das hier versammelte Konzil hatte am 23. Dezember 1439 den Bischof von Regensburg, den Domsänger von Worms und den Prior der Karthause Freiburg beauftragt, die in der Provinz Strassburg gelegenen Barfüsserklöster zu visitieren und zu reformieren, »da wir vernommen haben, dass in den meisten dieser Klöster die Ordnung der regelgemässen Observanz, der klösterliche Brauch und der Gottesdienst von Tage zu Tage abnehmen und die Klosterleute, den Dienst des frommen Lebens und der stillen Betrachtung verlassend, vor mannigfaltigen Verbrechen und Ausschweifungen nicht zurückschrecken.«[108]) Mit der Exekution dieses Auftrages für den Konvent Basel wurden durch den Wormser Domsänger Wipert von Frankenstein sofort zwei Barfüsser betraut, nämlich Nikolaus Caroli, Guardian zu Heidelberg, und Nikolaus Dieppach, Bruder des Basler Hauses.[109])

Caroli, ursprünglich Weltpriester, war Minorit geworden, hatte sich zur Observanz bekannt und wurde Guardian des reformierten Konventes Heidelberg.[110]) Die Reformation der Konvente Rufach und Pforzheim war sein Werk; auch späterhin arbeitete er unablässig und mit Erfolg für die Ausbreitung der Observanz, sodass er in der Geschichte des Ordens als der Reformator der oberdeutschen Provinz seine Stelle hat.

Der Übergang des Basler Konventes zur Observanz vollzog sich indessen nicht sofort. Vielmehr ist aus dem teilweisen Widerspruch der Nachrichten über diesen Vorgang zu entnehmen, dass verschiedene Strömungen und Einflüsse bestanden, welche das Zustandekommen des Werkes verzögerten.

Im Kloster selbst waren zwei Parteien: die eine wünschte den Anschluss an die Observanz, die andere wollte den bisherigen Stand beibehalten; zur erstern gehörten der obengenannte Mönch Nikolaus Dieppach[111]) und vor allem der Guardian Leonhard Meyer;[112]) zur andern zählte beispielsweise jener Remigius von Thierberg, welcher später vor der Observanz aus dem Kloster entwich und 1490 bei den Barfüssern zu Thann starb.[113])

Aber auch innerhalb des Konzils, das doch durch förmlichen Beschluss die Reformation der Klöster in der oberdeutschen Provinz befohlen hatte, bestanden verschiedene Richtungen. Der neugewählte Papst Felix scheint den Vertretern des alten Zustandes, den Konventualen, geneigter gewesen zu sein als den Observanten; die letztern hinwiederum hatten ihre Hauptstütze an Kardinal Ludwig von Arles.[114])

Der Bischof begünstigte die Reformation;[115]) der Rat der Stadt hielt sich neutral und sagte nur seinen Schirm und seine Aufsicht zu, damit keine Unordnungen entstünden.[116])

Was nun den Verlauf der Sache selbst anbelangt, so findet sich zwar die Nachricht, dass schon zu Ende des Jahres 1438 die Reformation des Basler Klosters durchgeführt worden sei;[117]) aber diese Angabe stösst auf Bedenken, weil sie vereinzelt ist, auch keine Begründung in irgend welchen Akten oder Urkunden findet und im übrigen zu der Thatsache nicht recht zu stimmen scheint, dass die Durchführung der Reformation in der oberdeutschen Provinz überhaupt erst durch die Bulle des Konzils vom 23. Dezember 1439 angeordnet wurde. Nach den offiziellen Angaben in den Archiven des Klosters und der Stadt ist die Einführung der Observanz hier erst mit Ausgang des Jahres 1440 begonnen worden. Andrerseits bringt dieselbe Ordenschronik, welche jene Nachricht enthält, auch die weitere Mitteilung, dass im Jahre 1440 das Basler Kloster den Observanten wieder verloren gegangen und von den Konventualen wieder zurückgewonnen worden sei.[118]) Will man diese und

die frühere Nachricht als auf einer besondern Überlieferung beruhend und der anderweitigen Überlieferung, wonach die Reformation 1440 begonnen hat, nicht zuwiderlaufend anerkennen, so kann dies nur in der Weise geschehen, dass in der einen wie in der andern Nachricht die vom Standpunkt einer Partei aus gewonnene und allzu bestimmt gegebene Auffassung eines Übergangszustandes erblickt wird.

Von einem solchen Übergangszustand und von den andauernden Bemühungen der Observanten, bis sie endlich zu ihrem Ziele gelangten, wird auch sonst geredet.[119]) Gleicherweise veranschaulicht die bekannte Erzählung Felix Hemmerlins diese Zeit der Unterhandlungen und des Streites: »Neulich auf dem Konzil zu Basel, als die Brüder von der Observanz sich eifrigst darum bemühten, die Konventualen des dortigen Hauses des hl. Franziskus zu ihrer Regel zurückzubringen, und als beide Parteien im Münster vor den Kardinälen und den übrigen gelehrtesten Prälaten und Doktoren vorgeladen erschienen, da sich dann die Observanten miteinander auf die eine Seite stellten und die andern gegenüber sich sammelten, rief der Vorsitzende mit lauter Stimme: die Brüder de observantia sollen hieher und auf diese Seite kommen; da nahten sich diese sofort demütig gebeugt, mit schicklichem Gehorsam und ehrerbietig. Aber den übrigen rief er: nun sollen die Brüder de non observantia kommen, als ob er sagen wollte: die Brüder, die von keiner Observanz und ganz ohne Regel sind. Von so fürchterlichem Wort erschreckt gerieten sie in Bewegung wie von einem Wirbelwind und schauten sich an, wer der vorderste sei, und näherten sich endlich dem Vorsitzenden in einen Knäuel geballt und zitternd, dass keiner als der Erste oder als der Letzte erscheine. Und nach langem Streiten erlangten die Observanten das Haus des Konventes daselbst und dessen Besitz und trieben die andern aus dem Hause hinweg.«[120])

Als bestimmtes Datum des Beginns der Reformation wird in einer Urkunde des Nikolaus Caroli der 23. Dezember 1440 genannt;[121])

und zwar in der Meinung, dass von diesem Tage an die Güter des Klosters durch Ratsdeputierte verwaltet worden seien. Schon im Januar dieses Jahres war der Rat vom Papst ersucht worden, zur Verhütung von Gewalt »Botten« für die Barfüsserangelegenheit zu bestellen; er hatte beschlossen, diesem Begehren zu willfahren, doch nur »in schirmes wise«, und sich im übrigen des Gutes nicht anzunehmen als auf Begehren des Generals oder Provinzials der Barfüsser.[122]) Die in diesem Sinne geführte Verwaltung des Klostergutes nahm, wie bemerkt, im Dezember 1440 ihren Anfang; von der wiederholten Behandlung, welche diese Angelegenheit und die mit ihr zusammenhängenden Fragen im Rate erfuhren, zeugen die zahlreichen hierauf bezüglichen Notizen im Protokoll des Rates.

Indessen war das Reformationswerk damit keineswegs gethan. Für das Vermögen war nun zwar ein gesonderter Schaffner vorhanden und neben diesem, vom Papste geordnet, ein geistlicher Richter und Beschirmer;[123]) aber die eigentliche Expropriation mit förmlicher Widmung des Gutes zu einem neuen Zwecke war noch nicht erfolgt.

Auch soweit die Reformation in einer ausschliesslichen Besetzung des Konventes mit observantisch gesinnten Brüdern bestand, trat sie nicht sofort ein. Dies geschah, wie die Nachrichten übereinstimmend ergeben, erst im Jahre 1443.[124])

Die völlige Entkleidung des Konventes vom Besitz aber zog sich bis 1447 hinaus. Am 20. Oktober dieses Jahres, abends zwischen 4 und 5 Uhr, waren in der Sakristei neben dem Barfüsserchor versammelt Nikolaus Caroli, nunmehr Custos der Observanten in der Strassburger Provinz, der Basler Spitalmeister Mathias von Walpach, einige Geistliche und die beiden Notare Johann Friedrich Winterlinger von Rotweil und Konrad Künlin von Dieppurg. Caroli erklärte, dass die Güter und Zinse des nunmehr reformierten Klosters seit dem 23. Dezember 1440 durch Deputierte des Rates verwaltet worden seien, und sprach den Rat und diese Deputierten von solcher

Verwaltung wegen aller Ansprachen ledig und los; zugleich übergab er, um zur vollständigen Reformation des Klosters[125]) die expropriatio aller zeitlichen Güter desselben zu vollziehen, diese Güter und sämtliche Gefälle dem Spital zu Basel, zur Pflege und Wartung der armen Kranken und zur Wiederherstellung der Kapelle daselbst; er vollzog diese Abtretung durch feierliche Übergabe der Urkunden und Zinsbücher des Klosters in die Hände des Spitalmeisters. Hinsichtlich der bestehenden Stiftungen für Messen, Jahrzeiten, Gebete und sonstige gottesdienstliche Handlungen wurde ausdrücklich anerkannt, dass alle die, welche solche Vergabungen gemacht hatten, durch die Übertragung des Gutes keineswegs der von ihnen gewollten geistlichen Gnaden beraubt werden, sondern an allen den Messen, Gebeten u. s. w., welche fortan durch die Brüder der Observanz im Kloster würden gehalten werden, Teil haben sollten.[126])

Damit war die Reformation des Klosters vollzogen. Ein in eben diesen Tagen vom Custos der Konventualen gemachter Versuch beim Rate, das Kloster wieder einzunehmen, blieb ohne Erfolg. Der Rat erklärte, dass er von sich aus die Observanten nie unterstützt, sondern nur dem Wunsch des Konzils sich willig erzeigt habe; übrigens sei das Vermögen des Klosters in guter Weise verwendet und nicht verloren worden.[127])

Die sacra observancia, welche auf diese Weise im Basler Kloster eingeführt wurde, sollte eine Erneuerung des Lebens und Wandels der Brüder überhaupt bewirken; die Entäusserung von allen Gütern, von welcher begreiflicherweise in den Quellen am meisten die Rede ist, war nur eine einzelne Äusserung des strengeren Geistes, der nun walten sollte. Zwar sind bestimmte Berichte über Lockerung der Zucht aus der Zeit vor dieser Reformation nicht bekannt; das Konzil redet in seiner Bulle von 1439 von dem Zustande der Barfüsserklöster in der Provinz überhaupt und auch da nur in allgemeinen Ausdrücken; auch ist anzunehmen, dass beim Vorhandensein erheblicher Missstände der städtische Rat weniger zurückhaltend

geblieben wäre, als er wirklich that. Das Verhalten der alten Mönche war ein allmähliches lässiges Aufgeben der strengen Grundsätze des Ordensstifters, ein Sichgehenlassen gewesen, das der menschlichen Natur nahe liegt; die Observanz war ein Aufrütteln aus dieser Gewohnheit, ein scharfes Erinnern an bestehende Vorschriften, und die Hingabe alles Besitzes der entschlossenste Ausdruck dieser neuen Gesinnung, zugleich auch die beste Sicherheit für deren Festhaltung.

* * *

Die Geschichte des Klosters in seiner letzten Zeit, vom Konzil bis zur Reformation, bietet keine Ereignisse von allgemeinerer Wichtigkeit mehr. Was wir erfahren, sind vereinzelte und meist recht unwesentliche Dinge. Es ist hierin unstreitig die Wirkung der nun das Kloster beherrschenden Observanz zu erkennen.[128])

Schon der Mangel alles äussern Besitzes hat zur Folge, dass eine ganze Reihe von Begebnissen wegfallen, dass nun Handlungen ungeschehen bleiben, die sonst gethan worden wären, dass zu Geschäften und Streitigkeiten aller Art der Anlass fehlt. Aber auch im übrigen sind Richtung und Wandel unverkennbar ernster und stiller geworden.

In diesen engern Grenzen entwickelte sich das geistige Leben um so kräftiger. Wer die Schilderung dieser Jahrzehnte in der Chronik des Nikolaus Glassberger betrachtet, der ist erstaunt über die Regsamkeit dieser deutschen Observanten, über das Gedeihen ihrer Klöster, über die Menge von hervorragenden Brüdern des Ordens. An diesem Zustande nimmt auch der Konvent Basel vollen Anteil.[129])

Der Erwähnung an dieser Stelle wert sind nur noch zwei Dinge: der Streit mit der Weltgeistlichkeit 1476 und die Haltung in der Sache des Andreas von Krain.

Der erstgenannte Streit ist freilich nur eine Episode in den andauernden Zwistigkeiten der Mendikanten mit den Pfarrern und Kaplänen. Diese Zwistigkeiten sind schon früher erwähnt worden;

ihr Gegenstand war die Seelsorge im weitesten Sinne, die Versehung der Gläubigen mit Beichthören, Eucharistie, Begräbnis u. s. w.; ihr Beweggrund in letzter Linie ein geschäftlicher und finanzieller, indem die Bettelmönche den Pfarrern und diese jenen die bei solchen Anlässen üblichen Opfer und Vergabungen missgönnten. Der Streit im Jahre 1476 entstand aus Anlass der damaligen Zerwürfnisse des Bischofs mit dem Rate der Stadt; die Mendikanten, nämlich die Barfüsser, die Prediger und die Augustiner, wünschten diesen Anlass und die gereizte Stimmung der Bürgerschaft gegen den Klerus zu ihrem Nutzen zu verwerten, und redeten dem Volke zu, für Beichte und Abendmahl sich an sie und nicht an die Weltgeistlichen zu wenden. Sie beriefen sich hiefür auf ihre päpstlichen Privilegien. Auf dieses griff jedoch Bischof Johann mit Entschiedenheit ein und verbot den Mönchen unter Androhung der Exkommunikation, weiter auf solche Weise das Volk an sich zu ziehen. Er brachte die Parteien dazu, ihren Streit ihm zum Entscheide vorzulegen, und fällte am 14. Dezember 1476, unter Assistenz und Bestätigung des damals in Basel weilenden päpstlichen Legaten Alexander, den Spruch.

Die Freiheit der Gläubigen in der Wahl des Beichtigers wird dabei nicht angetastet; es wird nicht von ihnen gefordert, bei ihrem Pfarrer sich die Erlaubnis, den Mönchen zu beichten, einzuholen; nur an Ostern sollen sie von der den Mönchen abgelegten Beichte auch ihren Pfarrern Mitteilung zu machen verpflichtet sein. Die Mönche hinwiederum werden angehalten, diejenigen unter ihnen, welche zum Beichthören die tauglichsten sind, dem Bischof zu präsentieren, damit dieser ihnen die nötige Befugnis erteile.[130]) — Der Anspruch also, welchen die Mendikanten erhoben, und der in der That nicht anzufechten war, fand seine Anerkennung, aber auch seine Regelung. Das Minimum von Verpflichtungen der Gemeindeglieder gegen ihre Pfarrer wurde festgestellt; im übrigen wollte der Bischof dafür besorgt sein, dass die Sache ihre rechten Wege gehe

und die Beichte in den Klöstern nur durch würdige Männer abgenommen würde.

In diesem Handel hatten die Barfüsser mit den Predigern und den Augustinern völlig gemeine Sache gemacht; wenige Jahre nachher, bei der Angelegenheit des Andreas von Krain (1482—1484) war ihre Stellung beinahe durchweg eine isolierte. Als Andreas das Konzil ansagte und der übrige Klerus der Stadt sich noch vorsichtig und zuwartend benahm, ergriffen die Barfüsser offen Partei gegen Andreas; ihr Lektor schalt und schmähte diesen Widersacher des heiligen Vaters auf das gewaltigste von der Kanzel herab. Und als später schon nicht mehr vom Konzil die Rede war und es sich um die Frage der vom Papst geforderten Auslieferung des Andreas handelte, da waren es wiederum die Barfüsser, welche, von der übrigen Geistlickeit sich absondernd, die Zustimmung zu der vom Rate erklärten Appellation verweigerten und sodann das über Basel verhängte Interdikt getreulich hielten.[131]) Das letztere geschah nicht ohne Gefährde und Nachteil; denn »als die Barfüsser mit beschlossnen türen mess hielten, hielt inen hergegen die stat iren betelsak dermaassen verstrikt, wo inen ire günstigen nit spismess uber die muren in und durch heimlich weg hättind gereicht, dass sie bi irer mess wärind verdorben.«[132]) — Man fragt mit Recht nach dem Grunde dieses Verhaltens. Eine besondere Loyalität des Konventes gegenüber dem heiligen Stuhle, zum Unterschiede von der ganzen sonstigen Geistlichkeit Basels, kann nicht angenommen werden, und ebensowenig eine sonstige isolierte und fremde Stellung desselben in der Stadt. Dass Andreas dem Predigerorden angehörte, mag für die Barfüsser allerdings, aber nur nebenbei, in Betracht gekommen sein und sie in ihrer Opposition bestärkt haben; das entscheidende war eher die Rücksicht darauf, dass der den Andreas bekämpfende Papst, Sixtus IV., selbst ein Barfüsser war. Hier kamen Ordensinteressen und Gefühle in Betracht, welche den Ausschlag gaben.

* * *

Zum Schlusse mögen endlich noch diejenigen Mitteilungen zusammengestellt werden, welche die innern Zustände des Klosters in dessen letzten Jahrzehnten, von der Annahme der Observanz bis zur Aufhebung, betreffen.

Das Vermögen war 1447 feierlich dem Spital übergeben worden.[133]) Hier wurde es aber nicht in das übrige Spitalvermögen aufgenommen, sondern abgetrennt weiter verwaltet unter dem Namen des «Hintern Amtes«.[134]) Es stand auch nicht unter der Besorgung des Spitalmeisters, sondern unter derjenigen eines eigenen Schaffners.[135]) Soviel die erhaltenen Rechnungen ausweisen, wurde der jährliche Ertrag dieses Vermögens verwendet zur Deckung der Verwaltungskosten, für den baulichen Unterhalt der Kirche, des Klosters und der verschiedenen um Zins ausgeliehenen Häuser und Güter, für die Regelung der Jahrzeiten, für Unterstützungen der Klosterbrüder, endlich für Zahlungen von ziemlich erheblichen Beträgen an den Spital.

Ausser diesem Gute des Hintern Amtes aber, das im Spital verwaltet wurde, war noch ein Vermögen in den Händen der Brüder selbst. Rechnungen oder ähnliche Aufzeichnungen haben sich hierüber freilich nicht erhalten, sondern nur einzelne Notizen, aus welchen zu entnehmen ist, dass dieses, ohne Zweifel beschränkte, Gut zur Bestreitung derjenigen notwendigen Bedürfnisse der Klosterbrüder diente, welche nicht durch die erbettelten Almosen gedeckt wurden. Aber auch darüber hinaus noch musste das Hintere Amt mehrfach für solche Bedürfnisse in Anspruch genommen werden, so z. B. selbst für die Anschaffung von Tuch zu den Kutten[136]); auch finden sich beinahe regelmässig unter den Ausgaben des Hintern Amtes Beträge, die den Brüdern »in Almůsens wis« gegeben wurden.

Von dem Ernste, mit welchem, zum mindesten seitens der Ordensobern, auf Handhabung der Regel gedrungen wurde, zeugen einige Erlasse des Generalvikars an den Basler Guardian und Kon-

vent, geschrieben aus dem Heidelberger Kloster im Dezember 1469. Er weist darauf hin, dass mehrere Päpste dem Orden in Erläuterung seiner Regel strenge verboten haben, Kirchenzierden (paramenta) zu haben, bei welchen Überflüssigkeit oder zu grosse Kostbarkeit oder irgend eine Merkwürdigkeit sich finde. Darum gebietet er dem Guardian, bis spätestens nächstkünftige Ostern folgende Dinge zu beseitigen, die sich jenem Gebote zuwider noch im Basler Kloster befinden: ein silbernes Rauchfass; zwölf silberne Schilde, die teils an cappae oder Kaseln aufgenäht sind, teils in der Sakristei verwahrt werden; eine der beiden silbernen Monstranzen; alle cappae, sie seien gut oder schlecht, weil unter der Observanz der Gebrauch derselben nicht üblich sei.

Die genannten Dinge sollen dem Rate der Stadt übergeben werden, damit dieser sie an Orte gebe, wo ihr Gebrauch erlaubt sei. Die Basler Brüder scheinen Einwendungen gegen dieses Gebot erhoben zu haben; jedoch umsonst. Der Generalvikar verwies ihnen ihr Zögern und liess sich nur insoweit zu einer Milderung herbei, dass er ihnen erlaubte, von den cappae drei der bessern für Prozessionen zurückzubehalten; die andern Objekte aber sollten bis Pfingsten weggegeben werden. Die Ausführung dieses Befehles wird ihnen auf das Gewissen gebunden.[137])

Diese Verhandlungen zeigen, was im gegebenen Falle die aufrichtige und gewissenhafte Handhabung der Observanz bedeutete. Sie gestatten aber zugleich auch einen flüchtigen Blick in das Innere des Klosters, lassen einige Formen des darin sich bewegenden Lebens erkennen. Wir erfahren wenig genug von diesem Leben.

Die Häupter und Vorsteher des Klosters, mit Vorbehalt der gelegentlichen direkten und unter Umständen sehr energischen Eingriffe der Ordens- oder Provinzobern, sind der Guardian, der Lektor und der Prediger.

Diesen Männern ist das damalige Gedeihen des Klosters zu verdanken. Wir finden unter ihnen Persönlichkeiten, welche im Übrigen hervorragende Stellen in der Provinz eingenommen und bedeutendes für den Orden gewirkt haben. Johann von Lindenfels, Nikolaus Caroli, Johann von Lahr, Bartholomäus Wyer, Konrad Pellicanus sind solche Basler Guardiane; von den Lektoren sind Nikolaus von Ulm, Christian Gareth und wiederum Konrad Pellicanus zu nennen. Prediger waren 1454 Nikolaus Eyffler[138]), zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit hohem Ruhme Franciscus Wyler von Basel[139]), später Johannes Lüthard von Luzern[140]).

In älterer Zeit scheint die Stelle des Predigers (praedicans, praedicator, concionator) noch nicht bestanden und der Lektor auch das Amt der Predigt versehen zu haben. Im 15. Jahrhundert ist die Teilung der Obliegenheiten eingetreten, und der Lektor[141]) hatte sich nun in der Hauptsache nur noch mit dem Unterrichte der Brüder zu befassen. Seine Stellung wurde in Basel um so bedeutender, seit im hiesigen Konvent ein Studium der Theologie errichtet worden war.

Das alte studium generale der oberdeutschen Provinz hatte sich zu Strassburg befunden.[142]) Nach dem Übergange Basels zur Observanz war die Verbindung mit dem Strassburger Studium gelöst. Aber auch die Observanten konnten solche Lehranstalten nicht entbehren. Auf ihrem Provinzialkapitel zu Ruffach 1471 beschlossen sie daher, sechs Konvente zu solchen Anstalten zu erheben; für das studium artium wurden Mainz, Bamberg und Heilbronn, für das Studium der Theologie aber Basel, Heidelberg und Ingolstadt bestimmt.[143]) An diesem Studium im Basler Barfüsserkloster hat Pellicanus als Lektor gewirkt; wie er selbst berichtet, hat er dabei aber nicht allein Theologie, sondern auch die disciplinae liberales gelehrt.[144])

Das Bestehen einer Bibliothek im Kloster war dem Gebote der Armut nicht zuwider. Aber es durfte sich nur um eine necessaria copia librorum, um notwendige Bücher handeln.[145]) Der Lektor,

der Prediger und Beichtiger bedurften vor allem theologischer und philosophischer Werke; für die Vertretung von Rechten und Besitz waren juristische Bücher von nöten. Auf diese Weise konnte sich eine Bibliothek ansammeln. Aber dieselbe sollte gemeinsam sein; ihre sämtlichen Bücher sollten jederzeit jedem Bruder zur Benutzung bereit liegen. Sie wurden hiefür im Büchersaal an eine Kette geschlossen; libri particulares der einzelnen Brüder waren verboten.[146])

Von der Bibliothek der Basler Barfüsser erfahren wir aus früherer Zeit nichts. Ihre erste Erwähnung geschieht bei Anlass der Gründung der Universität, indem hier die Deputaten für die juristischen Vorlesungen die Dekretalen und den liber Sextus von den Barfüssern entliehen.[147]) Was im übrigen die Angaben der Rechnungen über Anschaffung von Papier und Perment für das Kloster betrifft, so handelte es sich hierbei wohl ausschliesslich um die zum Gottesdienst erforderlichen Bücher, Zeitbücher, Psalter u. s. w. Wissenschaftliche oder erbauliche Bücher wurden um diese Zeit im Barfüsserkloster kaum mehr durch Abschreiben erworben; man hatte zahlreiche und thätige Pressen in nächster Nähe, und die grössten Buchdruckerherren waren Freunde des Klosters. In dieser Hinsicht ist vor allem an die wichtige Vermehrung der Klosterbibliothek zur Zeit und durch das Mittel Pellicans zu erinnern; daneben kommt die grosse Bücherschenkung des Arnold zum Luft in Betracht.

Des Konrad Pellicanus Beziehungen zu den hauptsächlichen Basler Buchdruckern seiner Zeit, namentlich zu Amerbach und Froben, hatten die Folge, dass diese Drucker Exemplare ihrer Erzeugnisse an Pellican schenkten, welcher dieselben in der Klosterbibliothek niederlegte. Hiedurch kam die Bibliothek zu wertvollen Büchern und erlangte einen beträchtlichen Umfang; der Klosterbruder Peter Fleck, ein treuer Anhänger Pellicans, war dabei als Buchbinder beschäftigt.[147a]) Aber nach Aufhebung des Klosters 1529 kam Pellican von Zürich nach Basel, um die s. Z. ihm geschenkten und noch in der Klosterbibliothek befindlichen Bücher als sein Eigentum an-

zusprechen; der Rat willfahrte ihm, und er führte ein grosses von solchen Büchern angefülltes Fass mit sich fort nach Zürich.[148])

Der Erwerb der Bücher des Arnold zum Luft geschah nach dessen Tode i. J. 1517. Er war Domherr und Professor des Rechts an der Universität gewesen; die von ihm den Barfüssern vermachten Bücher (122 Bände) waren denn auch ausschliesslich juristischen Inhaltes, Werke über das römische und das Kirchenrecht. Er hatte an das Vermächtnis die Bedingung geknüpft, dass den Angehörigen des Geschlechtes zum Luft oder der verwandten Geschlechter Meyer (zum Pfeil) und Iselin jederzeit die Benützung dieser Bücher zu wissenschaftlicher Arbeit vorbehalten bleiben solle.[148a]) Mit Berufung hierauf zog 1529 bei der Aufhebung des Klosters Bürgermeister Adelberg Meyer die Bücher »jure familiae und als nächster Anverwandter« zu Handen; eine Anzahl derselben lieh er 1539 an Bonifacius Amerbach, 1545 an Ulrich Iselin für deren Studien. Diese Teile verblieben dann in der Amerbachischen Sammlung und gelangten aus derselben erst im 17. Jahrhundert an die Bibliothek der Universität.[148b]) Ob die bei Adelberg Meyer verbliebenen Bände schon nach seinem Tode oder bei anderm Anlasse in die akademische Bibliothek verbracht worden waren, ist unbekannt. Ebensowenig können bestimmte Mitteilungen über den Verbleib der aus der frühern Zeit herrührenden Bestände der Barfüsserbibliothek gemacht werden. Wurstisen berichtet 1577, dass diese Bibliothek zerstreut sei;[148c]) 1757 meldet Jakob Christoph Beck, dass »vor etwann dreyssig Jahren noch verschiedene Bücher der Barfüsser in einem finstern Gewölbe verschlossen gefunden und auf die öffentliche Bibliothek gebracht« worden seien.[148d])

Das Archiv des Klosters war von beträchtlichem Umfange; heute sind nur noch Teile desselben erhalten. Die Bücher und Briefe über die Güter, Zinse u. s. w. wurden mit dem Vermögen 1447 an den Spital abgegeben und sind in dessen Archiv bis auf

unsere Zeit bewahrt worden.[148e]) Die übrigen Urkunden aber, namentlich die Privilegien, Indulgenzen u. dgl. m., blieben im Besitze des Klosters;[148f]) 1529 wurden sie nach Freiburg i. B. zum dortigen Minoritenkonvent geflüchtet; später gelangten sie in das Kloster zu Innsbruck und scheinen bei dessen Aufhebung durch Josef II. grösstenteils abhanden gekommen zu sein. Einige wenige Stücke davon befinden sich heute im Archiv der nordtirolischen Franziskanerordensprovinz zu Hall.[148g])

1456 wurden die Schiffleute zu Basel mit Frauen und Kindern in die Konfraternität des Klosters aufgenommen und aller Gnaden und geistlichen Güter des Ordens teilhaftig erklärt.[148h]) Dass auch eine Bruderschaft U. L. F. zu Barfüssern bestand, ersehen wir aus den Akten über die Entstehung des grossen Almosens; dieses erhielt 1530 das Vermögen jener, nun aufgelösten, Bruderschaft im Betrage von 10 Gulden.[148i])

In diesen innern Verhältnissen tritt uns das Wesen und die Bedeutung des Klosters nur zerstückt entgegen; zu seinem Bilde in damaliger Zeit gehören vor allem die auswärtigen Beziehungen. Aber diese vermögen wir nur zu ahnen.

Bei den Bettelorden war keine stabilitas loci. Wie schon das tägliche Leben des Klosterbruders kein ruhiges Verweilen im Kloster, sondern ein Wandern durch Stadt und Land mit dem Bettelsacke war, so bestand auch im grossen keine unabänderliche Zugehörigkeit des Einzelnen zu seinem Konvent. Er wird von Ort zu Ort versetzt; der Wechsel z. B. in der Besetzung des Guardianates ist ein überraschend schneller. Dazu kommen der Besuch der Kapitel, das Rasten von Brüdern auswärtiger Konvente im hiesigen Kloster, die Inspektionsreisen des General- und des Provinzialvikars. Durch alles hindurch fühlen wir das regsame Leben, den Zusammenhang des einzelnen Ortes mit dem reichbewegten grossen Ganzen.

Aber es liegt in der Natur der Sache, dass bestimmte Erscheinungen aus einem solchen allgemeinen, auf geistiger und persönlicher Berührung ruhenden Zustande gar nicht oder nur höchst ungenügend namhaft gemacht werden können. Als solche Erscheinungen mögen etwa der Aufenthalt des päpstlichen Legaten Alexander, Bischofs von Forli, im Basler Barfüsserkloster 1475 gelten, der hier einen Frieden zwischen den Eidgenossen und dem Herzog von Burgund vermitteln sollte und daneben auf Betreiben des Guardians von Basel allen Minoriten der Strassburger Provinz Ablässe erteilte,[149]) zugleich aber auch den Streit über die Beichte zwischen dem Klerus und den Mendikanten von Basel schlichten half, — oder der Besuch des Raimund von Gurk 1504, welcher den Pellikan, damals Lektor zu Basel, beinahe wider dessen Willen zum Lizenziaten kreierte, ihn aber lieber gleich zum Doktor gemacht hätte.[150]) Bedeutsamer ist, dass der Generalvikar Philippi selbst den Basler Konvent den principalis provinciae conventus nennt;[151]) weiterhin aber tritt als Zeuge des Ansehens, welches dieser Konvent besass, kein geringerer als Nikolaus von der Flüe auf. Da diesen ein Burgdorfer fragte, in welches Kloster er eintreten solle, empfahl er ihm das Kloster der Barfüsser zu Basel, weil ihm dessen Zustand so wohl gefalle.[152])

Wie früher so haben auch in dieser Zeit wiederholt Kapitel des Ordens zu Basel stattgefunden. Zweie davon, 1454 und 1472, waren Generalkapitel der nördlich der Alpen gesessenen Observanten,[153]) die übrigen waren Provinzialkapitel. Von dem letzten derselben, in der Oktave nach Mariä Himmelfahrt 1511, das wohl zugleich die letzte grosse Versammlung dieser Art im katholischen Basel überhaupt gewesen ist, berichtet der Chronist[154]) folgendes:

»In diesem Kapitel wurde den Brüdern grosse Ehre erwiesen. Durch die ehrwürdigen Domherren wurden sie zunächst ersucht und eingeladen, am Tage vor Mariä Himmelfahrt und an diesem Feste

selbst dem Volke zu predigen, was bis dahin noch niemals geschehen war. Bei dem glorwürdigen Feste aber celebrierte in der Barfüsserkirche der Bischof Telamonius von Tripolis, ein Augustiner-Eremit, das Hochamt; nach beendigter Messe zogen die Väter und Brüder vom Konvent, hundert an der Zahl, in einer Prozession hinauf zum Münster. Von da machten sie mit den ehrwürdigen Domherren und allem Klerus und Weltlichen den Umzug durch den Kreuzgang und über den Münsterplatz bis zur St. Johanneskapelle, und es geleitete sie in glänzendem Ornat der hochwürdige Bischof von Basel, Herr Christoph von Utenheim. Als sie endlich in das Münster zurückgekehrt waren, sang der genannte hochwürdige Bischof das Amt der Messe, wobei die Domherren auf der einen, die Barfüsser auf der andern Seite des Chores standen. Nach Schluss der Messe folgte der Bischof mit dem von Tripolis, samt dem Dompropst und übrigen Domherren dem Zuge der Barfüsser in deren Kloster, um dort im Kreise der armen Brüder zu speisen. Am Sonntag hernach war der Rektor der Universität mit Doktoren und vielen Magistern, zugleich mit den Chorherren von St. Peter, bei ihnen zu Tische; Dienstags assen die Ratsherren und viele andere bei ihnen; Mittwochs waren alle Ordensleute aus der Stadt geladen.«

BEILAGEN.

1. CUSTODEN VON BASEL.

1313 August 27, frater R. custos Basiliensis.	Barfüsser 7 und Clara 114.
1363 September 4, frater Otto de Patavia custos domus ordinis fratrum Minorum in Basilea.	Clara 393.
1408 September 15, frater Johannes Scherrer guardianus et vicarius custodie.	Leonhard 655. Peter 790.
1410 Februar 25, frater Johannes Schafhusen custos custodie Basiliensis.	Barfüsser 138.
1411 Februar 11, brůder Johans von Schaffhusen custer des closters zů Basel.	Barfüsser 141.
1434 September 1, frater Johannes Henn custos ordinis s. Francisci domus Basiliensis.	Barfüsser 15, Transfix.

2. GUARDIANE.

1238 August 22, frater Tietricus magister domus.	Basler UB. I, 104, 12.
[Dietricus rector, Thietericus gardianus]	ebd I, 66, 14. 30. I, 98, 28.
1253 September 12, frater C. de Hohenburc gardianus.	ebd. I, 194, 29.
1256 August 16, frater Conradus quondam gardianus.	ebd. I, 225, 32.
1256 August 18, » » » »	ebd. I, 226, 31.
1280 Februar 3, frater Chonradus gardianus.	ebd. II, 166, 12.
1288 September 9, frater C. gardyanus.	ebd. II, 353, 39.
1289 April 17, C. gardianus.	Trouillat 2, 465 n° 365.
1298 April 20, frater Cunradus gardianus.	Leonhard 126.
1300 November 23, frater C. de Diezenhofen gardianus.	Leonhard A. fol. 87.
1313 August 27, frater C. gardianus.	Barfüsser 7 und Clara 114.

1313 August 27, frater Th. dictus Golinus quondam gardianus.	Barfüsser 7.
1362 Mai 19, frater Conradus de Sulgen gardianus.	Barfüsser 51.
1366 Oktober 29, frater Ulricus dictus Melwer gardianus.	Barfüsser 51, Transfix.
1385 Januar 31, frater Petrus de Wunnenberg gardianus.	Barfüsser 90ª.
1385 Februar 7, » » Wunenberg »	Barfüsser 90.
1390 † zu Nürnberg frater Johannes Botinger guardianus Basileensis, et ibi est sepultus, cujus memoriam conservat scriptum retro stalla chori ejusdem conventus in hodiernam diem.	Glassberger 220.
1395 Juli 19, brůder Berchtolt Kraft der gardian.	Barfüsser 112.
1401 † venerabilis Johannes Bernhardus Falckner guardianus.	Gross epitaphia 219. Tonjola Basilea sepulta 251. vgl. hinten die Aufzählung der Gräber zu Barfüssern.
1402 Juni 7, brůder Johans Egglin gardian.	Barfüsser 126ª, Transfix.
1404 April 4, brůder Ůlrich gardian.	Barfüsser 129.
1405 Oktober 23, frater Johannes Scherrer de Vilingen gardianus.	Barfüsser 133.
1407 Johanns Scherer guardian.	Wurstisen Chronik 229.
1407 Nicolaus Messerer Viceguardian.	Wurstisen Chronik 229.
1408 September 15, frater Johannes Scherrer guardianus et vicarius custodie.	Leonhard 655. Peter 790.
1408 September 15, Nicolaus Messerer viceguardianus.	Leonhard 655. Peter 790.
1415 Februar 14, brůder Johans Schaffhuser gardian.	Barfüsser 149ᵇ.
1422 Mai 8, frater Johannes Molitoris vicegardianus.	Barfüsser 155ª.
1437 August 20, frater Johannes Heym gardianus.	Barfüsser 184.
1443 frater Leonhardus Meyer.	Glassberger 309. 324. 570. Tschamser 1, 562. Eubel 61.
1455 Nicolaus Caroli, reformator provinciæ.	Glassberger 350.
1426, 1444 Guardian zu Heidelberg.	ebd. 284. 310.
1445, 1447 Custos.	ebd. 311. 318.
1450 Custos und Provincialvicar.	ebd. 329. 330.
1452 Provincialvicar.	ebd. 340.
1454 Provincialvicar und Custos.	ebd. 348.
1469 commissarius generalis per provinciam.	ebd. 445.
1483 † und begraben zu Mainz.	ebd. 488.
1471, 1476 frater Johannes de Lare.	ebd. 450. 461. Predig. 1049.

1454 vom Guardianat Rufach enthoben und zum Commissar und Visitator für Rufach und Alspach bestellt.	Glassberger 348.
1455, 1460, 1462 Provincialvicar.	ebd. 350. 385. 397.
1469 commissarius in Romana curia.	ebd. 444.
1471 zum zweiten Mal Provincialvicar.	ebd. 450.
1474 Provincialvicar, als solcher resignierend.	ebd. 457.
1480 zum dritten Mal Provincialvicar, »grandævus, sanctimonia vitæ et morum honestate conspicuus.«	ebd. 470.
1481 †.	ebd. 478.
1481 frater Johannes Heilmann de Lindenfels.	ebd. 480.
1477 Guardian von Nürnberg.	ebd. 462.
1477, 1478, 1480 Provincialvicar.	ebd. 462. 465. 470.
1484, 1486, 1487 zum zweiten Mal Provincialvicar.	ebd. 491. 494. 499. 503.
1488 Guardian von Basel.	ebd. 505.
1490, 1492, 1493 zum dritten Mal Provincialvicar.	ebd. 507. 508. 511.
1495 Guardian von Mainz.	ebd. 513.
1496, 1498, 1499 zum vierten Mal Provincialvicar.	ebd. 515. 518. 521.
1505 † und begraben zu Mainz.	ebd. 489. 535.
1492 frater Andreas de Traunkyrch.	ebd. 510.
1496, 1505 frater Wendelinus de Lauterburgo.	ebd. 515. 537.
1502, 1511 Guardian von Mainz.	ebd. 530. 551. 552.
1513 Provincialvicar.	ebd. 553.
1516 Guardian von Zabern.	ebd. 556.
1507, 1509, 1510 frater Georgius Feringer.	ebd. 545, 549, 551.
1514 Guardian von Mainz.	ebd. 554.
1513, 1515, 1516, 1517 frater Bartholomæus Wyer.	ebd. 553. 555. 556. St. 73, I. 1.
1495 Guardian von Oppenheim.	ebd. 513.
1498 Guardian von Nürnberg.	ebd. 518.
1502, 1504, 1505 Provincialvicar.	ebd. 530. 536.
1507 Guardian von Nürnberg.	ebd. 545.
1508, 1510 zum zweiten Mal Provincialvicar.	ebd. 548. 551.
1519—1523 Conradus Pellicanus.	Pellicani chronicon 75—95. Glassberger 561.

1523 Johannes Kreiss viceguardianus.	Pellicani chronicon 80. 96.
1523—1524 Romanus.	ebd. 95. 96.
1524—1526 Mathias Meysenbach.	ebd. 96. 109.

3. LECTOREN.

1273 April 24, frater D[ietricus] lector.	Basler UB. II, 59, 28.
1289 April 17, S. lector.	Trouillat 2, 465 n° 365.
1296 Januar 9, brůder Sigelin der lesemeister.	Clara 56.
1324 März 9, frater Burchardus de Esselingen.	Trouillat 3, 339 n° 196.
1362 August 8, frater Otto de Patavia lector.	Barfüsser 50.
1401 frater Rudolphus Buchsmann.	Tschamser 1, 471.
1407 Rudolf Buchsmann Lesmeister.	Wurstisen Chronik 229.
1408 September 15, frater Růdolfus Buchsman lector.	Leonhard 655. Peter 790.
1454 Ulricus Fogt magister juvenum professorum et novitiorum.	Glassberger 318.
c. 1475 frater Nicolaus de Ulmo.	ebd. 460.
frater Christianus Gareth.	ebd. 460.
† 1502.	ebd. 530.
1502—1508 Conradus Pellicanus.	Pellicani chronicon 26—38.

4. BRÜDER.

(S. auch im Verzeichnis der Schaffner.)

1246/1247 frater Berlewinus.	Basler UB. I, 138, 33.
1246/1247 frater Bernardus.	ebd. I, 138, 34.
1256 Mai 15, Bruder Heinrich.	Eubel 211 in n° 78.
1266 October 27, frater Gerwinus.	Basler UB. I, 342, 8.
[1270 März 22, frater Hartungus de Zasingen.	ebd. II, 26, 5. 17.]
[1270 März 22, frater Hecelo de Zasingen.	ebd. II, 26, 5. 17.]
1273 April 24, frater Hartungus.	ebd. II, 59, 28.
[1275 bruder Cůnrat von Ehingen.	ebd. II, 102, 22.]
[1275 bruder Werenhe von Rinvelden.	ebd. II, 102, 23.]
[1280 Februar 3, frater Hartungus.	ebd. II, 166, 16.]
[1283 April 1, frater Berchtoldus de Tungen.	ebd. II, 237, 9.]

[1283 April 1, frater Albertus de Ulme.	Basler UB. II, 237, 10.]
1286 Mai 26, brůder Hug von Heitwilre.	ebd. II, 300, 24.
1286 Mai 26, brůder Ůlrich der Brotmeister.	ebd. II, 300, 25.
[1289 Januar 8, frater Hartungus.	ebd. II, 360, 9.]
[1289 Januar 8, frater Heinricus dictus de Eptingin.	ebd. II, 360, 9.]
1296 Januar 9, Hug von Hetwilre.	Clara 56.
1300 November 23, Ul. Brotmeister.	Leonhard A. fol. 87.
1300 November 23, Ru. de Richenshein.	Leonhard A. fol. 87.
[1328 frater Johannes de Wintertur.	Johannis Vitodurani chronicon 105.]
1334 frater Nicolaus de Friburgo.	Barfüsser 24.
1334 frater Johannes zer Kinden.	
1334 frater Petrus zer Kinden.	
1334 frater Thiebaldus zer Kinden.	
1334 frater Johannes Lŏbi.	
1334 frater Heinrich Peyger.	
1349 Johann von Mülhausen.	Barfüsser 37.
1349 † Jacobus de Porta.	Eubel 191.
1363 frater Waltherus de Ramstein, Sohn des Ritters Cuno von Ramstein.	Barfüsser 53.
1363 frater Bertholdus Camerarii, Sohn des Edelknechts Johannes Camerarii.	Clara 393.
1385 Februar 7, Otto de Patafia conventualis.	Barfüsser 90.
1386 Bruder Johann Botminger, Regelmeister der dritten Regel und Conventbruder des Barfüsserklosters.	Fechter in Basel im 14. Jh. 61, Anm. 4.
1390 frater Johannes, Sohn des Schmiedes Peter Schnegans, Bürgers von Basel.	Barfüsser 104.
1391 Herr Berthold von Ramstein; seine Schwestern sind Frau Grede von Ramstein und Elisabeth von Ramstein, Klosterfrau zu Masmünster.	Barfüsser 109.
1392 Herr Heinrich Stamler, Sohn des Konrad Stamler.	Barfüsser 110[b].
1400 Bruder Berchtolt von Ramstein, Sohn des Edelknechts Heinrich von Ramstein.	Barfüsser 119.
1401 Herr Johans Waltenhein.	Barfüsser 121. 122.
1401 Hans Alban, Sohn des Kürschners Alban.	Barfüsser 122[a].
1402 Claus Messerer.	Barfüsser 124.

1405 brůder Johans Egglin.	Barfüsser 132.
1406 brůder Hans Egglin.	Barfüsser 134.
1407, 1408 September 15, Johannes Zscheggenbůrlin.	Wurstisen Chron. 229. Leonhard 655. Peter 790.
Jocobus Löffener.	ebd.
Berchtoldus de Ramstein.	ebd.
Johannes de Oberndorff.	ebd.
Nicolaus Aurifabri.	ebd.
Heinricus Wild.	ebd.
Ůlricus Herr.	ebd.
Johannes Keyser.	ebd.
Nicolaus de Ulma.	ebd.
Johannes Tummermůt.	ebd.
1421 frater Johannes Waltenheim.	Barfüsser 116[d], Rückennotiz.
1427 frater Heinricus Petri.	Barfüsser 173[a].
nach 1443 Johann Meder.	Eubel 257 n° 250.
1453 Hans zem Rosen.	Beiträge N. F. 1, 393.
1454 frater Johannes ad Rosam tertianus.	Glassberger 318.
1469 frater Petrus Meyr.	ebd. 438.
1469 pater Leonardus.	ebd. 438.
1476 Dezember 14, Nicolaus Vincencii.	Prediger 1049.
1490 Juni 7, † bei den Barfüssern zu Thann frater Remigius von Thierberg, ein adelicher Conventsbruder der alten Barfüsser von Basel, welcher a° 1444 von den Observanten als ein junger Cleric vertrieben und gen Neuenburg affiliert worden, im 76. Jahr seines Alters.	Tschamser 1, 672.
1505 Philippus Gallicus de Lunevilla. (?)	Pellicani chron. 35.
1526 Petrus Fleck.	Pellicani chron. 109.

5. SCHAFFNER.

1283 Gerungus de Rufa domo, civis Basiliensis.	UB. II, 247, 21.
1297 Februar 15, Conradus dictus Zolner clericus.	Barfüsser E. fol. 323[v].
1300 December 20, Burchardus ad Rosam, civis Basiliensis.	Barfüsser 4.
1307 Februar 7 — 1308 Mai 7, frater Heinricus de Heimersdorf, Heymersdorff.	Boos UB. von Baselland 172. Clara 97.

1313 Juli 3, Johannes Wehe de Deckenwilr.	Barfüsser 10.
1321 November 12, Heinricus de Brugge.	Barfüsser 17.
1326 Mai 22, Konrad von Schopfheim.	Barfüsser 18[a].
1336 September 16, Johannes de Novo Castro.	Barfüsser 24[b].
1341 Februar 5 — 1349 Juli 18, Petrus ad Rosam, civis Basiliensis.	Barfüsser 4. 26. 28. 29.
1349 Februar 4, frater Franciscus de Gundolczdorff.	Barfüsser 34.
1349 Juni 19, frater Conradus.	Barfüsser 34[a].
1358 Juli 24 — 1364 März 28, Rudolf von Brůnken, Brůnkein, Brůngheim, Brůnghoven, Brůnikoven.	Barfüsser 39. 42. 42[a]. 44. 44[b]. 45. 45[b]. 48[a]. 51. 54. 54[a]. 54[b].
1366 September 9 — 1368 März 28, Berthold, Bertschin von Rufach.	Barfüsser 55. 56[b]. 56. 57.
1374 Juli 5, Werlin von Thun.	Barfüsser 64[f].
1375 Januar 27 — 1378 März 27, Heinrich von Sundersdorf.	Barfüsser 65. 69. 71. 75.
1379 Mai 13 — 1381 August 29, Rudolf von Wettingen.	Barfüsser 76. 77. 80.
1382 Februar 7 — 1383 Juli 31, Johann Vollman, Vollmen, Vollemon.	Barfüsser 81[a]. 82. 82[a]. 82[b].
1384 Februar 16 — März 11, Werner Vogts von Zwingen.	Barfüsser 83. 84.
1384 October 29 — 1387 Januar 28, Werner Homberg von Liestal.	Barfüsser 85. 90. 90[a]. 92[a]. 92[b]. 93. 94.
1387 Dezember 5 — 1388 Februar 8, Götze von Strassburg.	Barfüsser 94[a]. 95. 96.
1388 Juli 25 — Dezember 23, Johann von Riehen der Schneider, Bürger von Basel.	Barfüsser 98. 98[a].
1389 März 10 — 1390 Mai 28, Werner Homberg von Liestal.	Barfüsser 99. 101. 102. 104. 105.
1390 October 20, Johann von Riehen der Schneider, Bürger von Basel.	Barfüsser 105[a].
1391 Mai 24, Werner Homberg von Liestal.	Barfüsser 106.
1392 Mai 11 — Dezember 4, Heinrich von Dürlisdorf.	Barfüsser 110[b]. 110[e]. 110[f].
1393 October 23, Konrad Winterbach von Gengenbach.	Barfüsser 110[g].
1394 October 19, Claus Reinbolt.	Leonhard 601.
1395 Juli 19, Bruder Peter von Zelle.	Barfüsser 112.
1397 Juli 23, Nicolaus Penboldi.	Barfüsser 114.

1397 November 10, Henman von Riehen der Schneider, Bürger von Basel.	Barfüsser 116.
1399 August 2, Claus Reinbolt von Můspach.	Barfüsser 117.
1399 October 18 — 1403 Dezember 10, Henman von Riehen der Schneider, Bürger von Basel, weltlicher Schaffner.	Barfüsser 117[b]. 118. 119. 120. 122[a]. 122[b]. 126. 126[a]. 127. 127[c]. 127[d]. 127[e].
1401 April 18 — Juli 15, brůder Johans von Waltenhein, geistlicher Schaffner.	Barfüsser 121. 122.
1404 Januar 19 — April 4, Konrad Metziger.	Barfüsser 128. 129.
1405 Juli 21, brůder Johans Egglin.	Barfüsser 132.
1405 October 23, Johannes de Ulma.	Barfüsser 133.
1408 September 11 — 1415 März 18, Peter Schaltenbrand, Bürger von Basel.	Barfüsser 135—151.
1418 October 13 — 1419 November 18, Peter Stoss, Bürger von Basel.	Barfüsser 152. 153.
1421 April 15, frater Johannes de Waltenheim.	Barfüsser 116[d] in tergo.
1422 November 16, Peter Schaltenbrand, Bürger von Basel.	Barfüsser 156.
1422 November 20 — 1423 Februar 22, Niclaus Graff, Bürger von Basel.	Barfüsser 155. 157. 157[a].
1423 August 9 — 1426 Dezember 11, Peter Schaltenbrand.	Barfüsser 158. 159. 161. 163. 168.
1427 Januar 30, frater Heinricus Petri conventualis ac syndicus seu procurator.	Barfüsser 173[a].
1428 Februar 3 — 1430 August 12, Johans Kilchwart, Kilwart von Kemps.	Barfüsser 174. 176. 176[a]. 178. 179. 180. 181.
1432 November 15 — 1435 August 25, Berchtold Luterer, Lutrand.	Barfüsser 181[a]. 182.
1438 Mai 6 — 1439 Juli 24, Johannes Kilwart.	Barfüsser 187. Maria Magd. 519.
1442 Juni 23, Berthold Luterer.	Barfüsser 189[c].

6. HERBERGEN.

Litere de hospiciis nostris:
in primis de hospicio in Louffen.
item de hospicio in Louffenberg.
item de hospicio in Hirsingen.
item de area nostra in Listal.
item de hospicio nostro in Schophein.
item de hospicio in Rinvelden.[155])

Herberge in Laufen:

1327. Peter von Hofstetten, Ritter, verzichtet gegen Otto von Hofstetten, Ritter, auf sein Recht an einem Hause zu Laufen zwischen dem Wasserthor und Heinrichs des Vogtes von Lütoldsdorf sel. Haus; Otto vergabt dieses Haus den Minderbrüdern zu Basel, »das ir bruder und ir terminierer da ir wonunge und ir herberge sunt han.« [156])

Herberge in Laufenburg:

1276. Die edeln Konrad Berthold und Ulrich von Gutenburg verkaufen dem Johann von Gurtweil ein Haus in Laufenburg bei der Kirche.[157])

1283. Ritter Johann von Gurtweil schenkt dieses Haus dem Schneider Dietrich, »ut fratres Minores undecunque venientes in eadem recipiat et colligat ita, quod in ipsa domo possint iidem fratres ad reficiendum se recipere et quiescendum necnon ad confessiones audiendas et alias quiescere sicut hospites et peregrini.[158])

Herberge in Liestal:

1307. Das Basler Barfüsserkloster hat dem Kloster Olsberg bisher jährlich Zins gezahlt von einem Haus in Liestal neben der Kirche, welches hospicium fratrum ist; dieser Zins wird nun abgelöst.[159])

Herberge in Rheinfelden:

1310. Die Bürger von Rheinfelden verkaufen dem Basler Barfüsserkloster »ein hôfeli, waz unser stat almende und lit ze Rinvelden vor der geistlichen herren der Minren brûderen von Basel herberge.[160])

7. IN BASEL GEHALTENE CAPITEL.

1276	capitulum provinciale.	Mon. Germ. Hist. SS. 17, 200. Tschamser 1, 194.
1285 September 8,	»	Tschamser 1, 218. Eubel 162.
1301	»	Glassberger 108. Tschamser 1, 258. Eubel 162.
1321	»	Glassberger 124. Tschamser 1, 309. Eubel 162.
1322	»	Glassberger 131.
1333	»	Glassberger 148. 159. Eubel 163. vgl. Riezler, vatikanische Acten 536 n° 1560.
1340	»	Glassberger 168. 178. Tschamser 1, 344. Eubel 163.
1352	»	Glassberger 183. Tschamser 1, 374. Eubel 163.
1376	convocatio.	Glassberger 209. 212. Eubel 164.
1378	convocatio.	Glassberger 209. Eubel 164.
1387	convocatio.	Glassberger 216. Tschamser 1, 442. Eubel 164.
1389 Juni 6,	capitulum prov., convocatio.	Glassberger 216. 218. Tschamser 1, 445. Eubel 164.
1392 Juni 24,	convocatio.	Glassberger 220. Eubel 164.
1394	convocatio.	Glassberger 221. Eubel 164.
1397	convocatio.	Glassberger 222. Eubel 164.
1401	capitulum provinciale magnum.	Glassberger 224. Eubel 164.
1414	capitulum provinciale.	Glassberger 247. Eubel 164.
1415 Januar (Juni) 20,	capitulum provinciale.	Tschamser 1, 498. Eubel 165.
1425	capitulum provinciale.	Glassberger 280. Eubel 165.
1450 April 26,	capitulum provinciale	Glassberger 330. Eubel 61.
1454 Juni 9,	capitulum generale.	Glassberger 347.
1454 Juni,	capitulum provinciale.	Glassberger 348.
1465 Mai 5,	capitulum provinciale.	Glassberger 417.
1472 Juni 24,	capitulum generale.	Basler Chroniken 4, 356. Glassberger 454.
1511 nach August 15,	capitulum provinciale.	Pellicani chronicon 41. Glassberger 551.

8. ZUR BAUGESCHICHTE.

I. Die Kirche.

Im allgemeinen ist von der Kirche zu sagen, dass, wie Schiff und Chor sich an künstlerischer Bedeutung wesentlich unterscheiden, so auch ihr Bau, rein technisch betrachtet, ein verschiedener ist. Schon Sarasin[161]) weist darauf hin, dass das Schiff eiliger, nachlässiger und dürftiger gebaut sei; die bei der jüngsten Restauration des ganzen Bauwerkes gemachten Beobachtungen bestätigen dies durchaus.

Das ursprünglich vorgesehene Gewölbe des **Chors** wurde nicht ausgeführt, sondern an seiner Stelle ein flache Holzdiele. Diese trug malerischen Schmuck: die Langleisten waren zickzackartig und mit unbedeutenden Ornamenten, die Querlatte mit wellenförmigen Ranken schwarz und gelb bemalt;[162]) ausserdem waren an der Decke zwei Gemälde angebracht, das eine Maria mit dem Jesuskinde im Arme, das andere ein Bischof, zu dessen Füssen die Wappen Wippingen und Grandson.[163])

Diese beiden Gemälde waren bis 1843 noch vorhanden; bei der Einrichtung der Kirche für das Kaufhaus wurden sie herabgenommen und sind seitdem verschwunden.[164])

Unterhalb dieser Decke sind in den Zwickeln über den Schildbögen sogen. Schalltöpfe eingemauert, und neben denselben waren noch 1882 farbige Spuren zu erkennen, welche zeigten, »dass diese Zwickel mit thronenden Kolossalfiguren geschmückt waren.«[165]) Schalltöpfe und Gemälde sind seitdem durch den Ausbau des Chorgewölbes überdeckt worden.

Noch erhalten sind die piscina auf der Epistelseite der Chorapsis und unweit dieser die Pontifikalsitze;[166]) gegenüber ist eine Grabnische in die Chormauer eingelassen, welche die Wappen Hochberg und Thierstein trägt.[167])

An der Südseite des Chores ist die **Sakristei** angebaut, heute wie in alter Zeit nur vom Chore aus zugänglich. Ursprünglich liefen ihre beiden Schmalseiten in hohe spitze Giebel aus, in welchen dreiteilige Fenster zur Erhellung des Raumes über dem Gewölbe angebracht waren.[168]) In den 1840er Jahren wurden diese Giebel abgetragen. Die beiden Schlusssteine des Gewölbes im Innern trugen aufgemalte Wappen, das eine von Ramstein, das andere dasjenige der sundgauischen Adelsgeschlechter von St. Amarin, von Hunweiler, Stör, Wilgotheim u. s. w. Bemerkenswert war auch der farbige Schmuck der Thüreinfassung.[169]) Im Äussern traten die Strebepfeiler der Sakristei kräftig vor; sie wurden 1846 bei der Einrichtung des Kaufhauses »bis auf zwei Fuss Länge abgebrochen« und abgerundet; heute sind sie wiederhergestellt worden und mögen so dem alten Zustande entsprechen.[170])

Über die Verwendung der Sakristei seit der Reformation ist nur bekannt, dass sie 1739 vom Spitalpflegamt an den Buchhändler Johann Brandmüller al

Bücher- und Papiermagazin vermietet wurde.[171]) Ähnliches wird vorher und nachher stattgefunden haben.

Auf der Nordseite des Chores, zwischen der Mauer des Schiffes und dem ersten Strebepfeiler, war ein **Gewölbe** eingebaut. Ob dasselbe vom Chor oder aber von dem Gang hinter dem Lettner aus zugänglich gewesen sei, ist mit Sicherheit nicht mehr zu sagen; das letztere ist wahrscheinlicher. Der Raum mag als Sakristei gedient haben; in späterer Zeit wurde er als Magazin vermietet;[172]) bei der Einrichtung des Kaufhauses kam er in Wegfall, und es sind heute nur noch die Schildbögen des Gewölbes erhalten.

Zum **Dachreiter** auf dem Chore ist zu bemerken, dass die Barfüsser 1459 ein »glockhus« erbauten.[173]) Damit ist wohl dieser Dachreiter gemeint. Über eine spätere Erneuerung desselben ist keine Angabe zu finden,[174]) und es wäre daher möglich, dass das auf allen Abbildungen der Kirche bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts sichtbare Thürmchen jenes von 1459 gewesen sei. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ist es verschwunden[175]) und erst bei Anlass der jüngsten Restauration der Kirche wieder durch einen neuen Dachreiter ersetzt worden.

Zwischen Chor und Schiff erhob sich nicht sofort der Lettner, sondern hinter diesem und vor dem Triumphbogen war ein **Gang** eingeschoben, welcher eine direkte und der Laienwelt unzugängliche Verbindung des Chores mit dem Kloster ermöglichte. Die Thüre, durch welche die Brüder vom Kloster her in diesen Gang eintraten, war von zierlicher Bildung;[176]) in dem Gange selbst waren Gemälde an den Wänden;[177]) auch stand in demselben ein durch die Grafen von Thierstein gestifteter Altar; in der nördlichen Hälfte des Ganges befand sich in der Mauer, die den Gang gegen Lettner und Schiff abschloss, eine Grabnische, geschmückt mit den Wappenschilden Vitztum und Wessenberg.[178]) Oben war der Gang durch eine Decke geschlossen, welche mit dem Fussboden des Lettners eben lief. Von diesem Boden öffnete sich die Thüre zu dem Treppenthürmchen, welches in der südlichen Ecke zwischen Chor und Schiff eingebaut ist.

Der **Lettner** selbst, dessen Rückwand Chor und Zwischengang vom Schiffe trennte, erstreckte sich über die ganze Breite des Schiffes; dagegen war seine Tiefe eine geringe, sie betrug etwa zwei Meter. Er ruhte auf sechs Pfeilern, welche durch Zwischenwände mit der Rückwand verbunden waren. So entstanden sieben Vierungen, Nischen oder Kapellen, deren mittlere als Durchgang dienen konnte und den Durchblick gestattete, da hier die Rückwand geöffnet war. Die sechs andern öffneten sich nur gegen das Schiff; die Bogen waren einfach geformt, auch die Zwickel zwischen ihnen schmucklos, aber in den Mitten der Gewölbe ruhten zierlich gehauene Schlusssteine, derjenige über dem Durchgang in der Mitte trug ein

Menschenantlitz, ein anderer das Bild der hl. Katharina, auf den übrigen war Laubwerk gebildet.[179])

Das **Schiff** hat heute in seiner ganzen Ausdehnung dieselbe Breite. Dies entspricht, wenigstens teilweise, dem ursprünglichen Zustande. Dass in letzterm die nördliche Seitenmauer in der Flucht der heute stehenden sich befand, scheint das alte Fundament derselben zu beweisen. Diese heute stehende Mauer ist aber erst in den 1840er Jahren erbaut worden, und vorher war die Mauer in einer starken Ausbiegung gegen die Strasse angelegt, was sonach als eine nachträgliche Erweiterung zu betrachten wäre. Auf der Südseite dagegen scheint die Mauer auch ursprünglich weiter hinausgerückt gewesen zu sein und nur beim Lettner die heutige Flucht gehabt zu haben. In diese Flucht zurückgesetzt wurde die Mauer bei der letzten Restauration; ein altes Fundament wurde dabei nicht gefunden.

Der Zugang zum Schiff von der Strasse her geschah durch das gegen den Laienkirchhof sich öffnende Doppelportal im Giebel; ausserdem war in der nördlichen Seitenwand noch eine kleinere Thüre angebracht.

Die Decken des Schiffes waren flache Holzdecken; auf derjenigen des Mittelschiffs zog sich ein langgestrecktes Kreuz hin, an dessen vier Enden die Abzeichen der Evangelisten zu erkennen waren.[180])

Die **Wappenschilde** der Benefactoren, von welchen mehrfach die Rede ist, werden an den hohen Mauerflächen des Mittelschiffes, vielleicht auch an den Pfeilern angebracht gewesen sein. Hans Wiler sah hier zu Beginn des 16. Jahrhunderts Schild und Helm der Sevogel und der Waltenheim zum Bären,[181]) und noch Wurstisen fand die Wappen der Freiherren von Ramstein, der von Froberg, und von denjenigen der Edlen von Eptingen mehr als dreissig.[182])

Reste von **Glasgemälden** waren in den Fenstern des Schiffs noch in den 1840er Jahren zu finden; einzelne Wappen standen damals noch in den kleinen obern Fenstern des Langhauses.[183])

In den Mauern der Seitenschiffe waren **Grabnischen** eingelassen, deren Zahl auf zehn angegeben wird.[184]) Von diesen sind heute nur noch zweie erhalten: eine völlig schmucklose Nische in der Giebelwand des südlichen Seitenschiffs und die Grabnische der Eptinger im nördlichen Seitenschiff unter dem siebenten Fenster (vom Giebel aus gerechnet).[185])

In diesen Grabnischen und auf den Mauerflächen waren die zahlreichen **Wandgemälde** angebracht, welche einst den hauptsächlichen Schmuck des sonst ernst und dürftig gestalteten Schiffes bildeten. Sie sind zum Teil noch in Überresten erhalten; von andern sind Abbildungen, Beschreibungen oder vereinzelte Angaben auf uns gelangt. Wir können hierüber folgendes mitteilen:

1. In Überresten erhalten ist der grosse Cyklus von Wandgemälden, welcher die Innenseite der Giebelmauer im Hauptschiffe bedeckt. Es genügt, auf die ausführliche Beschreibung und Beurteilung desselben durch Stückelberg zu verweisen.[186])
2. Abbildungen beseitigter Wandgemälde:
   a) Das jüngste Gericht, gemalt 1455/56 durch Peter Malenstein.[187])
   b) Die Mutter Gottes und St. Joseph.[188])
   c) Die Kreuzigung.[189])
3. Erwähnungen ehemaliger Wandgemälde.

»Die Kirche scheint überhaupt an Freskogemälden reich gewesen zu sein; auch in einigen andern der zehn Nischen im Langhause entdecken wir noch Spuren: dort von der Stadt Jerusalem; dort sieht man an zwei andern Orten abermals Spuren von Darstellungen der Kreuzigung. — Einige andere Gemälde, von denen auch Bruchstücke hervortreten, waren offenbar von geringerem Kunstwerth. So auf der mitternächtlichen Seite gegen die Kapelle zu ist an der Wand des Seitenschiffes eine Verkündigung zu sehen; unfern von der Hauptthür steht wie ein bleicher Schatten eine Maria an der Wand.«[190])

Auch ausser diesen Wandgemälden wies das Langhaus mannigfachen Schmuck malerischer Art auf. Unter der Decke des Mittelschiffes zog sich oben an den Wänden ringsum ein gemalter bunter Architekturfries;[191]) die Bogen zwischen den Pfeilern waren beiderseits mit Umrahmungen in Schwarz geziert, gegen das Mittelschiff mit Pollenreihen, gegen die Seitenschiffe mit Blumen und kalligraphischen Schnörkeln.[192]) An den Pfeilern selbst waren figürliche Kompositionen angemalt.[193])

Von den **Altären** können nur zwei namhaft gemacht werden:

1. Der im Gang zwischen Lettner und Chor stehende, welchen die Grafen von Thierstein stifteten;[194])
2. Der Altar des hl. Franziskus.[195])

Vielleicht darf angenommen werden, dass in derjenigen Kapelle unter dem Lettner, deren Gewölbeschlussstein das Bild der hl. Katharina trug (s. oben), sich ein dieser Heiligen geweihter Altar befunden habe.

Die Brüstung der **Kanzel** war sechseckig; auf den sie bildenden fünf halbmannshohen Steinplatten waren die Gestalten Christi und der Evangelisten in schöner Arbeit aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ausgehauen.[196])

Orgel.

Geben umb allerhand kost, so der orgelmacher und sin helffer gebrucht hand, 24 lb. 6 sh. 9 dn.

umb zyn blye leder holcz und mengerley, das ze der orgel kommen ist, und wergluten, die dem orgelmacher geholffen hand, 112 lb. 9½ sh.

geben 46½ lb. 3 sh. 4 dn. meister Heinrichen dem orgelmacher ze lone.[197])

Item geben von dem gerúst zů den Barfůssen ze der orgel 17½ sh.

item maister Ludwig dem organysten uff sin lon 9 lb. 2 sh.[198])

Item uſzgeben, als man die orgel stymett, umb holcz und das gerúste zů machen und wider ab zů brechen und dem byldschnider und meister Ludwig zů lon, tůt 75 lb. 5½ sh.[199])

Über die **Verwendung der Kirche nach Aufhebung des Klosters** ist folgendes zu sagen:

Das immense Innere dieses Gotteshauses war ungeeignet für den neuen Kultus, wenn es als Ganzes betrachtet und die aus der frühern Zeit übernommene Trennung des Chors von der Kirche aufgehoben wurde. Man behielt daher diese Trennung bei, ja steigerte sie noch durch eine hinter dem Lettner bis zur Decke aufgeführte Holzwand. Von den so entstehenden völlig getrennten Räumen wurde der vordere, das Langhaus, zur Kirche bestimmt, der Chor aber durch Legung von Zwischenböden zur obrigkeitlichen Fruchtschütte eingerichtet.

Diese Verwendung des Chors zur Lagerung von Früchten, später zur Lagerung sonstiger Materialien aller Art, hat gedauert von den Tagen der Reformation bis auf unsere Tage. Die Einrichtung der Kirche zum Lagerhause der Kaufhausanstalt hat in der Hauptsache hieran nichts geändert.

Das Schiff hingegen wurde Kirche und diente dem reformierten Gottesdienste bis in die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts. Über die Art dieses Gebrauches berichtet Jakob Christoph Beck 1757: »Die Kirche der ehemaligen Barfüsser wird noch zu Predigten, die an den Sonntagen und Dienstagen, auch zu den Frühgebeten, so an den Mittwochen und Samstagen gehalten werden, gebrauchet.[200]) 1782 aber äusserte sich Antistes Merian folgendermassen: »In dieser Kirche werden, ausser den Leichenpredigten und den Mittwochs- und Samstags-Betstunden (welche noch nicht abgegangen), nur noch die Frühpredigten an den Sonntagen gehalten; da sonst seit der Reformation bis vor ohngefähr 100 Jahren alltäglich daselbst Frühpredigten gehalten worden. Seit einigen Jahren hat man, aus Mangel der Zuhörer, die Dienstagspredigten daselbst abgehen lassen. An den Sonntagen aber finden sich, laut Herrn Pfarrer Köllners Bericht, bey guter Witterung gemeiniglich 40 bis 60 Personen in seinen Frühpredigten ein.«[201]) 1794 fand diese Verwendung ihr Ende.

Als Eigentümer der Kirche galt der Spital, gemäss der Verfügung des Konzils, welche ihm Geld und Gut des Klosters überwiesen hatte. Er war daher auch

zum Unterhalte der Kirche verpflichtet, doch ging sein Streben immer dahin, diese Obliegenheit auf den Staat abzuschütteln, was nicht völlig ohne Grund und Recht war, da ja das Gebäude als Fruchtschütte und als Kirche öffentlichen Zwecken diente.

Nur aus der Vermietung einiger Nebenräume der Kirche zog der Spital einen Nutzen. Hierauf bezügliche Mitteilungen sind oben bei Erwähnung der Sakristei und des auf der Nordseite des Chors liegenden Gewölbes gemacht worden. Andere Anbauten befanden sich am Giebel der Kirche; hier war dem nördlichen Seitenschiff ein Stall und neben diesem ein Magazin vorgebaut;[202]) auf der andern Seite des Giebels stand ebenfalls ein Magazin. Später, wie es scheint, ist auch der mittlere Teil zwischen den Strebepfeilern zu einem Schopf hergerichtet worden.[203])

1600 wurden die Fenster neu gemacht.[204])

1628 »ist die Paarfüsserkirch geweissget und erneuwert worden.«[205])

1654 «sind die neuwen Stühl der Weiber und Mannspersonen zu Barfussern gemacht und die Canzlen, so auch neuw, an ein andere Saul gesetzt worden.«[206])

1666 September 26: »Das Chor zu Paarfussern liege voll Holz und seyen die Fenster alle verbrochen, sollte mit Brettern verschlagen und angestrichen werden.«[207])

1703 Juli 31: »ist bewilliget, dass durch das Lohnambt auf den Schüttenen zu Parfüssern Läden gemacht werden sollen.«[208])

1781 Juni 27. Das Spitalpflegamt macht auf den schlechten Zustand der Barfüsserkirche aufmerksam; die nötigen Arbeiten für Ausbesserung würden etwa 600 lb. kosten; der Spital sei aber um so weniger im stande, diese Kosten zu bestreiten, »als durch den bey uns eingerissnen und sich täglich mehrenden leidigen Hang zum Wohlleben und Müssiggehen die Anzahl der Spittaler so übermässig sich mehret, dass des Spittals Einkünften kümmerlich zureichen, nur deren Unterhalt und Verpflegung darauss bestreiten zu können;« das Spitalpflegamt bittet daher den Rat, diese Baukosten auf sich zu nehmen.

1781 August 29. Gutachten der vom Rat zur Untersuchung der Sache bestellten Deputierten: Die Besichtigung der Kirche habe ergeben, dass das grosse Fenster im Giebel, sowie die zwei Strebepfeiler daselbst schadhaft, namentlich aber die Dachungen in sehr schlechtem Zustande seien. Es frage sich übrigens, ob nicht die Kirche, welche für Gottesdienste nur noch wenig benützt werde, anderweitig verwendet werden könnte; sowohl wegen der Lage als wegen der Grösse der Kirche wäre namentlich die Verlegung des Kaufhauses in dieselbe nicht unschicklich.

1782 Februar 23 beauftragt demzufolge der Rat den Antistes, über Abstellung des Gottesdienstes in der Barfüsserkirche Bericht zu erstatten.

1782 März 8. Bericht des Antistes: Die Barfüsserkirche ist allerdings seit langen Jahren von aussen und innen so schlecht in Bau und Ehren erhalten worden, dass der Anblick derselben manchem Fremdling, zumal wenn er damit so manche prächtige Partikulargebäude, womit unsre Stadt pranget, vergleicht, eben nicht die vorteilhaftesten Begriffe von der unter uns herrschenden Achtung für die Gotteshäuser beibringen wird; es ist auch nicht erbaulich noch erfreulich, zu sehen, wie in einer Kirche von so weitem Umfange sich oft so wenige Zuhörer einfinden, dass sie sich gleichsam darin verlieren; auch wenn man diese den Einsturz drohende Kirche abgehen liesse, würde der Gottesdienst, welcher bisher darin gehalten worden, darum nicht eingestellt, sondern in eine andere Kirche verlegt werden. Dennoch könne nicht dazu geraten werden, die Kirche abgehen zu lassen; sie diene immer noch dem Gottesdienste; sie sei für den Fall, dass in einer andern Kirche weitläufige Reparationen vorzunehmen seien, sehr wohl gelegen, um den Gottesdienst jener Kirche mittlerweile in ihr abzuhalten; endlich werde an die in der Barfüsserkirche befindlichen Grabstätten, insbesondere an die Gebeine so verehrungswürdiger Männer, wie des Bürgermeisters Wettstein und des Jakob Bernoulli, erinnert, die mit aller Veneration aufbewahrt werden sollten, die aber bei der Verwandlung der Kirche in ein Kaufhaus unfehlbar zerstört würden.

1785 Oktober 4: Das Spitalpflegamt bringt die »vermuthlich in Vergess gerathene« Angelegenheit der Barfüsserkirche wiederum zur Sprache, unter Hinweis auf den schlechten Zustand des Gebäudes. Auf diese Mahnung beschliesst die Haushaltung, dem Spital die Ausführung der nötigen Reparationen zu überlassen.

1788 November 11 nimmt löbliche Haushaltung »das Geschäft der Barfüsserkirche wieder vor die Hand« und ordnet die Abhaltung eines Augenscheins an.

1788 November 19. Augenscheinsbericht von Steinmetzmeister Lukas Pack und Zimmermeister Abraham Eglin: der Chor sei unstreitig einer der höchsten und so dauerhaft in Mauern und Dachung erbaut, dass nicht der geringste Fehler daran zu bemerken sei; auch das Mittelschiff der Kirche sei sowohl an seinen Mauern als an seinem Dachstuhl im bestmöglichen Zustand; auf den Seitenschiffen dagegen seien die Dachungen sehr schadhaft. Was die Art des Vorgehens anbelangt, so werde vorausgesetzt, dass der Chor, jederzeit als eine Schönheit seiner Art betrachtet, auch nützliche Fruchtschütten enthaltend, stehen bleiben sollte. Im übrigen seien drei Wege möglich: die Kirche samt den beiden Angebäuden (Seitenschiffen) zu reparieren, oder die Angebäude

abzubrechen und die Zwischenwände von einer Saul zur andern auszumauern, oder endlich das ganze Gebäu der Kirche abzubrechen und nur den die Stegen zu den Fruchtschütten im Chor enthaltenden Teil derselben stehen zu lassen; von diesen drei Vorschlägen sei der erste der teuerste und schönste, der zweite der nützlichste, der dritte der wenigst kostbare, »wenn dieses allein eine Empfehlung heissen kann.«

1792 Februar 22. Das Spitalpflegamt erinnert neuerdings an den misslichen Zustand des Gebäus der Barfüsserkirche; es werde von Tage zu Tage baufälliger und drohe stellenweise den Einsturz.

1794 Dezember 8. Beschluss des Kleinen Rates: MGnHerren ersehen aus allen Vorschlägen und befinden, dass die Barfüsserkirche bis auf fernerweitige Verordnung der bequemste Ort zur Abladung und Lagerung der Kaufmannsgüter wäre, daher löbl. Bauamt aufgetragen wird, mit Zuziehung löbl. Kaufhauses die desfalls nötige Einrichtung in der Barfüsserkirche mit möglichster Beförderung zu treffen.

1795 Oktober 21. Das Bauamt nennt die infolge dieses Beschlusses gemachten Arbeiten: 1. die 34 Schuh lange und 21 Schuh breite Terrasse vor der Kirche, so mit einer festen Dachung versehen worden; 2. die vor dieser Vorhalle angelegte Besetze; 3. die Errichtung eines Krahns; 4. die Erneuerung und gänzliche Umdeckung der Dachungen; 5. die neuangebrachte Einfahrt im Spitalgässlein.

1796 August 29. Der Kleine Rat beauftragt die Vorgesetzten des Kaufhauses, zu berichten, ob in der Barfüsserkirche noch Waren gelagert seien und wie der beste Nutzen aus diesem Platz durch Lagergeld oder auf andere Art zu ziehen sei.

1796 September 10. Die Vorgesetzten des Kaufhauses erstatten diesen Bericht: zur Zeit befinden sich in der Barfüsserkirche sehr wenig Waren; das Lagergeld würde kaum so viel abwerfen, als die deshalb anzustellenden Leute kosten würden; das beste Mittel, um Nutzen aus der Kirche zu ziehen, wäre, ein oder mehrere Magazine daraus zu machen und zu verlehnen.

1799 Januar. Der helvetische Finanzminister zeigt der Verwaltungskammer an, dass er die Barfüsserkirche zu einem Salzschopfe bestimmt habe, und verlangt beförderliche Untersuchung des Gebäudes mit Rücksicht auf eine solche Verwendung.

1799 Februar 1. Steinmetz- und Zimmermeister des Bauamts berichten über die von ihnen vorgenommene Untersuchung der Barfüsserkirche; wegen Höhe der Mauern, sonderheitlich aber wegen den Säulen von Sandstein, welche die

Last des innern Mauerwerks tragen, wäre gar nicht ratsam, dieses Gebäude zu einer Salzniederlage zu gebrauchen.

1799 Februar 9. Der helvetische Finanzminister Finsler erwidert auf die Vorstellungen der Verwaltungskammer in Basel, dass die Barfüsserkirche durch einen Direktorialbeschluss zu einer Salzablage bestimmt worden sei, und verlangt, dass die erforderlichen Anstalten mit Beschleunigung getroffen werden.

1799 Februar 16. Derselbe spricht gegenüber der Weigerung der Verwaltungskammer sein Befremden darüber aus, dass das besondere Interesse der Gemeinde Basel dem allgemeinen Bedürfnisse der Nation vorgehen solle: er werde nun Anstalten treffen, dass alles in Basel anlangende Salz sogleich in die innern helvetischen Magazine abgeführt werde, und macht die Verwaltungskammer für alle nachteiligen Folgen ihrer Weigerung verantwortlich.

1799 Februar 21. Die Verwaltungskammer beschliesst, sich zu fügen, und ordnet die Entfernung des in der Barfüsserkirche befindlichen Heuvorrats, sowie der dort eingestellten Messbuden an.

1799 November 26. Das helvetische Vollziehungsdirektorium trägt der Basler Verwaltungskammer auf, die Requisition der als Salzmagazin verwendeten Barfüsserkirche durch den fränkischen General Soult, welcher ein Heumagazin darin einrichten wolle, abzulehnen.

1803 September 15. Beschluss der Haushaltung, dass der Präsident der Salzkammer auf 1. Oktober das Salzmagazin in der Barfüsserkirche von der Central-Salzadministration in Empfang zu nehmen habe.

1803 Oktober 6. Beschluss der Haushaltung über Verlehnung des Salzmagazins in der Barfüsserkirche auf 12 Jahre an die französische Salzregie und an Herrn Dagobert Gysendörfer als Spediteur der Schweizerischen Kantone.

1837 Die Kaufhauskommission mietet von Salzfaktor Scherb den ersten Boden der Barfüsserkirche.

1840 geht der Mietvertrag der Salzadministration mit dem Spitalpflegamt über die Barfüsserkirche zu Ende.

1840 Oktober 14. Der Kleine Rat ermächtigt die Kaufhauskommission, die Barfüsserkirche vom Spital zu mieten.

Die allgemeinen Angaben über die Verlegung der Kaufhausanstalt ins Barfüsserkloster werden unten bei Behandlung der Klostergebäude gemacht werden. Die Kirche erhielt dabei die Bestimmung als Lagerhaus der Anstalt; zur Erreichung dieses Zweckes wurden mehrfache Bauarbeiten an ihr vorgenommen.

Diese Arbeiten begannen im November 1843 nach geschehener Auskündung der Epitaphien. Die südliche Seitenschiffmauer des Langhauses, welche sich als

höchst schadhaft herausstellte, wurde von Grund aus neu aufgeführt; in ihr wurden drei grosse Einfahrtsthore ausgebrochen. In gleicher Weise fand die Mauer an der Spitalgasse ihre vollständige Erneuerung und zwar auf der durch das Fundament der ersten Anlage gegebenen Linie; diese Mauer war bisher beinahe ganz ohne Fensteröffnungen gewesen; nunmehr wurden in ihr die alten Fenster, die beim Wegbruch der südlichen Mauer verfügbar geworden waren, eingesetzt. Mit dieser Erneuerung beider Seitenschiffwände fielen die sämtlichen Grabdenkmäler, Gemälde u. s. w., welche sich auf denselben befanden dahin; was sich sonst an derartigem Schmuck noch vorfand und nicht schon seit der Profanierung der Kirche von 1794 verschwunden war, ging nunmehr bei der Einrichtung der Kirche als Lagerhaus und der Weisselung sämtlicher Flächen vollends unter. Der Lettner mit seinen Kapellen wurde weggebrochen. Die Grabsteine im Fussboden wurden entfernt, der Boden selbst um ca. 2 Fuss aufgefüllt, um mit dem Hof in das gleiche Niveau zu kommen, und sodann gepflastert. Unter dem Chor wurde ein 15 Fuss tiefer Keller ausgegraben und eingewölbt, welche Arbeit nur unternommen werden konnte, weil die Grundmauern des Chors sich als vorzüglich starke und tiefe erwiesen. Von den kleinern Arbeiten, welche nötig schienen, um das Gebäude für den neuen Gebrauch geeignet zu machen, mag hier nur die Wegmeisselung und Abrundung der Sakristeistrebepfeiler erwähnt werden.

Viele wichtige und schöne Einzelheiten des Baus sind bei dieser Umgestaltung zu Grunde gegangen; doch sind wenigstens hier Aufnahmen und Abbildungen gefertigt worden, welche uns eine teilweise Kenntnis des frühern Zustandes vermitteln.

Nach Aufhebung des Kaufhauses fiel die Kirche 1865 wieder an den Stadtrat zu freier Verfügung zurück. Sie wurde verwendet und verwertet durch einzelne Vermietung der zahlreichen in ihr vorhandenen Räume und Gelasse. 1869 stellte die katholische Gemeinde das Begehren um Überlassung der Kirche für ihre Gottesdienste. 1875 wurde sie dem eidgen. Postdepartement als provisorisches Postlokal vermietet, 1876 durch den Ausscheidungsvertrag der Einwohnergemeinde zugewiesen und daher unter staatliche Verwaltung gestellt. Sie diente der Post bis 1880. Im September dieses Jahres wendete sich die Vorsteherschaft der römisch-katholischen Gemeinde in Basel an den Grossen Rat mit der Bitte, ihr die Barfüsserkirche zur Abhaltung von Gottesdiensten gegen Zins zu vermieten; am 14. März 1881 überwies der Grosse Rat dem Regierungsrat dieses Begehren zur nähern Prüfung. Der Regierungsrat hatte schon vorher mitgeteilt, dass verschiedene Projekte über Verwendung der Barfüsserkirche in Ausarbeitung begriffen seien. Neben Wiederherstellung des Gebäudes zu Kultuszwecken wurde auch eine Herrichtung desselben als Markthalle, als Lokal einer permanenten Gewerbeausstellung, als

Staatsarchivgebäude, als Bereitschaftslokal für Truppen empfohlen. Der Regierungsrat gelangte seinerseits dazu, dem Grossen Rat die Niederlegung des ganzen Gebäudes zu empfehlen zum Zwecke der Erbauung eines Töchterschulhauses auf dem freigewordenen Areal. Es geschah dies durch Ratschlag vom 13. Januar 1882. Am 13. März 1882 behandelte der Grosse Rat die Angelegenheit und beschloss mit 52 gegen 50 Stimmen, auf den Antrag des Regierungsrates nicht einzutreten.

In den folgenden Jahren wurden Pfandleihanstalt, Ankenmarkt, Gantlokal u. dgl. m. in der Barfüsserkirche untergebracht.

Am 7. März 1888 beschloss der Regierungsrat auf Antrag seines Erziehungsdepartements die Verwendung der Kirche als Sammlungsgebäude und anerbot sie dem Bundesrat als Raum für das schweizerische Nationalmuseum; am 8. September 1890 beschloss der Grossse Rat die Vornahme der Restauration nach den vom Regierungsrat vorgelegten Plänen. Noch im Spätherbst des gleichen Jahres begannen die Arbeiten dieser Restauration; im Winter 1893/94 wurden sie zu Ende geführt.

II. Das Kloster.

Über die Anlage des **Klosters** in alter Zeit kann nur zum Teil sicheres mitgeteilt werden; anderes ist lediglich zu vermuten. Einige der Gebäude scheinen schon im 16. Jahrhundert eine Umänderung erlitten zu haben; die gänzliche Beseitigung der Klosteranlage geschah im 19. Jahrhundert. Doch sind bei diesem Anlasse weder genaue Aufnahmen der Gebäulichkeiten gemacht, noch auch Beschreibungen derselben angefertigt worden. Nicht einmal Kopien von Einzelheiten wurden der Mühe wert erachtet. Aus einigen wenigen Abbildungen, die aber mehr malerisch als genau zu sein scheinen, aus spärlichen beim Abbruche gemachten Notizen, sowie endlich aus gelegentlichen Äusserungen der Urkunden und Akten ergibt sich folgendes:

Zwischen dem Schiff der Kirche und der Stadtmauer war der grosse Kreuzgang gelegen. Der eine Flügel lehnte sich an das südliche Seitenschiff, der gegenüberstehende an die innerhalb der Stadtmauer sich hinziehende eigentliche Klostermauer; beim dritten Fenster des Seitenschiffs, vom Giebel aus gezählt, zog sich der eine Querarm, ihm gegenüber am Ende des Schiffes und in den zwischen Lettner und Chor gelegenen Gang ausmündend der andere. Dieser ringsum führende Gang öffnete sich durch eine Reihe von 80 Spitzbogen gegen den Hof; auf drei Seiten, nämlich in den Querflügeln und längs der Stadtmauer, erhob sich über dem Gang ein zweites Geschoss mit den Zellen der Brüder.[209])

Dieser Hof wird als Kirchhof des Klosters nur für Beerdigung der Brüder bestimmt gewesen sein.[210])

Im Westen des Kreuzgangs, rechtwinklig an den Querarm desselben angebaut, war die domus capitularis.[211]) Hier scheint das Refectorium gewesen zu sein, der Raum für grössere Versammlungen.

Neben dem Capitelhause und von den das Kloster gegen den Barfüsserplatz abtrennenden Klostergebäulichkeiten umschlossen befand sich ein zweiter kleiner Kreuzgang.[212])

Die eine dieser Gebäulichkeiten, über dem Birsig gelegen, war die infirmaria, domus infirmorum des Klosters. Durch das Hochwasser des Birsigs am 30. Juni 1519 wurde dieses Haus so schwer beschädigt, dass ein Neubau an dessen Stelle errichtet werden musste. Es geschah dies in den Jahren 1520 und 1521 unter dem Guardian Konrad Pellicanus; der Neubau enthielt vier stubellæ, ebenso viele cameræ, eine Capelle und eine Kirche.[213])

Auf der Seite der Stadtmauer erstreckten sich die Gebäude des Klosters bis zum Eselthürmlein; von diesem führte eine Mauer im Bogen an den Birsig, und auch auf dem rechten Ufer scheint der Raum vor Kloster und Kirche durch eine von der Kirche zum Birsig sich hinziehende Mauer abgetrennt gewesen zu sein. Beide Mauern werden beim Birsig zusammengetroffen sein; ausserhalb derselben führte eine Brücke hinüber, die **Barfüsserbrücke.**[214])

Hier war auch der **Eingang zum Kloster,** die porta fratrum Minorum, der Barfussen grosses tor.[215])

Durch dasselbe gelangte man in den **Kirchhof** der Laien.[216]) Dieser Kirchhof, vor dem Giebel der Kirche gelegen, war schon 1288 durch Erwerbung von Land des nahegelegenen Spitals erweitert worden;[217]) dass er sich hier befand, ergibt sich aus der Mitteilung der Chronik über die Herstellung des Barfüsserplatzes 1529.[218])

Was den **Birsig** anbetrifft, so lief derselbe, wie schon erwähnt, unter einem Teile des Klosters durch. In früherer Zeit scheint er hier überwölbt gewesen zu sein; 1472 wird aus dem Gute des Klosters dem Rat eine Zahlung für den Bau des Birsiggewölbes unter dem Barfüsserkloster geleistet;[219]) aber 1812 findet sich die Angabe hinsichtlich eines dieser Gebäude, des damaligen Mädchenschulhauses, dass dasselbe auf »querlaufenden Trömen über dem Birsig« stehe und sich stark gesenkt habe. Es ist möglich, dass bei den grossen Birsighochwassern von 1529 und 1530 jenes frühere Gewölbe zerstört wurde;[220]) von dem Schaden, welchen das Kloster durch das Hochwasser von 1519 erlitt, berichtet Pellican;[221]) ähnliches wird von dem Birsighochwasser von 1339 erzählt.[222])

»In disem 1529. jor brach man die muren um das Barfuserkloster ab vom Eseldürnly bisz herum zu der mülly und macht usz dem garten und dem kilchhoff ein blatz, und wart ein holzmerckt dorusz gemacht.«[223]) So entstand der **Barfüsserplatz,** anfangs »neuer Platz« geheissen.[224]) Es ist anzunehmen, dass damals der Lauf des Birsigs auf der ganzen Strecke des Platzes überwölbt wurde.[225])

Indessen war hiemit die heutige Gestalt des Platzes noch nicht gegeben. Vielmehr blieben die alten Gebäulichkeiten, die mit einer spitzen Ecke weit in den Platz hineinragten, bis in unser Jahrhundert bestehen.

Die Situation ist aus dem anliegenden Plane ersichtlich; für Gestalt und Aussehen dieser Häusergruppe, welche in ihrer Gesamtheit ein höchst malerisches Bild bot, sind eine Reihe älterer Abbildungen zu vergleichen.[226])

Zur **Baugeschichte des Klosters im Mittelalter** ergeben sich, über das bereits Mitgeteilte hinaus, noch folgende Regesten:

Barfüsserrechnung 1449/50:

umb mengerley, das in dem kloster gebessert und verbuwen ist an glasfenstern und alte schulde verglůten bezalt, 133 lb. 12 sh.

item, das durch die rete im kloster verbuwen ist bi 6 jaren her, 128 lb.

ebd. 1450/51:

umb kalch ziegel murstein u. s. w. zu dem buw im kloster 85 lb.

item dem kannengiesser umb zyne und den brudern im kloster kannen ze machen, umb bly zu glesern und uff die techer, 16 lb.

ebd. 1451/52.

umb mengerley, das in dem kloster gebessert und verbuwen ist, 59 lb.

ebd. 1455/56.

item Tütschman dem murer ist geben, als er das dach uf dem tormenter gedeckt hat, 2 lb. 7 sh. 8 dn.

ebd. 1501/02:

dem lonherren geben von wegen der vettern zů den Barfussen des brunnen halb, so sy gemacht haben, tůt 7 lb.

Über die **Verwendung der Klosterräumlichkeiten seit der Reformation** ist folgendes zu sagen:

Dieselben wurden zum Teile dem **Almosenamt** zugewiesen, d. h. der Verwaltung der schon vor 1530 aus Klostergut zu Armenpflegezwecken gebildeten Stiftung.[227]) Man hat keinen Grund anzunehmen, dass diese Zuweisung nicht sofort nach Entstehung des Almosenamts geschehen sei; ebensowenig ist zu vermuten, dass die Art der Verwendung der Gebäude für diesen Zweck sich im Laufe der Zeiten wesentlich geändert habe; der Zustand zu Beginn des 19. Jahrhunderts, welcher

mit demjenigen des 16. Jahrhunderts in der Hauptsache gleich sein wird, ist aus dem beiliegenden Plane zu ersehen.

Doch nahm das Almosenamt nicht sämtliche Gebäude in Anspruch; vielmehr wurden einzelne derselben auch dem nahegelegenen **Spital** eingeräumt. In dieser Beziehung ist zu nennen die Wohnung des Spitalpredigers, welche sich in dem in den Platz vorspringenden Gebäudeflügel neben der Kirche befand. Wichtiger noch war die Verwendung des hintern Teils der Klostergebäulichkeiten mit dem Kreuzgang, den Zellen und anstossenden Räumen als Irrenhaus. Über diese Anstalt äussert sich ein officielles Gutachten 1829 folgendermassen: »Die unvollkommenste unter den verschiedenen Filialanstalten des Pflegamts, sowohl hinsichtlich des dazu gewidmeten Lokals als der übrigen Einrichtung, ist das Irrenhaus, wenigstens insoweit man dabei an eine Heilungsanstalt für Geisteskranke denkt. — Gemütskranke und Wahnsinnige sind hier mit blödsinnigen und mit unreinlichen und unsittlichen Menschen vermengt, mit welchen sie nur das gemeinsam haben, dass auch diese von den Mitmenschen abgesondert werden sollen. Selbst die Geschlechter können nicht gehörig getrennt werden, so dass gegen die bedauerlichsten Vorfälle keine genügende Sicherheit vorhanden ist. — Das Lokal, zur Bewahrung unheilbarer Irren und zur Versorgung von Blödsinnigen wohl tauglich, ist hingegen, da es einer fröhlichen Heiterkeit und der Aussicht ins Freie völlig entbehrt, für die Heilung von Geisteskrankheiten, zumal der so häufigen melancholischen Gattungen, ungeeignet. — Mittel zur Zerstreuung, Erheiterung und Beschäftigung fehlen ganz und würden auch, da es an einem Garten und überhaupt an genügendem Raum gebricht, um das eine Individuum den Störungen oder Neckereien des andern zu entziehen, nicht wohl angebracht werden können. Endlich sind auch keine Zimmer vorhanden, die zur Aufnahme von Irren aus gebildeten Ständen passen könnten.«[228])

Ausserdem fand auch eine Verwendung zu **Schulzwecken** statt. Wie mit andern Klöstern, so war auch mit dem Barfüsserkloster eine Lateinschule verbunden gewesen, welche nun nach der Reformation zu einer deutschen Elementarschule umgeschaffen wurde. Sie fand ihren Platz, wohl sogleich nach der Reformation, in dem zu äusserst beim Eselthürmlein an der Stadtmauer gelegenen Klostergebäude. Es war dieses eine Knabenschule; ihre Beaufsichtigung war den Geistlichen der St. Leonhardsgemeinde übertragen. 1604 sodann wurde die bisher bei St. Martin befindlich gewesene Mädchenschule ebenfalls auf den Barfüsserplatz verlegt; sie fand ihr Unterkommen im Erdgeschoss eines neben der Almosenschaffnei gelegenen Hauses, dessen oberer Stock zur Spitalpredigerwohnung gerechnet wurde.[229])

Neben diesen hauptsächlichen Verwendungen mag ein anderweitiger Gebrauch einzelner Räumlichkeiten und Gelasse dauernd oder vorübergehend stattgefunden

haben; 1542 wird das »Barfüsserpestilenzhaus« erwähnt,[230]) wobei wohl an einen im Pestjahr 1541 errichteten Hilfsspital zu denken ist; ferner ist gelegentlich die Rede von einzelnen vermieteten Magazinen, von einer Ruchwerkerwohnung u. s. w. Näher auf diese Dinge einzugehen ist unnötig. —

Die schlechte bauliche Beschaffenheit des Knabenschulhauses veranlasste die Behörden 1820 zum Plan der Errichtung eines neuen Schulgebäudes an dieser Stelle. Damit sollte die Beseitigung des Eselthurms, des Wasserthurms und der zwischenliegenden Stadtmauer, sowie eine Erweiterung der Strasse beim Eselthurm verbunden werden. In die Verhandlungen über Ausführung dieses Planes hinein fiel das Begehren einer Anzahl Bürger, ihnen den Platz des Schulhauses und einen Teil der anstossenden Schaffneigebäude zur Erbauung eines allgemeinen Gesellschaftshauses (Casino) abzutreten. Bei den städtischen Behörden fand dieses neue Projekt eine sehr günstige Aufnahme; der Kleine Stadtrat beschloss am 27. September 1820, ihm zu willfahren, unter der Bedingung, dass die Casinogesellschaft den Abbruch der alten Gebäude und der Stadtmauer auf ihre Kosten übernehme und ausserdem an anderer Stelle ein neues Schulhaus errichte; an die Kosten des letztern Baus wollte der Stadtrat 32000 Franken beitragen; als Ort des neuen Schulhauses wurde das Ballenhaus am Birsig gegenüber dem Steinenkloster in Aussicht genommen. Am 5. Oktober erhielt diese Schlussnahme die Bestätigung des Grossen Stadtrates; die erforderliche Ratifikation durch den Kleinen (Kantons-)Rat erfolgte jedoch erst nach längern Verhandlungen und unter der Änderung des Planes, dass das neue Schulhaus nicht auf der Ballenhaus-Liegenschaft, sondern im Spitalgarten zu errichten sei.

1821 wurden die alten Gebäude, die Stadtthürme und die Stadtmauer niedergelegt, unmittelbar daran schloss sich die Erbauung des neuen Gesellschaftshauses, des Stadtcasino. —

Da das alte Kaufhaus an der Freienstrasse dem stark zunehmenden Verkehre nicht mehr genügte, so wurde in den 1830er Jahren eine Verlegung der Anstalt wiederholt befürwortet. Der Beschluss über Versetzung des Spitals in den Markgräfischen Hof gab den Anlass zur Ausführung jenes Gedankens, indem die Kaufhauskommission nunmehr ihr Augenmerk auf Erwerbung der Barfüsserkirche, des Almosens und der Nebengebäude für ein neues Kaufhaus richtete. Sie begann die erforderlichen Voruntersuchungen im Jahre 1838 und brachte einen entsprechenden Antrag am 2. Januar 1839 vor den Kleinen Rat. Dieser trat auf das Projekt ein; es folgten Verhandlungen mit den städtischen Behörden, da die Stadt Eigentümerin der betreffenden Liegenschaften war, und am 31. Januar 1843 konnte über die Angelegenheit ein Vertrag zwischen Stadt und Kanton geschlossen werden, welcher die Ausführung des Baus, die Eigentumsverhältnisse und die Finanzierung des Unter-

nehmens ordnete und sicherte. Für die Leitung des Baus wurde eine gemischte Kommission [je drei Delegierte des Kleinen Rates[231]) und des Stadtrates[232])] unter dem Präsidium des Präsidenten der Kaufhauskommission[233]) bestellt, welche ihre Arbeiten am 19. April 1843 begann. Sie ernannte als Baudirektor den Architekt Christoph Riggenbach.

Im Oktober 1843 wurde mit dem Abbruch der alten Gebäulichkeiten und der Stadtmauer begonnen; diese Arbeit, deren Fortgang aus den periodischen Berichten des Baudirektors zu ersehen ist, währte bis in den Anfang des Jahres 1844. Bedauerlicherweise unterliess es die Bauleitung, Aufnahmen der beseitigten Räumlichkeiten oder auch nur genaue Beschreibungen derselben anzufertigen; in ihren Rapporten finden sich nur gelegentlich Bemerkungen über die beim Abbruch zum Vorschein gekommenen »Antiquitäten und Denkmäler.«[234]) Indessen muss gesagt sein, dass auch die antiquarische Gesellschaft sich der Angelegenheit zu wenig annahm; sie hätte sich nicht nur um die Kirche, welche ja stehen blieb, kümmern, sondern auch für eine Sicherung genauer Kunde vom Bestande des Klosters durch Pläne und Beschreibung bemühen sollen. In gleicher Weise scheint auch ihr Einfluss nicht stark genug gewesen zu sein, um Erhaltung und gute Aufbewahrung der gefundenen einzelnen Denkmäler zu bewirken.[235])

1844 begann der Bau des Kaufhauses. An den Steinenberg zwischen Casino und Schulhaus kam das Gebäude der Verwaltung zu stehen; zwischen diesem und der Kirche war der Ladeplatz; die Öffnung gegen den Barfüsserplatz wurde durch eine Mauer mit drei grossen Portalen geschlossen. Am 15. Juni 1846 fand die Übergabe der neuen Räume an die Kaufhausanstalt statt.

Am 3. März 1864 wurde zwischen Delegierten des Kleinen Rates und des Stadtrates ein Vertrag geschlossen, welcher aussagt, dass »nachdem sich infolge veränderter Verkehrsverhältnisse die Notwendigkeit herausgestellt habe, den am 31. Januar 1843 zwischen Staat und Stadtgemeinde Basel geschlossenen Vertrag über das neue Kaufhaus auf eine den beidseitigen Interessen entsprechende Weise abzuändern und die Beziehungen der kontrahierenden Teile neu zu ordnen«, der Stadtrat mit dem 1. Januar 1865 wieder in die freie und ausschliessliche Verfügung über die ihm eigentümlichen Kaufhaus-Lokalitäten eintrete. Damit erreichte die Kaufhausanstalt, deren Geschäfte immer mehr an die Eisenbahnen und die Lagerhäuser übergegangen waren, auch formell ihr Ende.

In den nächstfolgenden Jahren bestand die Verwendung der nun leer gewordenen Räume in einer Vermietung derselben an einzelne Handeltreibende aller Art. 1865 bestanden solchergestalt 22, 1870 sogar 35 einzelne Mietverträge über Wohnungen, Magazine, Bureaux, Lagerplätze, Keller u. s. w im Kaufhaus.

Seit 1871 wurde das Projekt erörtert, auf dem Kaufhausareal am Steinenberg neben dem Stadtcasino einen Musiksaal zu erbauen. Die Verhandlungen zogen sich durch Jahre hin; erst am 15. Juli 1874 konnte der Kleine Rat dem bezüglichen Beschlusse des Stadtrats seine Ratifikation erteilen. Im Dezember 1876 fand die feierliche Eröffnung des Saales statt.

Im Osten und Süden des Chores lag der später **Spitalgarten** geheissene Raum. Über seine Beschaffenheit zu klösterlicher Zeit sind wir nicht unterrichtet; wir wissen namentlich nicht, wie weit er schon damals reichte beziehungsweise unüberbaut war, und wir wissen namentlich nicht, ob er überhaupt zum Kloster gehörte. Es dürfte vermutet werden, dass er Alment der Stadt gewesen sei. Wir erinnern daran, dass die 1250 dem Kloster zugewiesene Liegenschaft damals ausdrücklich als Alment bezeichnet wurde; für die Annahme, dass dieses Areal des spätern Spitalgartens ebenfalls zur Alment gehört habe und auch nach der Gründung des Klosters Alment geblieben sei, spricht der Umstand, dass hier neben dem in der Stadtmauer stehenden Thurme ein Bollwerk angebaut war, zu welchem von diesem Areal eine Treppe hinaufführte. Thurm, Bollwerk und Treppe sind noch auf Merians Stadtplan zu sehen; sie können aber nicht etwa im 16. Jahrhundert erbaut worden sein, sondern müssen aus früher Zeit stammen, da es sich ja hier um die innere Stadtmauer handelt. Dass aber die Treppe blieb und nicht beseitigt wurde, deutet wohl darauf, dass das Areal auch während des Mittelalters als Alment galt.

Später, erstmals 1635, erscheint es nachweisbar als zum Spital gehörig und heisst Spitalgarten. Es grenzte im Osten an die Liegenschaften der obern Freienstrasse Schilthof, zum Gejäg u. s. w.[236]) und behielt diesen Umfang bis 1821, in welchem Jahre der erste Eingriff geschah durch Erbauung des Schulhauses, heutigen Verwaltungsgebäudes des Historischen Museums. 1840 erfolgte die zweite und schlimmere Beeinträchtigung, indem der Stadtrat einen Streifen des Areals auf dessen ganze Tiefe zwischen Steinenberg und Spitalgässlein an den Eigentümer des Schilthofs, Herrn Forcart-Hoffmann, verkaufte. Dieser vereinigte das erworbene Land mit der Schilthofliegenschaft; 20 Jahre später wurde der untere, zwischen der Terrasse und dem Spitalgässlein gelegene Teil desselben von der Hauptliegenschaft abgetrennt und separat weiter verkauft; es ist dies jetzt die Liegenschaft Reinhardt, Barfüssergasse N° 3. Seitdem besteht die heutige Begrenzung des Barfüsserareals; der anliegende Plan zeigt den alten, in jeder Hinsicht vortheilhafteren und schöneren Zustand.

9. GRÆBER ZU BARFUESSERN.

Noch erhalten sind die folgenden vier, anscheinend sämtlich aus dem 14. Jahrhundert stammenden Grabdenkmäler:

1. Grabstein mit dem eingeritzten Bilde einer Frau und der Umschrift: . . von Septe und sin tochter.[237])

   Vgl. Urkunde von 1341: Schenkung eines Hauses an die Barfüsser durch Schwester Agnes von Sept. Barf. 26.

2. Grabstein mit dem eingeritzten Bilde eines Barfüssers und dem Wappen derer von Friesen.[238]) s. Tafel IX.

   Das Wappen wird als Friesen gedeutet werden dürfen, trotzdem dass in die Öffnung des Halbmondes ein Gesicht eingezeichnet ist. Sollte letzteres mehr sein als willkürliche Zuthat, so wäre an das Wappen derer von Beggenhofen (Zürich, vgl. Stumpf 1586, fol. 431v) zu denken. Doch sind Beziehungen der letztern zum Basler Barfüsserkloster sonst nicht bezeugt, wohl aber solche derer von Friesen.

3. Grabnische im nördlichen Seitenschiff mit dem Wappen von Eptingen.[239])

   Vgl. Gräberbuch des Münsters 36: Conradus Sporer de Eptingen obiit, qui sepultus est apud Minores.

4. Grabnische im Chor mit den Wappen Baden und Thierstein.[240])

   Es könnte hiebei an die 1385 gestorbene Katharina, Tochter des Grafen Ulrich von Thierstein, Gemahlin des Markgrafen Rudolf I. von Hochberg-Sausenberg, gedacht werden. Doch war diese nicht bei den Barfüssern, sondern in der St. Gallen Capelle des Münsters begraben; vgl. Anniversarienbuch des Münsters zum 21. März und Gräberbuch des Münsters 137. Wurstisen in den Beiträgen NF. 2, 432. 517. Markgraf Rudolf starb zwischen März und November 1353; der Ort seines Begräbnisses ist nicht bekannt.

   Eine zweite Allianz Baden und Thierstein ist diejenige des Grafen Walraf von Thierstein mit Adelheid (Alix) von Baden. Diese Adelheid war die Tochter des 1335 gestorbenen Markgrafen Rudolf Hesso von Baden und der Gräfin Johanna von Mömpelgard, welch letztere in erster Ehe mit Ulrich, dem letzten Grafen von Pfirt, vermählt gewesen war; von dieser Mutter erbte Adelheid die Herrschaft Belfort. Sie heiratete den Markgrafen Rudolf V. von Baden, zubenannt den Wecker, und nach dessen 1361 erfolgtem Tode den Grafen Walraf von Thierstein. 1367 April 21 erscheint sie zum ersten Male als Gräfin von Thierstein.[241]) Das Datum ihres Todes ist nicht sicher bezeugt.[242]) Ihr Gemahl Graf Walraf fiel 1386 bei Sempach.[243])

   Es ergibt sich nun die Frage, ob die Grabnische im Chor für Rudolf I. oder für Walraf oder für Adelheid oder für letztere beide bestimmt gewesen sei. Zum Entscheid dieser Frage fehlen jedoch bestimmte Nachrichten. Beziehungen der Thiersteiner zu den Barfüssern oder Spuren solcher sind mehrfach nachzuweisen: der von ihnen errichtete Altar zwischen Chor und Lettner,[244]) die 1487 von Graf Hans gestiftete Jahrzeit,[245]) der am Hause Barfüssergasse 3 eingemauerte Wappenschild Thierstein. In

gleicher Weise bestanden Beziehungen der Barfüsser zu den Markgrafen: sie begingen die Jahrzeit eines Markgrafen Rudolf von Hochberg;[247]) Kunigund von Hochberg, Tochter des 1369 verstorbenen Markgrafen Heinrich, Gemahlin des Freiherrn Berthold von Gliers, war eine thätige Gönnerin des Klosters;[247]) auf die Anregung der Barfüsser that Markgraf Rudolf 1407 zwei seiner Töchter in das Clarakloster in Klein-Basel.[248])

Das heute in dieser Grabnische liegende Steinbild einer edeln Frau mit den Wappen Baden und Thierstein wurde 1893 aus der Crypta des Münsters dahingebracht; es ist aber nicht zu entscheiden, ob dieses Bild die einst auf dem Grabe der Markgräfin Katharina im Münster befindliche Statue sei, von welcher das alte Gräberbuch redet und welche 1597 durch ein neues Bildnis ersetzt wurde,[249]) oder ob wir darin das 1843 beim Abbruch des Barfüsserklosters zum Vorschein gekommene Steinbild[250]) zu erkennen haben. Im letztern Falle wäre es als das Bild der Markgräfin Adelheid anzusehen.

Zässingen, lit zů Barfůssen zů Basel.[251])
von Růlspurnen, ligent zů den Barfůssen zů Basel.[252])
von Hall, ligen zů Basel by Barfůsseren.[253])
von Waldegg, zů Basele bei Barfůsseren.[254])
die Ritterer, zůn Barfůssern.[255])

Bei den Barfüssern sind begraben:
von Blauwensteyn am Blauwen frey.
von Friesen.
von Halle.[256])

Die von Blauenstein am Blauen hatten ihre Begräbnisstätten bei den Barfüssern in Basel und im Kloster Lützel.[257])

Heinricus de Bechburg decanus hujus ecclesie obiit, qui sepultus est apud fratres Minores.[258])

Erninus de Berenfels miles obiit, qui sepultus est aput fratres Minores.[259])

Conradus dictus Göli decanus hujus ecclesie obiit, qui sepultus est apud fratres Minores.[260])

Petrus Scalarii miles obiit, qui sepultus est apud fratres Minores.[261])

Heinricus de Tiessenhofen obiit, qui sepultus est apud fratres Minores.[262])

1303 Heinrich von Odendorff, gewesener Provincial der oberdeutschen Provinz, »ist zu Basel im Chor bey den Barfüsseren begraben«[263])

1344 Hemman Macerell Ritter.[264])

1380 Cuno Iselin, fori judicialis assessor.[265])

Das Grab befand sich im Fussboden des Chors; eine Abbildung der mit dem alten Iselinwappen (Lilie) geschmückten Grabplatte von Toussaint 1837 in der öffentlichen Kunstsammlung.

1386 der bei Sempach erschlagene Edelknecht Adelbert von Bärenfels.

1406 Mai 12 Spruch des Johannes, episc. Frequentinus, als päpstlichen Auditors, auf Klage von St. Peter gegen die Minoriten wegen Bezahlung der Quart durch letztere an jene von Pfarrkindern von St. Peter, die aus dessen Gemeinde weggeführt und bei den Minoriten begraben worden seien. Unter diesen Pfarrkindern auch:

— quod Adalbertus de Berenfels armiger de anno domini 1386 et de mense julii ejusdem anni in partibus diem clausit extremum et ejus corpus assumptum seu levatum de parrochia ecclesie s. Petri de eodem mense in monasterium seu eciam monasterii ecclesiam fratrum Minorum adductum et ibi sepultum fuit palam et publice. Item quod cum corpore seu funere supradicto et ejus occasione extunc devenerunt ad ipsos custodem guardianum et fratres dicti monasterii fratrum Minorum res infrascripte, videlicet duo equi armis dicti quondam Adalberti cooperti quadraginta florenos auri Renenses valentes, item due lorice et due mitre ferree viginti florenos similes valentes, item alia arma videlicet pectoralia et arma brachiorum et tibiarum decem florenos similes valentes, item unus pannus aureus valens viginti similes florenos, item 50 libre de cera valentes decem florenos similes.[266])

1386 der bei Sempach erschlagene Ritter Ulrich Vitzthum.[267])

1389 Johannes von Heilbronn, Provincial der oberdeutschen Provinz.[268])

1401 venerabilis Johannes Bernhardus Falckner guardianus.[269])

Das Grab befand sich im Fussboden des Chors; eine Abbildung der mit dem Falknerwappen und mit einem Kreuz geschmückten Grabplatte von Toussaint 1837 in der öffentlichen Kunstsammlung.

1407 Rudolf Vitzthum Ritter.

1399 stiften Ritter Rudolf Vitzthum und seine Frau Agnes von Wessenberg eine Jahrzeit bei den Barfüssern.[270])

Eine Grabnische mit den Wappen Vitzthum und Wessenberg befand sich an der Rückwand des Lettners.[271])

»— aber die Brüder wurden in ihrem Thun desto frecher. Dann sie nicht nur mit der Religionsübung ohne Scheuhen fortdruckten, sondern auch wider der übrigen Geistlichen Willen etliche namhafte Personen, ungeacht des Banns, bey ihnen vergruben. Unter andern war Herr Rudolf Vitzdom Ritter gestorben, der gleichwol den Barfüssern günstig gewesen, jedoch aufs letste seine Begräbnuss im Münster zu haben begehrte. Nicht unbehend war ein Minorit herbey geschlichen und den Krancken eines andern beredt. Wiewol nun der Thumcustor den todten Cörper arrestiert, begruben ihn doch die Seilbrüder in ihrer verbanneten Kirchen, desshalben sonst nirgend über ihn geläutet noch seine Begängnuss gehalten ward.[272])

1408 Sohn von Günther Marschalk dem Bürgermeister.[273])

1454 Hans Waltenheim.

Item quinta ante Heinrici imperatoris anno 54. Bernhart Sevogel et Johannes Waltenhin hastiluserunt in presentia domini ducis Burgundie et sua comittiva. Et Sevogel obtinuit hora quasi quinta et Waltenhin fuit inunctus cum extrema uncione et quasi hora undecima fuit mortuus in domo medici, et sepultus apud Minores.[274])

1458 Lampertus de Bernhardi dictus Lampertescius civis Basiliensis expulsus de Florentia indigne.[275])

1463 Barbel Mercklis.[276])

1470 Petrus domicellus dictus de Hall.[277])

1480 H. Heinrich Meyer von Balderstorff.[278])

[1487/1488] Peter Rot.

Petrus Rott miles magister civium Basil. et Margaretha Rœttin nata de Rumlang ejus uxor sepulti sunt in ecclesia fratrum Minorum Basiliensium.[279])

Petrus Rott miles et magister civium obiit, qni sepultus est apud Minores.[280])

Diese beiden Einträge stammen noch aus dem 15. Jh. und sind nicht anzufechten; die mit ihnen in Widerspruch stehende Angabe von Gross und Tonjola,[281]) wonach eine Inschrift mit Angabe des Todes des Peter Rot sich in der Peterskirche befunden habe, kann nur so erklärt werden, dass es sich dabei nicht um einen Grabstein, sondern um eine Memorientafel handle.

Des Peter Rot Grossvater Gœtzman Rot war nicht auch bei den Barfüssern, sondern beim Münster in der St. Niclauscapelle neben dem Altar der hl. Dreikönige begraben.[282]) Danach ist die Angabe in den Beiträgen, neue Folge, I, 342, zu berichtigen.

Eine Grabnische im südlichen Seitenschiff mit einem Wandgemälde der Kreuzigung (s. oben S. 225) trug zwei Wappen: das Rotische und ein nicht mehr nachweisbares. Der Stil des Gemäldes verbietet, dieses Grab als ein von Peter Rot gestiftetes zu betrachten. Das Grab des Gœtzman Rot kann es nicht sein, weil dieser im Münster bestattet war. Dagegen darf vielleicht an Hans Rot, den Sohn Gœtzmans und Vater Peters, gedacht werden. Dieser stiftete für sich und seine Gemahlin Lucia Snewlin 1434 eine Jahrzeit bei den Barfüssern;[283]) vielleicht war hiemit die Wahl eines Begräbnisses verbunden.

1499 Der bei Dornach gefallene Graf Johann von Ortenberg.

Joannes de Ortenburg alias Ortenberg, filius Sebastiani comitis Ortenbergensis et Mariæ a Joanne dynasta Rohrbacensi in Austria et comite Neubergense progenitæ, sub Maximiliano I. imperatore militans et in prælio prope Basileam commisso a° 1499 occumbens.[284])

1500 Herr Leonhardus Langwetter procurator des bischöfflichen hoffs ze Basel.[285])

1501 Michel Nægelin der alt spittalmeister; 1515 Elſzbeth Haberthůr sein eheliche haufzfraw.[286])

1502 Petter Correlatt von Mümpelgart der kouffman.[287])

1508 fraw Katharina Billingin, meister Heinrich Billings seligen zum Hirtzen eheliche haufzfraw.[288])

1508 herr Claus Herr, vogt des stattgerichts.[289])

1513 Hans Heinrich von Andlow und fraw Margaretha Rotin sein gemahel.[290])

nach 1515 Michel Meyger des ratz zů Basel.[291])

1525 Adamus Petri typographus Basiliensis.[292])

Von den Begrabenen aus späterer Zeit sind namhaft zu machen:

Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein, † 12. April 1666.

Professor Jacob Bernoulli, † 16. August 1705.

1824 war in der akademischen Regenz durch Prof. Huber beantragt worden, die Epitaphien dieser beiden Gräber aus der Barfüsserkirche in die Bibliothek zu verbringen; doch unterblieb die Ausführung.[293])

Am 28. October 1843 wurden diese beiden Gräber in Gegenwart des Baudirektors, des Präsidenten der Baukommission, des Antistes, sowie einiger Angehöriger der Familie Bernoulli eröffnet, die in ihnen vorgefundenen Gebeine nach dem Münster übergeführt und dort neu beigesetzt.[294]) Der Grabstein Bernoullis mit dem von ihm selbst gewählten Bilde der Spirale und der Inschrift: Eadem mutata resurgo, welcher 1860 sich in der Crypta des Münsters befand,[295]) ist jetzt im Kreuzgange daselbst an der zum Betsaal hinaufführenden Treppe eingemauert.

Die letzte Beerdigung in der Barfüsserkirche war diejenige von Frau Judith Merian, Herrn Jacob Matten des Buchbinders sel. Wittib, am 5. Juli 1794 im mittleren langen Gang.[296])

---

[1]) Nach der chronica fratris Jordani a Jano in Analecta Franciscana 1, 1 f. (Quaracchi 1885).

[2]) Die ältere Redaktion dieser Regel in 23 Kapiteln ist gedruckt in Lucæ Holstenii codex regularum 3, 22 (Aug. Vind. 1759); die zweite Redaktion in 12 Kapiteln, welche Honorius III. am 29. November 1223 bestätigte, ebd. 3, 30.

[3]) Analecta Franciscana 1, 13.

[4]) Vgl. Schulte, Lehrbuch des kathol. Kirchenrechtes 458 (Giessen 1868). Als Pellicanus 1504, damals Lector im Hause Basel, mit dem Kardinal Raimund nach Rom reisen sollte, bedurfte er hiezu des Consenses der patres provinciæ; ebenso erhielt Johannes Kreiss 1523 zu seinem Austritt aus dem Orden die Licenz vom Provincial. Pellicani chronicon, hgb. von Riggenbach 30. 96.

5) Eubel, Geschichte der oberdeutschen Minoritenprovinz, 6 ff.

6) Die Begründung des Strassburger Konventes fällt in das Jahr 1222. Die sämtlichen oberhalb Strassburgs im Elsass und im Breisgau gelegenen Klöster des Ordens sind (mit Ausnahme des Klosters zu Freiburg, welches schon 1229 erwähnt wird) erst in den 1240er Jahren oder gar erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstanden; ebenso die Klöster der westlichen Schweiz. Der Konvent Basel ist in diesem ganzen Gebiete der älteste; daraus erklärt sich auch, dass die Custodie nach ihm benannt wurde.

7) Basler UB. 1 104 n. 148.

8) Die Angabe der Provinzchronik bei Koch, die frühesten Niederlassungen, der Minoriten im Rheingebiete, 11 und Eubel 207. Sie ist auch wiedergegeben bei Tschamser Annales der Barfüsser zu Thann 1, 94. Greiderer, Germania Franciscana 2, 589 setzt die Niederlassung in Basel »circa annum 1233«, Wurstisen epitome (1577) 141 »circa annum 1234«.

In Stumpffs Schweizerchronik Buch 12, cap. 25 (fol. 657 der Ausgabe von 1586) findet sich die weitere Notiz, dass um das Jahr 1233 Herr N. Etzelinus den Barfüsserbrüdern die Hofstatt und den Platz ihres Klosters zu Basel geschenkt habe; diese Notiz ist aus Stumpff übergegangen in des Sudanus Basilea sacra 224. Tschamser 1, 99 bringt dieselbe Angabe zum J. 1233 und nennt den Ezelinus einen »hochadelichen und wohlbegüterten Burger zu Basel«. Sofern diese Angabe überhaupt begründet ist, darf unter dem Ezelinus nicht jener halbmythische Gründer der St. Leonhardskirche (vergl. Basler UB. 1, 17, 19) verstanden werden, sondern ist dabei wohl eher an einen Angehörigen des Geschlechtes Oezeli zu denken; dieses Geschlecht ist im 13. Jh. mehrfach bezeugt und zwar im Besitze von Gütern vor dem Spalenthor; da auch die erste Niederlassung der Barfüsser in jener Gegend sich befand, so erscheint jene Nachricht nicht als völlig unglaubwürdig.

9) Nachdem die Barfüsser in die Stadt gezogen, kam ihr Gebäude vor dem Thor zunächst an das Stift auf dem grossen St. Bernhard und von diesem an Bernhardinerinnen von Tænikon, von den letztern bei deren Uebersiedelung nach Michelfelden an Klarissen.

10) Auch an andern Orten haben sich die Minoriten zuerst ausserhalb der Stadt niedergelassen, so in Freiburg i. B. (Zt f. Gesch. d. O-Rh. N-F. 6, 450), Luzern (Koch 9), Heidelberg (Eubel 209), Speyer (Koch 26); in gleicher Weise stehen das Predigerkloster zu Basel und dasjenige im Oetenbach bei Zürich vor der Stadtmauer.

11) Man vgl. beispielsweise in Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freiburg i/B. 1, 48 f. die drei Urkunden des Bischofs von Konstanz, des Leutpriesters Rudolf und des Rates von Freiburg über die Aufnahme der Prediger daselbst 1235 und 1236.

12) Der über dem Einlauf des Birsigs stehende Stadtthurm, vgl. den Plan.

13) Das Original dieser Urkunde ist heute nicht mehr vorhanden; 1781 befand es sich noch im Provinzarchiv. Auf ihm beruht der Abdruck bei Greiderer 2, 589. Den Herausgebern des Basler Urkundenbuches ist dieser Druck nicht früh genug bekannt geworden, um die Urkunde noch im ersten Bande aufzunehmen; sie wird nun im dritten Bande bei den Nachträgen zu den Urkunden des 13. Jh. mitgeteilt werden.

[14]) Greiderer 2, 589.

[15]) Basler UB. 1, 195 n. 269.

[16]) Bulle vom 25. Juni 1253, das Original liegt im Provinzarchiv zu Hall in Tyrol; eine Abschrift verdanke ich der Güte des P. Maximilian Straganz O. S. Fr. daselbst. Ein Regest in der Oberrh. Zeit. N. F. 6, 453.

[17]) Bulle vom 1. Juli 1256; das Original liegt ebenfalls im Provinzarchiv zu Hall in Tyrol; P. Straganz hat mir eine Abschrift auch dieser Urkunde freundlichst mitgeteilt. Eine Erwähnung derselben bei Greiderer 2, 590; ein Regest in der Oberrh. Zeit. N. F. 6, 454.

[18]) Urkunde vom 7. September 1260, erwähnt bei Greiderer 2, 590.

[19]) Basel im 14. Jh. S. 34.

[20]) St. Leonhard A. fol. 36.

[21]) Basler UB. 2, 353 n. 630.

[22]) Analecta Franciscana 1, 2.

[23]) Chronicon, hgb. von Wyss 26.

[24]) Mon. Germ. Hist. SS. 17, 200.

[25]) Tschamser 1, 210. Vgl. Eubel 161, 183.

[26]) Analecta Franciscana 1, 291. Über sein Auftreten am Oberrhein 1255 vgl. Mon. Germ. Hist. SS. 17, 190. Mone Quellensammlung 1, 313.

[27]) Vgl. Eubel 161. 183. 373. 374. Freiburger Diöcesanarchiv 7, 212. 214. 17, 301 f.

[28]) Vgl. Eubels Darstellung des Konrad Probus im Jahrbuch der Gœrresgesellschaft 9. 650 f.

[29]) s. oben S. 168.

[30]) Über Bischof Heinrich vgl. Eubel im Jahrbuch der Gœrresgesellschaft 9, 394 ff.

[31]) Diese Konvente werden in der Urkunde Barfüsser 33 von 1347 als zur custodia Basiliensis gehörend aufgezählt. Vgl. Eubel 11.

[32]) Vgl. z. B. die Abgrenzungen der termini des Predigerklosters in Basel gegen diejenigen des Klosters in Bern 1270 und des Klosters in Kolmar 1278: Trouillat 2, 198 n. 151 und Basler UB. 2, 144 n. 252.

[33]) s. Beilage 6.

[34]) Holstenii codex regularum 3, 34 f.

[35]) Vgl. beispielsweise den Ankauf des Klosters Alspach bei Kaisersberg 1283 durch die Minoriten multa pecunia: Mon. Germ. Hist. SS. 17, 192. Dagegen blieben die Bemühungen der Minoriten, die Säckinger Stiftsfrauen zu Klarissen zu machen, ohne Erfolg. Ebd. 206.

[36]) Basler UB. 2, 8, 10.

[37]) Ebd. 2, 140 n. 245.

[38]) Mon. Germ. Hist. SS. 17, 205.

[39]) Basler UB. 2, 164 n. 294.

[40]) Basler UB. 2, 231 n. 399.

[41]) Basler UB. 2, 290, 41.

[42]) Trouillat 2, 465 n. 365.

43) Z. B. Basler UB. 2, 59, 28. 103, 24. 300, 24.

44) Trouillat 2, 557 n. 432.

45) S. Basler UB. 2, Register S. V.

46) Ebd.

47) Regula Tertiariorum sive fratrum de pœnitentia in Holstenii codex regularum 3, 39.

48) Die Erwähnung der Hofstatt der Sackbrüder 1280 in Basler UB. 2, 165, 21 zeigt, dass beide Bezeichnungen auf dieselbe Kongregation gehen.

49) Basler UB. 2, 1 n. 1.

50) Ebd. 2, 53 n. 103. Als König Rudolf 1274 in Basel einritt, zogen ihm unter dem Klerus auch 12 saccati entgegen. Mon. Germ. Hist. SS. 17, 196.

51) Mon. Germ. Hist. SS. 17, 205.

52) Vgl. Fechter in Basel im 14. Jahrh. S. 61. Anm. 3.

53) Basel im 14. Jahrh. S. 60 f.; insbesondere Anmerkung 2 auf S. 62. Fechter nennt auch die Samnungen der den Dominikanern affilierten Regelschwestern sowie freie Beginen.

54) Vgl. Eubel 38 ff.

55) Potthast 23474. In Transsumpt von Bischof Peter d. d. 1291 Juli 6; Barfüsser 3.

56) Siehe bei den Beilagen ein Verzeichnis der Schaffner.

57) Mon. Germ. Hist. SS. 17, 196; womit nicht gesagt ist, dass diese 36 die sämtlichen Insassen des Klosters waren.

58) Supplikenregister Innocenz VI. ann. VI. fol. 68 im vatikanischen Archiv.

59) Eubel 161. 338 n. 692.

60) Glassberger Chronica in Analecta Franciscana 2, (Quaracchi 1887) 146. 177. Eubel 377 n. 856.

61) Vitodurani chronicon 105.

62) Vgl. unter den Beilagen das Verzeichnis der mit Namen erwähnten Brüder.

63) Testament des Klerikers Johannes Lützilros Leonhard A. fol. 78.

64) Sarasin, die Barfüsserklosterkirche in Basel, 1846 (Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Altertümer in Basel III) S. 6.

65) Barfüsser 28.

66) Bulle vom 23. Januar 1310: Trouillat 3, 155 n. 88.

67) Eubel 55 spricht dies mit Sicherheit aus. Auch die allgemeiner lautende Mitteilung bei Tschamser 1, 329 ist dafür anzuführen. Einen wesentlichen Anhalt bietet aber vor allem der Erlass des Papstes Johann XXII. vom 7. August 1332, in welchem bewilligt wird, bei dem nächstens in Basel stattfindenden Provinzialkapitel der Barfüsser eine Ausnahme von dem über Basel verhängten Interdikt zu machen und in der Barfüsserkirche die divina officia zu feiern, s. Riezler, vatikanische Akten 536 n. 1560. Hieraus ergiebt sich, dass damals bei den Barfüssern das Interdikt gehalten wurde; eine Ausnahme von diesem regelmässigen Zustand sollte nur bei dem bevorstehenden aussergewöhnlichen Anlasse gemacht werden dürfen. — Dieser Auffassung scheint die bei Eubel 272 unter n. 339 erwähnte Bulle Johanns XXII. vom 21. August 1332 zu widersprechen; aber die Angabe ihres Inhaltes durch Eubel

ist unrichtig. Es ist eine in Vidimus vom 14. Januar 1343 enthaltene Urkunde des Basler Officials vom 31. August 1332, welche sich auf eine Bulle des Papstes vom 26. September 1330 bezieht. Danach hat der Provinzial der oberdeutschen Provinz vom Papste Vollmacht erhalten, diejenigen Brüder dieser Provinz, welche das Interdikt nicht beobachtet und sich zu Ludwig gehalten haben, zu absolvieren; der Official fordert nun die Weltgeistlichen von Stadt u. Diözese Basel auf, solche Barfüsser, welche einen Schein über die infolge hievon erhaltene Absolution vorweisen, zu den divina zuzulassen. Die Urkunde berührt mithin die Parteinahme des Basler Klosters nicht.

[68]) Eine Ahnung von den Gewaltthaten, die hiebei mögen verübt worden sein, giebt die Mitteilung Johanns von Winterthur, dass damals die Basler Bürger zur Sonnen den Official wegen einer Beleidigung, die er ihnen und den von ihnen sehr geliebten Barfüssern zugefügt, getödtet haben. Vitodurani chronicon 92. Man wird hiebei ohne Zweifel an die in päpstlichen Erlassen jener Jahre mehrfach genannten Basler Kuno zur Sonnen und Konrad Schufter zur Sonnen zu denken haben. Dieselben waren vor 1331 Anhänger Ludwigs und exkommuniziert; dann wurden sie vom Papste zu Gnaden angenommen und als getreue Söhne der Kirche belobt: Riezler, vatikanische Akten 359 n. 951, 513 n. 1475, 524 n. 1506, 531 n. 1539. Um des von Vitodurani hervorgehobenen guten Einvernehmens der Barfüsser mit den zur Sonnen wegen wäre danach jene Tötung des Officials erst nach August 1331 geschehen.

[69]) Vgl. Tschamser 1, 384. 1357. Zu Basel fangen die Leuth ihre Häuser zu raumen an und allgemach wider aufzubauwen, — wie auch die Chorherren und Conventer ihre Kirchen und Klöster wieder aufrichten liessen, wie dan das unsrige auch wider reparieret worden durch Hilff und Steuer umliegender vornehmen Herren deren Wappen annoch zu sehen.

[70]) 1358 März 2. Supplik von frater Rudolfus minister und übrigen Brüdern der oberdeutschen Provinz an Papst Innocenz VI., quod, cum ex terre motu vehementi anno nuper preterito conventus Basiliensis, ubi olim stare commode divina cooperante providentia sexaginta fratres poterant, sic fuerat dissipatus, quod nunc habitatio derelicta vix quatuor fratribus sufficere valeat, — — — omnibus manum adjutricem pie porrigentibus intuitu dicte fabrice indulgentiam VII annorum totidemque quadragenarum ad decennium concedere dignemini. Mit dem Vermerk: Fiat de duobus annis et duabus quadragenis (Supplikenregister Innocenz VI. ann. VI. fol. 68[v] im vatikanischen Archiv zu Rom.

1362. Eine Kaufsumme soll verwendet werden in reformationem et structuram domus et ecclesie de Barfüsser: Barf. 48[a].

Andere Vergabungen sind bei Fechter, Basel im 14 Jahrh, S. 34, Anm. 4, erwähnt.

[71]) Die Vergabung des Rates 1385: 6 lb. ad edificium fratrum Minorum (Fechter in Basel im 14. Jahrh., S. 34. Anm. 4) muss nicht auf diesen Wiederaufbau, sondern kann auch auf eine spezielle Bauarbeit bezogen werden.

[72]) Preger, Geschichte der deutschen Mystik I, 268 f.

[73]) Vgl. z. B. die bei Preger 2, 155 f., besprochenen Traktate franziskanischer Lesemeister zu Erfurt und zu Köln.

74) Preger 2, 110.

75) Eubel 232 n. 137.

76) W. Wackernagel, kleinere Schriften, 2, 167 f. Preger 2, 295 f.

77) 1362 lector: Barf. 50. 1313 custos: Clara 393. 1385 conventualis: Barf. 90. Er ist auch confessor des Hügelin von Schönegg, des Wohlthäters von St. Leonhard, Barf. 50.

78) W. Wackernagel, kleinere Schriften 2, 189. Eubel 34.

79) Vgl. Fechter in Basel im 14. Jahrh., S. 60 f. Preger, 1, 4 f. Eubel 220 f.

80) Wegen Annahme der Regel des III. Ordens durch ein Beginenhaus, vgl. z. B. die Bestimmung des Konrad Probus 1293 in betreff der Beginen am Rindermarkt: Trouillat 2, 559. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 9, 667.

81) a. a. O., insbesondere S. 64, Anm. 26 ff.

82) Vgl. Fechter a. a. O.

83) 1312 das Haus der Ita Phirterin conversa ist contigua muro fratrum Minorum, Gnadenthal 31. 1390 das Haus der Swester Grede von Runspach der begine ligt wider das closter der Barfussen an Swester Elsin hus von Küttigen der begine Barfüsser 105 a.

84) Fechter a. a. O. 61, Anm. 6.

85) Barfüsser C. fol. 1.

86) Z. B.: Barfüsser 45 b, 48 a.

87) Barfüsser 41.

88) Barfüsser F. fol. 161.

89) Vgl. Eubel 221 f. Haupt in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 7, 521 f., 533 f.

90) Chronik (Ausgabe von 1765) 218 ff.

91) Haupt a. a. O. 512.

92) Barfüsser 142; die Barfüsser zahlten 130 Gulden in barem Gold und gaben dem Bischof einen von ihm früher über 100 Gulden ausgestellten Schuldbrief zurück.

93) 1414 zu Maulbronn. Wurstisen 238.

94) Eubel 25.

95) St. Leonhard 655. St. Peter 790, 791.

96) Für genauere Kenntnis dieser Streitigkeiten kann auf die Darstellung derselben durch Johannes Bernoulli verwiesen werden, welche im Basler Jahrbuch 1895 erscheinen wird. Ich habe infolge freundschaftlicher Erlaubnis des Verfassers zu der vorstehenden Behandlung der Sache dessen Manuskript benützt, wofür ich ihm auch hier bestens danke.

97) Barfüsser 127 a.

98) Barfüsser 177.

99) Barfüsser 180.

100) Barfüsser 184.

101) Eubel 35. Wadding, scriptores ordinis Minorum (Romae 1650) 209.

102) Wurstisen epitome 143.

103) Wurstisen Chronik 327.

104) Conciliumbuch fol. 71.

105) S. 178.

106) Vgl. Eubel 38 ff. Unter den Ordensschriftstellern der oberdeutschen Provinz vertritt Glassberger die Partei der Observanten, Tschamser diejenige der Konventualen.

107) Eubel 61. Ausser den hier angeführten Quellen vgl. auch Freiburger Diöcesanarchiv 7, 308 f.

108) Abdruck dieser Bulle bei Greiderer 2, 592.

109) Barfüsser 190.

110) Glassberger 284.

111) Dieser ist später, 1454, Prediger im Konvent Heidelberg und 1465 bei der Reformation des Heilbronner Klosters thätig. Glassberger 348. Eubel 275 n. 366.

112) vir utique providus et circumspectus et omni discretione ac honestate decoratus et zelator regularis vitae wird er von Glassberger 309 genannt. S. auch Greiderer 2, 591.

113) Tschamser 1, 672.

114) So berichten Greiderer 2, 591, und Glassberger 309, 524. Aber in den Akten des Rates von Basel über das Konzil findet sich die Angabe, dass »die heiligkeit (der Papst) meinte, das kloster zu den Barfussen ze besetzen und ze reformieren mit solichen brüdern, die den orden recht haltend«, Conciliumbuch fol. 111; und in gleicher Weise sagt Wurstisen Chronik 395, dass die Reformation des Barfüsserklosters mit des Papstes Felix Hülfe durchgeführt worden sei.

115) Tschamser 1, 553.

116) Conciliumbuch fol. 111.

117) Tschamser 1, 553.

118) Tschamser 1, 558, 582.

119) Z. B. Glassberger 309.

120) In Felix Hemmerlins Tractat de religiosis proprietariis precepta domini predicantibus, fol. 39 seiner varie oblectationis opuscula et tractatus. In diese Zeit fällt wohl auch die von Glassberger 324 und von Greiderer 2, 593, geschilderte Scene einer Verhandlung vor Papst Felix. Die Verlegung derselben ins Jahr 1448 durch Glassberger ist unrichtig, da Papst Felix schon 1442 Basel wieder verliess.

121) St. Urk. 1367. Das Zusammentreffen des Tagesdatums mit demjenigen der Bulle des Konzils von 1439 ist auffallend; doch liegt kein Irrtum vor.

122) Conciliumbuch fol. 111.

123) Vgl. 1442 November 14: Lienhart Grieb, probst des klosters zu St. Lienhart zu Basel, richter und beschirmer über die zins nütz gülten güter und schulden, so wilent der geistlichen brüder der Barfüssen und irs klosters zu Basel gewesen und nu ze zitten an den Spital daselbs verschaffet sint, von dem heiligen stule zu Rome gesetzet und geordnet. Barfüsser 189 b.

124) Glassberger 309. Tschamser 1, 562. Eubel 61. Greiderer 2, 591 nennt das Jahr 1444.

125) juxta instituta patris nostri s. Francisci, qui sue professores regule affectat in summa paupertate vivere et ab affectu et desiderio terrenorum totaliter esse abstractos.

126) St. Urk. 1367. Barfüsser 190. Conciliumbuch fol. 111.

127) Conciliumbuch fol. 111.

128) Ein Versuch der Konventualen 1464, das Basler Kloster wieder für sich zu gewinnen, schlug fehl; ihr Provinzial Johannes Gnybe kam hiefür und in der »sichern Hoffnung«, seinen Zweck zu erreichen, selbst nach Basel. Es ist möglich, dass damals noch einzelne Anhänger der alten Richtung sich im Kloster befanden. Aber er starb zu Basel und ward im Klarakloster bestattet. Tschamser 1, 618, Eubel 166. (Danach war das Kloster St. Klara nicht observantisch; Gnadenthal dagegen war schon 1447 reformiert worden. Glassberger 322. Greiderer 2, 604. Tschamser 1, 578).

129) Vgl. unten die Angaben über das Leben im Kloster, sowie bei den Beilagen die Liste der Guardiane.

130) Basler Chroniken 3, 141 f.

131) Beiträge zur vaterländischen Geschichte 5, 46. 54. 85. Vgl. auch Glassberger 482 ff.

132) Berner Chronik von Valerius Anshelm I (1884), 197. Vgl. auch Glassberger 482: propter quod maximam sustinebant fratres persecutionem Basileae, ut necesse fuerit aliquos inde mutare.

133) Dass der Spital der Empfänger war, geschah nicht etwa der nahen Nachbarschaft wegen, sondern mit Rücksicht auf die Natur des Spitals. Er war auch ein Gotteshaus, aber ein neutrales. Einem andern Orden hätte das Vermögen doch nicht können übergeben werden; ebenso war seine Verwendung zu weltlichen Zwecken ausgeschlossen. Aus diesen Gründen ist beispielsweise auch in Pforzheim 1443 das Gut des reformierten Barfüsserklosters dem dortigen Spital übergeben worden: Freiburger Diöcesanarchiv 7, 308 f.

134) Weil das Barfüsserkloster »hinter« dem Spital lag.

135) Vgl. z. B. 1457 Johannes Schönwetter procurator seu collector censuum et reddituum, qui olim erant domus fratrum Minorum Basiliensium, nunc vero ad Hospitale pauperum devoluti et translati, Barfüsser 195.

136) Item geben den brüdern umb 12 elen tuch, was graw horöwer, tut 4 lb. 4 sh. Rechnung des Hintern Amts 1472/73.

137) Glassberger 438—442.

138) Glassberger 348.

139) Pellicani chronicon 27. Greiderer 2, 630.

140) S. oben die Abhandlung von B. Riggenbach.

141) Ist der bei Glassberger 348 wiederholt genannte magister juvenum professorum et novitiorum mit dem Lector gleichbedeutend? oder eine Verbindung von Lector und Novizenmeister?

142) Eubel 15.

143) Glassberger 450.

144) Pellicani chronicon 26, 35.

145) Necessaria copia librorum non est contra paupertatem Franciscanorum. Wadding annales Minorum 4, 278.

Sancta et nobis germana est paupertas, ea videlicet, quæ uniuscuiusque statum et functiones decet; videlicet ut simplex et illiteratus frater quæ ad victum tenuem

et pauperem vestitum sunt necessaria, ut sacerdos quæ ad sacerdotium, ad confessiones excipiendas, ad aliorum animas curandas instructorios habeat codices, ut facultatum liberalium et s. theologiæ professores verbique divini concionatores ad seria et laboriosa ministeria subsidia habeant necessariorum librorum. ebd.

146) Glassberger 438.

147) Erziehungsakten Z. 1.

147a) Pellicani chronicon 109.

148) Pellicani chronicon 119. Später scheint ihm von Basel ans vorgeworfen worden zu sein, dass er Bücher mitgenommen habe, die ihm nicht gehörten; er erteilte hierauf in einer Zuschrift an den Rat folgende Antwort:

Uff miner gnädigen gunstigen und lieben herren von Basel anforderung der bücher halb, so mir ein wyser radt uss dem Barfuser Kloster vor 11 joren vergündt hatt, ist dises der bescheidt: vom jor do man zalt 1501 an, do der frumm meister Hans Amorbach und m. Hans Froben den gantzen Augustinum anfingen trucken, bin ich als lang ich zu Basel gsin und 6 jor zu Ruffach all zyt in irem dienst gsin, wie die bücher ettlich anzeigen, so Frobenius, Adam Petri, Cratander und m. Jacob uff dem Heuberg getruckt haben, von denen mir für min person wenig anderer lon worden umb min gross und emssig arbeit dann bücher, die ich in die libery gelegt hab zu nutz der brüder und min. Biss das ich gon Zyrch kummen und wenig brüder im kloster gsin, da hab ich in geschrifft anzeigt, welcher truckerherr mir solches buch gäben hatt, uff einem zedel überantwort einem weysen radt zu Basel durch min gunstigen lieben herren herr Jacob Meyer seligen den burgermeister mit furgeschrifft myner gnädigen herren von Zyrch. Die sind mir vergund worden, und ist under denselbigen kein buch, dan das zu Basel getruckt ist durch soliche mine günder truckerherren, deshalb kein schaad ist an büchern beschähen der statt Basel noch iren liberyen. Die hebreischen bücher sind nie in die libery glegt worden, dan sy mynem bruch sind vom frummen Frobenio gegeben worden und zu miner notturfft, die ich auch wol brucht hab zu gmeinem nutz. Gott syge lob und eer.

Conradus Pellicanus von Ruffach.

Klosterarchiv, Barfüsserakten.

148a) Empfangschein der Barfüsser vom Andreastag 1517 (bis 1834 im Staatsarchiv befindlich, damals an die Universität abgetreten).

148b) Erziehungsakten DD. 2.

48c) Sed et hic locus bibliothecæ non caruit, quæ tamen hodie dissipata est. epitome 143.

148d) Becks Übersetzung der epitome von Wurstisen 229.

148e) Sie wurden neuerdings aus dem Spitalarchiv ausgeschieden und bilden nun im Staatsarchiv Basel die Abteilung »Barfüsser« des Klosterarchivs.

148f) Vgl. das lange Verzeichnis derselben in Barfüsser F. fol. 161 ff. Nach Glassberger 553 waren auch Urkunden, welche die ganze Provinz betrafen, beim Basler Konvent verwahrt.

148g) Greiderer 2, 595. Briefliche Mitteilung des P. Maximilian Straganz in Hall.

148h) Urkunde vom 12. Mai 1456 im Archiv der Schiffleutenzuft. Über solche Gnadenbriefe vgl. Eubel 13. 233 n. 142.

[148]) Beiträge 1, 127.

[149]) Basler Chroniken 3, 70. Glassberger 461.

[150]) Pellicani chronicon 29. Bei diesem Anlasse mag bemerkt werden, dass Thomas Murner bei seinem Aufenthalte in Basel 1518 mit dem Barfüsserkloster kaum in nähere Berührung getreten ist, da er Konventual und nicht Observant war.

[151]) Glassberger 438.

[152]) Bene sibi placere statum observantium in Basilea; sed ego, inquit, non possem in tali statu esse propter eorum instabilitatem, scilicet quia mittuntur de provincia in provinciam. Basler Jahrbuch 1879, 94.

[153]) 1454: Glassberger 347.

1472: Glassberger 454 (in festo s. Johannis Bapt.); Basler Chr. 4, 356 (uff pfinsten).

[154]) Glassberger 551.

[155]) In einem Archivverzeichnis des Barfüsserklosters 15. Jh. Barf. F. fol. 164.

[156]) Barf. 19.

[157]) Basler UB. 2, 109 n° 193.

[158]) Basler UB. 2, 236 n° 410.

[159]) Boos UB. von Baselland 172 n° 221.

[160]) Barf. 8.

[161]) S. 13.

[162]) Rahn im Anz. f. Alt. 1880, 97.

[163]) Sarasin 6 nennt diese Wappen Wippingen und Burgund; aber das letztere ist gewiss ein Irrtum, da eine Beziehung zu Burgund in gar keiner Weise zu belegen oder zu erklären wäre. Sarasin wird Grandson als Burgund gedeutet haben; denn Gerhard von Wippingen führte neben dem Schilde von Wippingen auch den von Grandson im Wappen (seine Mutter war eine Grandson); vgl z. B. seine Memorientafel im nördlichen Seitenschiff des Münsters und Wurstisen Chronik 162.

[164]) Laut Bericht des Baudirektors waren im Oktober 1843 die Zimmerleute auf dem obersten Boden des Chors mit Aufrichtung eines Gerüstes beschäftigt, »um die beiden Gemälde herabnehmen zu können.«

[165]) Rahn in der Neuen Zürcher Zeitung 1882, n° 35. Nach Stückelberg, Anz. f. Alt. 1892, 146, waren hier die Evangelistenembleme dargestellt.

[166]) Deren Umrahmung ehedem bunt bemalt war. Vgl. Sarasin 6 und Tafel IX. Eine Abbildung derselben von 1843 in der Bildersammlung des Historischen Museums.

[167]) Vgl. hierüber das im Abschnitt über die Begräbnisse Gesagte.

[168]) S. Sarasin Tafel V. Eine Abbildung von 1843 in der Bildersammlung des Historischen Museums.

[169]) Vgl. Sarasin 5. Eine Abbildung dieser höchst gefälligen Bemalung (schachbrettartig in weiss, rot und schwarz) von 1843 in der Bildersammlung des Historischen Museums. Ebendort auch ein Bild der frühern Thüre im Chor gegen die Sakristei.

[170]) Aufnahmen der Sakristei von Chr. Riggenbach 1843 in der Bildersammlung des Historischen Museums.

[171]) Klosterarchiv, Spital, Pap.-Urk. 10.

[172]) 1755 an Hans Jakob von Georg Müller den Handelsmann, 1796 an Hauptmann Johann Rudolf Krauss: Klosterarchiv, Spital, Pap.-Urk. 10. Auf dem Grundplane bei Sarasin ist dieser Raum eingezeichnet.

[173]) Barfüsserrechnung 1459: item als die brůdere daz glockhus machten, do gab ich inen zů zůg und an machlon ze stůr 4½ lb. 3 sh.

[174]) Worauf die bezügliche Mitteilung Sarasins, S. 15, beruht, ist mir unbekannt.

[175]) Nach einer unverbürgten Tradition bestand der alte Dachreiter zum Teil aus Eisen (gleich demjenigen von 1511 auf dem Rathaus) und wurde c. 1820 von einem in der Behörde sitzenden Eisenhändler als »altes Eisen« zu Handen gezogen.

[176]) Eine Abbildung derselben von 1843 in der Bildersammlung des Historischen Museums.

[177]) Sarasin 9.

[178]) Ritter Rudolf Vitzthum und seine Ehefrau Agnes von Wessenberg stiften 1399 eine ewige Messe super altari per dominos comites de Tierstein fundato et constructo inter chorum et ecclesiam, Barf. 117[b]. Über ihr Begräbnis siehe unten. Die Grabnische wurde 1892 beseitigt; die beiden Steine mit den Wappen Vitzthum und Wessenberg befinden sich im Historischen Museum.

[179]) Drei dieser Schlusssteine sind im Original, von den übrigen sind Abgüsse im Historischen Museum. In dessen Bildersammlung befinden sich genaue, von Architekt Riggenbach 1843 gefertigte Aufnahmen des Lettners und einzelner Teile desselben.

[180]) Sarasin 6.

[181]) Basler Chron. 4, 402 f. Doch könnte diese Notiz sich auch auf Grabdenkmäler beziehen.

[182]) Epitome 142 (Ausg. von 1577).

[183]) Sarasin 7.

[184]) Sarasin 6.

[185]) Die mit Masswerk gezierte Vorderwand der Tumba ist in Nachbildung der alten von Feuchtigkeit zerstörten neu erstellt; die Platte mit dem Wappen wurde aussen am Chor angebracht. Abbildungen der Grabnische und der Grabplatte von 1843 in der Bildersammlung des Historichen Museums; s. auch die Tafel X. bei Sarasin.

[186]) Im Anz. f. Alt. 1892, 146 f., 1893, 190 f. Die Gemälde sind jetzt mit beweglichen Tuchrahmen überdeckt.

[187]) Vgl. Barfüsserrechnung 1455/56: Item als meister Peter Malenstein der moler das jungst gericht zů den Barfůssen gemolet hat, dem ist geben 2 lb. 6 sh. Eine Aquarellkopie dieses Gemäldes von Neustück in der Bildersammlung des Historischen Museums. Vgl. oben S. 132.

[188]) Eine Aquarellkopie dieses Gemäldes von Neustück in der Bildersammlung des Historischen Museums. Vgl. oben S. 148.

[189]) Dieses Gemälde befand sich in einer Grabnische des südlichen Seitenschiffes, zwischen dem fünften und sechsten Fenster (vom Giebel aus gezählt). Eine Aquarellkopie desselben in der Bildersammlung des Histoirschen Museums, danach

die Tafel VIII, bei Sarasin. Über die Zugehörigkeit dieses Grabes zur Familie Rot siehe oben S. 242. Über das Gemälde selbst vgl. oben S. 148.

[190]) Sarasin 6.

[191]) Vgl. Stückelberg im Anz. f. Alt. 1893, 192. Über dem Triumphbogen ist der Fries wiederhergestellt worden; Pausen und Kopien in der Sammlung der histor. und antiquar. Gesellschaft.

[192]) Eine solche Umrahmung ist im südlichen Seitenschiff erhalten geblieben.

[193]) Vgl. Stückelberg a. a. O. 193.

[194]) 1399 Stiftung einer Messe auf diesem Altar durch Ritter Rudolf Vitzthum und seine Ehefrau Agnes von Wessenberg, Barf. 117[b].

[195]) 1388 Stiftung einer Messe super altare S. Francisci durch Anna, Witwe Alberts von Wallenburg des Gerbers, Barf. 98.

[196]) Mündliche Mitteilung des Herrn Antiquar Mende; die Platten sollen vor etwa 40 Jahren nach auswärts verkauft worden sein. S. jedoch S. 227.

[197]) Barfüsserrechnung 1452/53.

[198]) Barfüsserrechnung 1464/65.

[199]) Barfüsserrechnung 1465/66.

[200]) Wursteisens kurzer Begriff — übersehen und mit Anmerkungen vermehret, S. 230.

[201]) Bericht an den Kleinen Rat vom 8. März 1782.

[202]) Beide Räumlichkeiten wurden 1796 an Jakob Bleiler vermietet: Klosterarchiv, Spital, Pap.-Urk. 10.

[203]) Vgl. die Abbildungen des Barfüsserplatzes, z. B. diejenige von Guise im Sarasin'schen Heft 1845. Auf einem in der öffentlichen Kunstsammlung befindlichen Stich von 1788, die «Ausführung« J. J. Tschudys darstellend (Falkeisensche Prospektensammlung) ist zwischen die Strebepfeiler eine Zinnenmauer mit einem Thor eingebaut.

[204]) Fortführung der Basel-Chronick, drittes Buch 1600–1609, S. 4.

[205]) Philiberts Chronik 12.

[206]) Philiberts Chronik 35. S. jedoch oben S. 225.

[207]) Kleinrats-Protokoll.

[208]) Haushaltungs-Protokoll.

[209]) »Noch konnte man beim Abbruche die alten Zellen erkennen; in einer erblickte ich das I. H. S. alter vergangener Tage.« Sarasin 9.

[210]) Über die Trennung des Begräbnisplatzes der Brüder und der Laien bei Barfüsserklöstern s. Eubel 240 n° 178.

[211]) Vgl. Pellicani chronicon 29.

[212]) Vgl. die Abbildung in Merians Stadtplan 1615.

[213]) Pellicani chronicon 75—78.

[214]) 1299 ein Haus liegt apud Birsicum prope pontem Minorum fratrum, Leonh. 133; ebenso 1303: Leonh. 154; 1309: Leonh. 183. 1300 das Haus ze Blůmenberg liegt bi der Barfůssen stege an dem orte, Spital F. fol. 6.

[215]) 1300 territorium situm juxta portam fratrum Minorum. que sita est juxta fluvium dictum Birsich, Spital G. fol. 155. 1307 ein Haus ist gelegen juxta Bir-

sicum ex opposito porte domus fratrum Minorum, Leonh. 173. orthus bi der Barfussen grossem tor, Barf. A. fol. 6.

[216]) Über das Recht der Barfüsser zur Beerdigung von Laien s. Eubel 23.

[217]) Basler UB. II, 353 n° 630.

[218]) Basler Chr. 1, 106. Vgl. die Urkunde des Schultheissengerichts von 1296: coram sculteto pro tribunali sedente in cymiterio fratrum Minorum, Clara 57. Vgl. auch Anm. 222 die Notiz betr. das Birsighochwasser von 1339.

[219]) Barfüsser-Rechnung 1471/72: item usgeben minen herren, als sy verbuwen hant an dem gewelb in dem Birsich under dem Barfůssen closter, tůt 38 lb. 11½ sh.

[220]) Die Notiz von 1530 in den Basler Chr. 1, 485 scheint sich auf die Brücke oder eher die ganze Unterwölbung des Platzes, nicht auf ein unter dem Kloster stehendes Gewölbe zu beziehen.

[221]) chronicon 76.

[222]) Vitodurani chronicon 149: præsertim autem in Basilea quidam rivus dictus Birsich inundacionis excessu desevit, quod multam et gravem jacturam civitati, maxime autem fratribus Minoribus intulit.

Codex Beinheim fol. 32: der Birsich lief hindersich und wart verswellet, daz nieman in sinen hůseren mohte bliben, denne die uf bergen oder uf bůhelin woren gesessen. Und trůg den kilchof zů den Barfůssen me denne halber enweg und trůg me denne 100 toten enweg in den boumen, die den Rin abe flussent.

Vgl. Wurstisen Chronik 181: im 1341 (!) Johr übergosse sich der Birsick solcher massen, dass er mehr dann Ellen hoch über den Barfůsser Kirchhof flosse und viel todter Cörpern in den Rhein führte.

[223]) Basler Chroniken 1, 106.

[224]) z. B. 1553: Basler Chroniken 1, 219 Anm. 3.

[225]) Über Zerstörung, Wiederherstellung und nochmalige Zerstörung eines solchen Gewölbes durch Hochwasser s. Basler Chroniken 1, 485. Zwinger methodus apodemica 177 (1577) erwähnt das vorhandene Birsiggewölbe unter dem Platz.

[226]) Für den innern Teil mit der Kirche kommt namentlich ein von Guise aufgenommenes Bild in Betracht, von welchem eine Lithographie sich in der Publikation Sarasins über die Barfüsserkirche 1845 befindet. Eine Aufnahme des äussern Teils beim Eselthürmlein durch Neustück ist reproduziert in dem Sammelwerk »Altes Basel« von Sattler.

[227]) Über die Entstehung des grossen Almosens s. R. Wackernagel in den Beiträgen zur vaterländ. Gesch. NF. 3, 109.

[228]) Bericht über den Zustand und die Verwaltung der Armenhäuser in der Stadt Basel, auf Verfügung E. E. Stadtrats öffentlicher Bekanntmachung übergeben 1829, S. 23f. — Ich besitze ein Aquarell von Guise, das den grossen Klosterhof mit den darin sich aufhaltenden Irren darstellt.

[229]) Über die beiden Barfüsserschulen vgl. Th. Burckhardt-Biedermann, Geschichte des Gymnasiums 15 u. 65.

[230]) 1542 Februar 28 Versprechen der Pfleger des grossen Almosens, die von Jakob Rüedin und seiner Ehefrau Anna Erenfelsin zu Gunsten der armen Diensten im Barfüsser Pestilenzhause gemachte Stiftung getreulich zu verwenden.

[231]) L. Bernoulli-Bär, S. Alioth, Amadeus Merian.

[232]) Stadtrat H. Bischoff-Respinger (später ersetzt durch Stadtrat Le Grand), Stadtrat J. J. Burckhardt-Ryhiner und Stadtrat Em. Burckhardt-Burckhardt.

[233]) Ratsherr Felix Sarasin.

[234]) Sie verweist auf ein von ihr angelegtes Verzeichnis dieser sämtlichen Funde; dasselbe ist aber nicht mehr vorhanden. Sie berichtet, dass nach dem vom 6. bis 18. November vollzogenen Abbruch des Kreuzganges und der Refectoriums die »gehauenen Bogenverzierungen« des erstern zu anderweitiger Verwendung beiseite gelegt worden seien; eine solche Verwendung hat aber nicht stattgefunden, und die Steine sind später beseitigt worden.

[235]) Der Baudirektor hatte vorgeschlagen, die gefundenen »Monumente und Altertümer« in dem öffentlichen Durchgang zwischen Kaufhaus und Stadtcasino anzubringen; die Baukommission trat hierauf nicht ein, sondern verlangte einen anderen Vorschlag der Baudirektion, welcher aber nie erfolgt ist.

[236]) Hausurkunden der Liegenschaft zum Gejäg.

[237]) Dieser Stein wurde auf der an das Barfüsserareal angrenzenden Liegenschaft Barfüssergasse 3 aufbewahrt (wohl von der Einrichtung des Kaufhauses 1843 her) und von deren Besitzer, Herrn L. Reinhardt, 1893 dem Historischen Museum geschenkt.

[238]) Von diesem Stein gilt ebenfalls das in der vorigen Anmerkung Gesagte.

[239]) S. oben S. 224.

[240]) S. oben S. 222.

[241]) Schöpflin historia Zaringo-Badensis 2, 25. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden 1169. 1240.

[242]) Sie wird in einer Urkunde von 1373 selig genannt und erscheint in einer andern von 1380 als handelnd. Fester 1301. 1330.

[243]) Liebenau, die Schlacht bei Sempach, S. 102 f. und Birmann, Collectaneen zur Geschichte des Hauses Thierstein (Mscr. der öffentl. Bibliothek zu Basel)

[244]) S. oben S. 225.

[245]) Barfüsser 184.

[246]) Vgl. z. B. das Verzeichnis der Jahrzeiten im Rechnungsbuch 1457–60.

[247]) Vgl. die Urkunden Barfüsser 91 und 116[c].

[248]) Wurstisen Chronik 228.

[249]) Tonjola, Basilea sepulta 5.

[250]) Vgl. Sarasin 7.

[251]) Schnitt Wappenbuch 1530 fol. 126.

[252]) ebd. fol. 129.

[253]) ebd. fol. 131.

[254]) ebd. fol. 137[v].

[255]) ebd. fol. 149[v].

[256]) Stumpff Chronik 1586 fol. 673[v]. 674.

[257]) Kindler von Knobloch in der Vierteljahrsschrift des Vereins Herold 9, 330.

[258]) Anniversarienbuch des Münsters, 9. Juli.

[259]) ebd., 20. Februar.

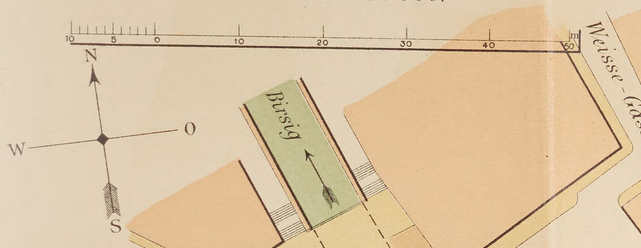
[260]) ebd., 30. Januar.

[261]) Universarienbuch des Münsters, 15. Oktober.
[262]) Gräberbuch des Münsters 71.
[263]) Tschamser 1, 264. Eubel 162 zum Jahr 1304.
[264]) Wurstisen Wappenbuch 140.
[265]) Gross epitaphia 219. Tonjola 251.
[266]) St. Peter 770.
[267]) Pusikan, die Helden von Sempach 52.
[268]) Tschamser 1, 445.
[269]) Gross 219. Tonjola 251.
[270]) Barfüsser 117[b].
[271]) S. oben S. 223.
[272]) Wurstisen Chronik 229. Vgl. auch Schnitt Wappenbuch fol. 123.
[273]) Wurstisen Chronik 230.
[274]) Basler Chroniken 4, 317.
[275]) Gross 217. Tonjola 251.
[276]) Barfüsser 197.
[277]) Gross 217. Tonjola 251.
[278]) Gross 218. Tonjola 252.
[279]) Spital F. fol. 128[v].
[280]) Gräberbuch des Münsters 165.
[281]) Gross 97. Tonjola 115
[282]) Gräberbuch des Münsters 63.
[283]) Barfüsser 15 (Annex).
[284]) Greiderer 2, 636.
[285]) Gross 217. Tonjola 252.
[286]) Gross 218. Tonjola 252 (zu 1515).
[287]) Gross 218. Tonjola 252 (zu 1520).
[288]) Gross 218. Tonjola 252.
[289]) Gross 224. Tonjola 252.
[290]) Gross 224. Tonjola 252.
[291]) Spital F. fol. 131.
[292]) Wurstisen epitome 144. Gross 215. Tonjola 252.
[293]) Acta et decreta acad. Basil. 6, 158.
[294]) Protokoll der Baukommission 68.
[295]) Merian, die Mathematiker Bernoulli 19.
[296]) Verzeichnis der Grabsteine in der Barfüsserkirche n° 72.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Barfüsserkirche & Umgebung
1894.

Maßstab 1 : 500.



Weisse Gasse.
Streitgasse.
Freie Strasse.
Kaufhausgasse.
Barfüssergasse.
Gerbergasse.
Birsig
Barfüsserplatz.
Barfüßerkirche
(Historisches Museum)
Stadtcasino.
Musiksaal.
Bureau & Abwartwohnung des historischen Museums.
Schilthof.
Steinenberg.
Tramgeleise.
Kohlenberg.
Steinen-Vorstadt.
Theaterstrasse.
Theater.
Klostergasse.
Kunsthalle.
Elisabethenstrasse.

Lith. F. Bruder Basel.

Col. Stadelmann fec. 1894.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Barfüsserkirche & Umgebung

zu Anfang des XIX. Jahrhunderts

Mafsstab 1:500.

Legende.

1. Zollstüblein.
2. Knabenschulhaus.
3. Comptoir & Spendestube des Almosenschaffners.
4. Oben Wohnung des Spitalpfarrers, unten Maedchenschule.
5. Wohnung des Schaffners.
6. Waschhaus der Schaffnei.
7. Köflein der Schaffnei.
8. Oben Wohnung des Schaffners, unten Almosenwohnungen.
9. Gärtlein der Schaffnei.
10. Schullehrergärtlein.
11. Pfarrgärtlein.
12. Wohnung des Spitalpfarrers.
13. Eingang ins Almosen.
14. Almosenwohnungen.
15. Oben Wohnung des Schaffners, unten Almosenwohnungen.
16. Hof des Almosens.
17. Spitalgarten.
18. Schulhof.
19. Spital.
20. Barfüsserkirche.

Weisse-Gasse.
Streitgasse.
Freie-Strasse.
Birsig
Gerbergasse
Barfüsserplatz
Spitalgässlein
Spitalgässlein
Freie-Strasse
Luftgässlein.
Aeschen-Schwibogen
Eseltthurm
Wasserthurm
Stadtgraben.
Kohlenberg.
Steg über den Birsig.
Steinenberg
Pfarrhaus St. Elisabeth.
Kasernenplatz.
Birsig
Rossmarkt
Blömleinkaserne.
(Steinenkloster.)

Lith. F. Bruder Basel.
Col. Stadelmann fec. 1894.

18. OKT. 2005

Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burckhardt, Albert, 1854-1911

Festbuch zur Eröffnung des Historischen Museums

Basel 1894

H.misc. 101 um
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11619604-3